

# Alexandre Dumas



Der Chevalier von  
Maison-Rouge

**Der Chevalier  
von  
Maison-Rouge.  
(Episode von 1793.)**

Von  
**Alexandre Dumas**

---

Aus dem französischen  
von  
Dr. August Zoller



Stuttgart.  
Verlag der Frankh'schen Buchhandlung.  
1847

# Inhaltsverzeichnis

Der Chevalier von Maison-Rouge. (Episode von 1793.)

01 – 04. Bändchen.

I. Die Freiwilligen.

II. Die Unbekannte.

III. Die Rue des Fossés-Saint-Victor.

IV. Sitten der Zeit.

V. Was für ein Mann der Bürger Maurice Lindey war.

VI. Der Temple.

VII. Spielerschwur.

VIII. Geneviève.

IX. Das Abendbrot.

X. Der Schuhflicker Simon.

XI. Das Billet.

XII. Liebe.

XIII. Der 31. Mai.

XIV. Aufopferung.

XV. Die Göttin Vernunft.

XVI. Der verlorene Sohn.

XVII. Die Minierer.

XVIII. Wolken.

XIX. Die Bitte.

XX. Das Sträußermädchen.

XXI. Die rothe Nelke.

XXII. Simon der Censor.

XXIII. Die Göttin Vernunft.

XXIV. Die Mutter und die Tochter.

XXV. Das Billet.

05 – 08. Bändchen (Schluß).

XXVI. Black.

XXVII. Der Muscadin.

XXVIII. Der Chevalier von Maison-Rouge.

XXIX. Die Patrouille.

XXX. Nelke und Gang.  
XXXI. Aufsuchung.  
XXXII. Der Schwur.  
XXXIII. Am andern Tag.  
XXXIV. Conciergerie.  
XXXV. Die Salle des Pas-Perdus.  
XXXVI. Der Bürger Theodor.  
XXXVII. Der Bürger Gracchus.  
XXXVIII. Das königliche Kind.  
XXXIX. Der Veilchenstrauß.  
XL. Die Schenke zum Brunnen Noä.  
XLI. Der Greffier des Kriegsministeriums.  
XLII. Die zwei Billets.  
XLIII. Die Vorkehrungen von Dirmer.  
XLIV. Die Vorkehrungen des Chevalier von Maison-Rouge.  
XLV. Die Nachforschungen.  
XLVI. Das Gericht.  
XLVII. Priester und Henker.  
XLVIII. Der Henkerskarren.  
XLIX. Das Schafott.  
L. Die Haussuchung.  
LI. L o r i n.  
LII. Fortsetzung des Vorhergehenden.  
LIII. Das Duell.  
LIV. Der Todtensaal.  
LV. Es lebe Simon!

## 01 – 04. Bändchen.

### I.

#### *Die Freiwilligen.*

**E**s war am Abend des 10. März 1793.

Auf Notre-Dame hatte es zehn Uhr geschlagen, und jede Stunde war, sich nach einander lösend, wie ein aus einem ehernen Neste geschleuderter Nachtvogel traurig, eintönig, vibrierend entflohen

Die Nacht war auf Paris herabgesunken, nicht geräuschvoll, stürmisch, von Blitzen durchzuckt, sondern kalt und nebelig,

Paris selbst war nicht das uns bekannte Paris, blendend am Abend von tausend Feuern, die sich in seinem vergoldeten Kothe wiederstrahlen, Paris mit den geschäftigen Spaziergängern, mit dem freudigen Geflüster, mit den bacchischen Vorstädten, die Pflanzschule verwegener Händel, kühner Verbrechen, der Ofen mit dem tausendfachen Gebrülle, sondern eine verschämte, schüchterne Altstadt, deren seltene Einwohner liefen, um von einer Straße in die andere zu gelangen, und in ihre Gänge oder unter ihre Thorwege stürzten, wie von den Jägern umstellte wilde Thiere sich in ihre Höhlen werfen.

Es war endlich, wie gesagt, das Paris des 10. März 1793.

Einige Worte über die äußere Lage, welche diese Veränderung in dem Angesicht der Hauptstadt herbeigeführt hatte, und wir werden mit den Ereignissen beginnen, deren Erzählung den Gegenstand dieser Geschichte bilden soll.

Frankreich hatte durch den Tod von Ludwig XVI. mit ganz Europa gebrochen. Mit den drei Feinden, die es Anfangs bekämpft, nämlich mit Preußen, dem Reiche und Piemont, hatten sich England, Holland und Spanien verbunden. Nur Schweden und Dänemark behaupteten ihre Neutralität; diese beiden Staaten waren indessen beschäftigt, Katharina II, Polen zerreißen zu sehen.

Die Lage war furchtbar. Weniger verachtet als physische Macht, aber auch weniger geschätzt als moralische seit den September-Metzeleien und der Hinrichtung am 21. Januar war Frankreich buchstäblich von ganz Europa blockiert wie eine einfache Stadt. England war an seinen Küsten, Spanien an den Pyrenäen, Piemont und Oesterreich an den Alpen, Holland und Preußen im Norden der Niederlande, und aus einem einzigen Punkte, vom Oberrhein bis zur Scheide, marschierten zweimal hundert fünfzig tausend Mann gegen die Republik.

Ueberall waren die französischen Generale zurückgedrängt. Miaczinski war genöthigt gewesen, Aachen aufzugeben und sich gegen Lüttich zu ziehen. Steingel und Neuilly waren in Limburg zurückgeworfen; Mrianda, welcher Maastricht belagerte, hatte sich gegen Tongres gewendet. Gezwungen, sich fechtend zurückzuziehen, hatten sich Valence und Dompierre einen Theil ihres Materials nehmen lassen. Mehr als zehntausend Ausreißer hatten bereits die Armee

verlassen und sich im Innern zerstreut. Der Convent, der seine Hoffnung nur noch aus Dumouriez setzte, hatte diesem Couriere auf Couriere mit dem Befehle zugeschickt, sich von den Ufern des Biebos wegzubegeben, wo er eine Landung in Holland vorbereitete, um das Commando der Maas-Armee zu übernehmen,

Empfindlich im Herzen, wie ein belebter Körper, fühlte Frankreich in Paris, das heißt gerade in seinem Herzen, jeden Schlag, den ihm die Invasion, die Empörung oder der Verrath in den entferntesten Punkten beibrachten. Jeder Sieg war ein Freudensturm, jede Niederlage ein Anfall allgemeinen Schreckens. Man begreift daher leicht, was für einen Aufruhr die auf einander folgenden neuen Stöße und Verluste, welche Frankreich erlitten, in der Hauptstadt zur Folge hatten.

Am Tage vorher, am 9. März, hatte eine der stürmischsten Sitzungen im Convent stattgefunden: alle Officiere hatten Befehl erhalten, sich noch in derselben Stunde zu ihren Regimentern zu begeben, und Danton, dieser kühne Beantrager unmöglicher Dinge, welche dennoch in Erfüllung gingen, hatte die Tribune besteigend ausgerufen: »Ihr sagt, es fehle an Soldaten! bieten wir Paris eine Gelegenheit, Frankreich zu retten, verlangen wir dreißig tausend Mann von ihm und schicken wir sie Dumouriez, und Frankreich ist nicht nur gerettet, sondern auch Belgien gesichert und Holland erobert.«

Dieser Antrag wurde mit enthusiastischem Geschrei aufgenommen. Man eröffnete Register in allen Sectionen, welche am Abend sich zu versammeln eingeladen wurden. Die Theater waren geschlossen worden, um jeder Zerstreung vorzubeugen; und man hatte die schwarze Fahne als Zeichen der Trauer aus dem Rathhause ausgezogen.

Bor Mitternacht waren dreißig tausend Namen in riefe Register eingeschrieben.

Nur geschah an diesem Abend, was auch in den Septembertagen geschehen war: bei jeder Section verlangten die Freiwilligen, als sie sich einschrieben, daß vor ihrem Aufbruch die *Verräther* bestraft würden.

Die *Verräther* waren in Wirklichkeit die Contrerevolutionären, die verborgenen Verschwörer, welche die von Außen bedrohte Revolution im Innern bedrohten. Doch das Wort nahm, wie man leicht begreift, die Ausdehnung, die ihm die äußersten Parteien, welche in diesem Augenblick Frankreich zerrissen, zu geben beliebten. Die *Verräther* waren die Schwächeren. Die Schwächeren aber waren die Girondisten. Die Montagnards beschlossen, die Girondisten wären die *Verräther*.

Am andern Tag, dieser andere Tag war der 10. März, waren alle Abgeordnete von der Partei der Montagnards in der Sitzung gegenwärtig. Die bewaffneten Jacobiner hatten eben die Tribune gefüllt, nachdem sie die Frauen vertrieben, als der Maire mit dem Gemeinderath erschien, den Bericht der Commissäre des Convents über die aufopfernde Ergebenheit der Bürger bestätigte, aber zugleich auch den am vorhergehenden Tage einstimmig ausgesprochenen Wunsch wiederholte, man möge ein außerordentliches Tribunal, bestimmt ein Urtheil über die *Verräther* zu fällen, errichten.

Sogleich verlangt man einen Bericht des Comtt6. Das Comité versammelt sich aus der Stelle und zehn Minuten nachher erscheint Robert Lindey und meldet, es werde ein aus neun, von allen Formen unabhängigen, Richtern bestehendes Tribunal ernannt werden; dieses Tribunal habe sich durch alle Mittel Ueberzeugung zu verschaffen, und solle in zwei permanente Sectionen getheilt werden, die auf Verlangen des Conventes oder unmittelbar diejenigen zu verfolgen haben, welche das Volk irre zu leiten suchen würden.

Die Ausdehnung war, wie man sieht, groß. Die Girondisten begriffen, daß es ihre Verurtheilung war. Sie erhoben sich in Masse und riefen: »Eher sterben, als zu Errichtung dieser venetianischen Inquisition einwilligen!« Als Antwort auf diesen Ausruf verlangten die Montagnards laut die Abstimmung. »Ja,« rief Feraud, »ja, stimmen mir ab, damit die Welt die Menschen kennen lernt, welche die Unschuld im Namen des Gesetzes ermorden wollen.«

Man stimmt in der That ab und gegen allen Anschein erklärt die Majorität:

- 1) daß Geschworenengerichte eingesetzt werden sollen,
- 2) daß die Geschworenen in gleicher Anzahl in den Departements genommen werden sollen
- 3) daß sie durch den Convent ernannt werden sollen.

In dem Augenblick, wo diese drei Bestimmungen gegeben wurden, vernahm man ein gewaltiges Geschrei. Der Convent war an Besuche des Pöbels gewöhnt. Er ließ fragen, was man wolle; man antwortete ihm es sei eine Deputation der Freiwilligen, welche in der Getreidehalle zu Mittag gespeist haben und vor ihm zu defilieren verlangen.

Sogleich wurden die Thüren geöffnet und sechs hundert mit Säbeln, Pistolen und Piken bewaffnete Leute erschienen halb betrunken und defilierten unter dem Beifallgeklatsche der Menge, während sie mit lautem Geschrei den Tod der Verräther forderten..

»Ja,« antwortete ihnen Collot-d'Herbois, »ja, meine Freunde, trotz der Intriguen werden wir Euch und die Freiheit retten.«

Und diese Worte wurden mit einem mit aus die Girondisten begleitet, der ihnen begreiflich machte, daß sie noch nicht ganz außer Gefahr waren.

Sobald die Sitzung des Convents beendet war, verbreiteten sich die Montagnards bei den andern Clubs, liefen zu den Cordeliers und zu den Jacobinern und schlugen vor, die Verräther außer das Gesetz zu stellen und sie noch in dieser Nacht zu erwürgen.

Die Frau von Louvet wohnte in der Rue Saint-Honoré, in der Nähe der Jacobiner. Sie hört Geschrei, geht hinab, tritt bei dem Club ein, vernimmt den Antrag und steigt in aller Eile wieder hinaus, um ihren Gatten zu benachrichtigen. Louvet bewaffnet sich, läuft von Thüre zu Thüre, um seine Freunde in Kenntniß zu setzen, findet sie Alle abwesend, erfährt von dem Diener von einem derselben, daß sie bei Pétion sind, begibt sich aus der Stelle dahin, sieht sie ruhig über ein Decret sich berathen, das sie am andern Tage vorlegen sollen, und von dem sie, getäuscht durch eine zufällige Majorität, glauben, sie werden es durchsetzen. Er erzählt ihnen, was vorgeht, theilt ihnen seine Befürchtungen mit, sagt ihnen, man habe Schlimmes gegen sie bei den Jacobinern und den Cordeliers im Sinne und fordert sie kurz auf, ihrerseits eine energische Maßregel zu ergreifen.

Da erhebt sich Pétion, ruhig und unempfindlich wie gewöhnlich, geht an das Fenster, öffnet es, schaut den Himmel an, streckt den Arm hinaus, zieht seine Hand triefend zurück und spricht:

»Es regnet, heute Nacht wird nichts vorfallen.«

Durch das halb geöffnete Fenster dringt das letzte Vibriren der Glocke ein, welche eben zehn Uhr geschlagen hat.

Dies war in Paris am Tage vorher und an demselben Tage vorgefallen; dies fiel an dem Abend des zehnten März vor und machte, daß in dieser Dunkelheit und in diesem bedrohlichen Schweigen die Häuser, bestimmt, den Lebenden Obdach zu gewähren, stumm und düster geworden, nur mit Todten bevölkerten Gräbern glichen.

In der That, lange Patrouillen von Nationalgarden, denen Leute zum Recognosciren

vorangingen, mit gefälltem Bajonett Truppen von Bürgern von den Sectionen, aus den Zufall bewaffnet und an einander geschlossen, Gendarmen, welche jeden Winkel einer Thüre und jeden halb geöffneten Gang durchforschten, dies waren die einzigen Bewohner der Stadt, die sich in die Straßen wagten, so sehr begriff man instinkartig, daß etwas Unbekanntes, Schreckliches im Werke war.

Ein feiner, eisiger Regen, derselbe Regen, der Pétion beruhigt hatte, vermehrte noch die schlechte Laune und das Mißbehagen dieser zum Ueberwachen dienenden Menschen, bei denen jedes Zusammentreffen einer Vorbereitung zum Kampfe glich, und die, nachdem sie sich erkannt hatten, die Parole austauschten. Wenn man dann sah, wie die Einen und die Andern nach ihrer Trennung sich umwandten, hätte man auch glauben sollen, sie befürchteten gegenseitig, von hinten überfallen zu werden.

An diesem Abend, wo Paris einem jener panischen Schrecken preisgegeben war, welche sich so oft erneuerten, daß es hätte ein wenig daran gewöhnt sein sollen, an diesem Abend, wo dumpf davon die Rede war, die lauen Revolutionäre niederzumetzeln, welche, nachdem sie, der Mehrzahl nach mit einer gewissen Beschränkung, für den Tod des Königs gestimmt hatten, heute vor dem Tode in im Temple mit ihren Kindern und ihrer Schwägerin eingeschlossenen Königin zurückwichen, schlüpfte eine Frau, gehüllt in einen Mantel von lila Kattun mit schwarzen Tüpfeln, den Kopf bedeckt oder vielmehr begraben durch den Capuchon dieses Mantels, längs den Häusern der Rue Saint-Honoré hin, verbarg sich in einer Thürvertiefung oder an einer Mauerecke, so oft eine Patrouille erschien, blieb unbeweglich wie eine Statue, hielt den Athem an, bis diese Patrouille vorübergegangen war, und setzte dann ihren raschen, unruhigen Lauf wieder fort, bis sie eine Gefahr ähnlicher Art zum Stillestehen und zur Unbeweglichkeit zwang.

Sie hatte so bereits, und zwar ungestraft, in Folge der Vorsichtsmaßregeln, die sie nahm, einen Theil der Rue Saint-Honoré durchlaufen, als sie plötzlich an der Ecke der Rue de Grenelle, nicht auf eine Patrouille, aber auf eine kleine Truppe von den braven Freiwilligen stieß, welche in der Getreidehalle gespeist hatten, wobei ihre Vaterlandsliebe durch die zahlreichen Toasts, die sie auf ihre künftigen Siege ausgebracht, in Begeisterung gerathen war.

Die arme Frau gab einen Schrei von sich und suchte durch die Rue du Coq zu entfliehen.

»Heda, heda, Bürgerin!« rief der Anführer der Freiwilligen, denn schon, so sehr ist das Bedürfnis, befehligt zu werden, dem Menschen natürlich, denn schon hatten diese würdigen Patrioten sich Anführer ernannt. »Heda, wohin gehst Du?«

Die Flüchtige antwortete nicht und setzte ihren Lauf fort.

»Schlagt an!« sprach der Führer; »das ist ein verkleideter Mann, ein Aristokrat, der sich aus dem Staube macht.«

Und das Geräusch von zwei oder drei Flinten, welche unregelmäßig auf Hände fielen, die zu sehr schwankten, um sicher zu sein, kündigte der armen Frau den Vollzug der unseligen Bewegung an.

»Nein, nein!« rief sie, indem sie plötzlich anhielt und zurückkehrte, »nein Bürger, Du täuschest Dich: ich bin kein Mann.«

»Dann hierher getreten und kategorisch geantwortet,« sprach der Anführer. »Wohin gehst Du, reizende Nachtschöne?

»Bürger, ich gehe nirgends hin, ich kehre nach Hause zurück.«

»Ah! Du kehrst nach Hause zurück?«



»Ja.«

»Das heißt für eine ehrliche Frau ein wenig spät nach Hause kehren, Bürgerin.«

»Ich komme von einer Verwandtin, welche krank ist.«

»Arme kleine Katze,« sprach der Anführer, indem er mit der Hand eine Geberde machte, vor der die erschrockene Frau rasch zurückwich; »und wo ist unsere Karte?«

»Meine Karte? Wie so, Bürger? Was willst Du damit sagen und was verlangst Du von mir?«

»Hast Du das Decret der Gemeinde nicht gelesen?«

»Nein.«

»Du hast es also ausrufen hören?«

»Nein. Mein Gott, was enthält denn dieses Decret?«

»Vor Allem sagt man nicht mehr mein Gott, sondern oberstes Wesen.«

»Verzeih', ich habe mich getäuscht. Es ist eine alte Gewohnheit.«

»Eine schlechte Gewohnheit, eine aristokratische Gewohnheit.«

»Ich werde mich zu verbessern suchen, Bürger. Doch Du sagtest. . .«

»Ich sagte, das Decret der Gemeinde verbiete nach zehn Uhr Abends ohne eine Bürgerkarte auszugehen. Haft Du Deine Bürgerkarte?«

»Ach! Nein.«

»Du hast sie bei deiner Verwandtin liegen lassen?«

»Ich wußte nicht, daß ich mit einer solchen Karte versehen sein sollte.«

»Dann gehen wir aus den ersten Posten, dort wirft Du Dich dem Kapitän hübsch erklären, und wenn er mit Dir zufrieden ist, läßt er Dich durch zwei Mann in Deine Wohnung zurückführen, wenn nicht, so behält er Dich bis aus weitere Erkundigung. In Rotten links, Geschwindschritt, vorwärts, Marsch.«

Bei dem Schreckensschrei, den die Gefangene ausstieß, begriff der Anführer der Freiwilligen, daß die arme Frau diese Maßregel ungemein fürchtete.

»Oh! oh!« sagte er, »ich bin fest überzeugt, wir haben ein ausgezeichnetes Wildpret gefangen. Vorwärts, vorwärts, meine kleine Ci-devant.«

Und der Anführer nahm den Arm der Beschuldigten, legte ihn unter den seinigen und zog sie, trotz ihres Geschreis und ihrer Thränen, nach dem Posten des Palais-Egalité.

Man war bereits aus der Höhe der Barriere des Sergents, als plötzlich ein junger Mann von hoher Gestalt, in einen Mantel gehüllt, sich um die Ecke der Rue des Petits-Champs wandte und gerade in dem Augenblick erschien, wo die Gefangene durch ihre Bitten ihre Freiheit wieder zu erlangen suchte. Aber ohne auf sie zu hören, schleppte sie der Anführer der Freiwilligen unbarmherzig fort. Die Frau stieß einen Schrei halb aus Schrecken, halb aus Schmerz aus.

Der junge Mann sah diesen Kampf, hörte diesen Schrei, sprang von einer Seite der Straße aus die andere und befand sich vor der kleinen Truppe.

»Was gibt es, und was thut man dieser Frau?« fragte er denjenigen, welcher der Anführer zu sein schien.

»Ehe Du mich befragst, mische Dich zuerst in Deine Angelegenheiten.«!

»Wer ist diese Frau, Bürger, und was wollt Ihr von ihr?« wiederholte der junge Mann mit einem Tone, welcher noch gebieterischer klang, als das erste Mal.

«Ader wer bist Du selbst, daß Du mich befragst?«

Der junge Mann schlug seinen Mantel aus einander und man sah ein Epaulette aus einem militärischen Kleide glänzen.

»Ich bin Officier, wie Ihr sehen könnt,« sagte er.

»Officier. . . bei was?«

»Bei der Bürgergarde.«

»Nun, was macht das uns?« entgegnete ein Mann von der Truppe; »kennen wir das, die Officiere von der Bürgergarde?«

»Was sagt er?« fragte ein Anderer mit dem schleppenden, ironischen, dem Mann des Volkes, oder vielmehr des Pariser Pöbels, der sich zu ärgern anfängt, eigenthümlichen Tone.

»Er sagt, wenn die Epaulette dem Officier nicht Respect verschaffe, so werde der Säbel die Epaulette respectiren machen,« entgegnete der junge Mann.

Zu gleicher Zeit that der unbekante Vertheidiger der jungen Frau einen Schritt rückwärts, schob die Falten seines Mantels noch weiter zurück und ließ bei dem Schimmer eines Scheinwerfers einen soliden, breiten Infanteriesäbel glänzen. Dann ergriff er mit einer raschen Bewegung, welche eine gewisse Vertrautheit mit bewaffneten Kämpfen bezeichnete, den Führer der Freiwilligen am Kragen seiner Carmagnole, setzte ihm die Spitze seines Säbels an die Gurgel und sprach:

»Nun wollen wir wie zwei gute Freunde plaudern.«

»Aber, Bürger . . .« sagte der Anführer der Freiwilligen, während er sich loszumachen suchte.

»Ah! ich sage Dir zum Voraus, daß ich Dir bei der geringsten Bewegung, die Du machst, bei der geringsten, die Deine Leute machen, den Degen durch den Leib jage.«

Während dieser Zeit hielten beständig zwei von der Truppe die Frau.

»Du hast mich gefragt, wer ich sei,« fuhr der junge Mann fort, »Du hattest kein Recht dazu, denn Du befehligst keine regelmäßige Patrouille. Ich will es Dir jedoch sagen: ich heiße Maurice Lindey und habe am zehnten August eine Kanonierbatterie commandirt. Ich bin Lieutenant der Nationalgarde und Secretaire der Section der Brüder und Freunde, Genügt Dir das?«

»Ah! Bürger Lieutenant,« antwortete der Anführer, Sets bedroht durch die Klinge, deren Spitze er immer schwerer fühlte, »das ist etwas Anderes. Wenn Du wirklich bist, was Du sagst, nämlich ein guter Patriot . . .«

»Oh! ich wußte wohl, daß wir uns nach ein paar Wetten verstehen würden,« sagte der Officier. »Nun antworte ebenfalls: warum schrie diese Frau und was thatet Ihr derselben?«

»Wir führten sie aus den Wachtposten.«

»Und warum führtet Ihr sie aus den Wachtposten?«

»Weil sie keine Bürgerkarte hatte, und weil das letzte Decret der Gemeinde Jeden zu verhaften befiehlt, der sich nach zehn Uhr Abends in den Straßen von Paris blicken läßt. Vergissest Du, daß das Vaterland in Gefahr ist, und daß die schwarze Fahne aus dem Stadthause weht?«

»Die schwarze Fahne weht aus dem Stadthause, und das Vaterland ist in Gefahr, weil zweimal hundert tausend Sklaven gegen Frankreich marschieren,« entgegnete der Officier, »und nicht weil eine Frau nach zehn Uhr in den Straßen umherläuft! Doch gleichviel, Bürger, es besteht ein Decret der Gemeinde: Ihr seid in Eurem Rechte, und wenn Ihr mir das sogleich geantwortet hättet, wäre die Erklärung kürzer und minder stürmisch gewesen. Es ist gut, Patriot zu sein, es ist aber auch nicht übel, höflich zu sein, und der erste Officier, den die Bürger respectiren müssen, ist, wie mir scheint, derjenige, welchen sie selbst ernannt haben. Nun führt diese Frau fort, wenn

Ihr wollt, Ihr seid frei.«

»O Bürger,« rief, den Arm von Maurice ergreifend, die Frau, welche der ganzen Debatte mit tiefer Angst gefolgt war, »O Bürger! gebt mich nicht der Willkür dieser rohen, halbtrunkenen Menschen preis.«

»Gut,« sprach Maurice; »nehmen Sie meinen Arm und ich werde Sie mit ihnen bis aus den Posten geleiten,

»Auf den Posten,« wiederholte die Frau voll Schrecke, »aus den Posten! und warum mich aus den Posten führen, da ich Niemand etwas Böses gethan habe?«

»Man führt Sie aus den Posten,« sprach Maurice, »nicht weil sie etwas Böses gethan haben, nicht weil man voraussetzt, Sie könnten etwa Böses thun, sondern weil ein Decret der Gemeinde ohne eine Karte auszugehen verbietet, und weil Sie keine haben.«

»Aber, mein Herr, ich wußte nicht . . .«

»Bürgerin, Sie finden auf dem Posten brave Leute welche Ihre Gründe zu schätzen wissen und von denen Sie nichts zu befürchten haben.«

//Mein Herr,« sprach die junge Frau, den Arm den Officiers drückend, »es ist nicht mehr die Beleidigung, was ich fürchte, es ist der Tod: wenn man mich aus den Posten führt, bin ich verloren.«

---

## II.

### *Die Unbekannte.*

In dieser Stimme lag ein solcher Ausdruck von Furcht und angeborener Höhe, daß Maurice bebte. Diese vibrierende Stimme drang auch wie ein elektrischer Schlag bis in sein Herz.

Er wandte sich gegen die Freiwilligen um, welche unter sich berathschlagten. Gudemüthigt dadurch, daß sie ein einziger Mann im Schach gehalten, beriethen sie sich in der sichtbaren Absicht, den verlorenen Boden wiederzugewinnen; sie waren acht gegen Einen; drei hatten Flinten die Anderen Pistolen und Piken. Maurice hatte nur seinen Säbel; der Kampf konnte nicht gleich sein.

Die Frau begriff das selbst; sie ließ ihren Kopf aus die Brust sinken und stieß einen Seufzer aus.

Die Stirne gefaltet, die Lippe verächtlich ausgezogen, den Säbel immer noch aus der Scheide, blieb Maurice unentschlossen zwischen seinen Gefühlen als Mensch, die ihn diese Frau vertheidigen hießen, und seinen Bürgerpflichten, welche ihm sie preiszugeben riethen.

Plötzlich sah man an der Ecke der Rue des Bons-Eufants den Blitz von mehreren Flintenläufen glänzen und man hörte den abgemessenen Marsch einer Patrouille, welche, eine Versammlung erblickend, ungefähr zehn Schritte vor der Gruppe Halt machte und durch die Stimme ihres Corporals: »Wer da?« rief.

«Freund!« rief Maurice entgegen. »Freund, hierher, Lorin.«

Derjenige, an welchen diese Aufforderung gerichtet war, setzte sich in Marsch, trat an die Spitze und näherte sich, rasch gefolgt von acht Mann.

»Ah! Du bist es, Maurice,« sagte der Corporal, ah, Libertin! was machst Du in den Straßen zu dieser Stunde?«

»Du siehst es, ich komme von der Section der Brüder und Freunde.«

»Ja, wir kennen das, um in die der Schwestern und Freundinnen zu gehen.

»Horch, Schöne, aus die Kunde,  
Daß in der Geisterstunde  
Von heißer Lieb entsandt  
Heut' eine treue Hand  
Den Riegel sachte ziehe,  
Der sonst, wenn's dunkelt hinter Dir,  
Verschließt die schwere Thür.

Ist es nicht so?«

»Nein, mein Freund, Du täuschest Dich; ich wollte unmittelbar noch Hause zurückkehren, als ich die Bürgerin fand, welche sich unter den Händen von Bürgern Freiwilligen sträubte; ich lief herbei und fragte, warum man sie verhaften wolle.«

»Daran erkenne ich Dich,« versetzte Lorin;

»So ist in Frankreich ächter Rittersinn.«

Dann sich gegen die Freiwilligen umwendend:

»Und warum wolltet Ihr diese Frau verhaften?« fragt der poetische Corporal.

»Wir haben es dem Lieutenant schon gesagt,« antwortete der Anführer der kleinen Truppe, »weil sie kein Sicherheits-Karte hatte.«

»Bah! bah!« rief Lorin, »das ist ein schönes Verbrechen.«

»D« kennst also die Bestimmung der Gemeinde nicht? fragte der Anführer der Freiwilligen.

»Doch! doch! aber es gibt auch eine andere Bestimmung, welche diese aufhebt.«

»Welche?«

»Hört:

»Aus dem Pindus und Parnaß  
Sollen ohne allen Paß  
In dem Schmuck der Jugend  
Schönheit, Anmuth, Tugend  
Frei zu jeder Tagesstunde  
Fröhlich halten ihre Runde,  
So gebeut es Amor.

»Ha! was sagst Du zu diesem Decret, Bürger? es ist galant, wie mir scheint.«

»Ja, doch es scheint mir nicht peremptorisch. Einmal kommt es nicht im *Moniteur* vor, dann sind wir weder aus dem Pindus, noch aus dem Parnaß, und endlich ist es nicht Tag; auch ist die Bürgerin vielleicht weder jung, noch schön, noch anmuthig.«

»Ich wette das Gegentheil,« rief Lorin. »Laß sehen, Bürgerin, beweise mir, daß ich Recht habe, schlage Deine Hemde zurück, damit alle Welt beurtheilen kann, ob Du den Bedingungen des Decrets entsprichst.«

»Ah! mein Herr,« sagte die junge Frau, indem sie sich an Maurice preßte, »nachdem sie mich gegen Ihre Feinde beschützt haben, beschützen Sie mich auch gegen Ihre Freunde. ... ich flehe Sie an.«

»Seht Ihr, seht Ihr,« rief der Anführer der Freiwilligen, »sie verbirgt sich. Meiner Meinung nach ist es eine Spionin der Aristokraten, eine Schelmin, eine Straßenläuferin.«

»Oh! mein Herr,« sprach die junge Frau, indeß sie Maurice einen Schritt vorwärts gehen ließ und ein durch Schönheit, Jugend und Erhabenheit bezauberndes Gesicht entblößte, das durch die Helle des Scheinwerfers beleuchtet wurde, »oh! schauen Sie mich an: sehe ich aus, als wäre ich das, was sie sagen?«

Maurice war geblendet. Nie war ihm etwas dem, was er jetzt erblickt hatte, Aehnliches im Traum erschienen. Wir sagen, was er erblickt hatte, denn die Unbekannte verschleierte abermals ihr Gesicht, und zwar so schnell, als sie es entblößt hatte.

»Lorin,« sagte leise Maurice, »fordere die Gefangene, im sie nach Deinem Posten zu bringen, Du hast als Anführer der Patrouille das Recht dazu.«

»Gut!« erwiderte der junge Corporal, ich verstehe auch ein halbes Wort.«

Dann wandte er sich gegen die Unbekannte um und sprach:

»Vorwärts, meine Schöne, da Du uns nicht den Beweis geben willst, daß Du den Bedingungen des Decrets entsprichst, mußt Du uns folgen,«

»Warum Euch folgen?« versetzte der Anführer der Freiwilligen.

»Allerdings, wir führen die Bürgerin aus den Posten des Stadthauses, wo wir die Wache

haben, und dort werden wir die Sache näher untersuchen.«

»Keines Wegs, keines Wegs,« entgegnete der Anführer der ersten Truppe. »Sie gehört uns und wir werden sie bewachen.«

»Ah! Bürger, Bürger,« rief Lorin, »wir werden uns ärgern.«

»Aergert Euch oder ärgert Euch nicht, das ist uns, beim Teufel! Gleichgültig. Wir sind wahre Soldaten der Republik, und während Ihr in den Straßen patrouillirt, gehen wir hin und vergießen unser Blut an der Grenze.«

»Nehmt Euch in Acht, daß Ihr es nicht aus dem Wege vergießt, Bürger, und das könnte Euch wohl begegnen, wenn Ihr nicht artiger seid,«

»Die Artigkeit ist eine Aristokraten-Tugend, und wir sind Sans-culottes,« erwiderten die Freiwilligen,

»Schweigt doch,« versetzte Lorin, »sprecht nicht von dergleichen Dingen vor dieser Frau. Sie ist vielleicht eine Engländerin. Aergere Dich nicht über eine solche Vermuthung, mein schöner Nachtvogel,« fügte er bei, indem er sich galant an die Unbekannte wandte:

»Höret, was ein Dichter sprach,  
Leise hallen wir es nach:  
Was ist der Britten weites Reich?,  
Ein Schwanennest in ungemäßigtem Teich.«

»Ah! Du verräthst Dich,« rief der Anführer der Freiwilligen; »ah! Du gestehst zu, daß Du eine Creatur von Pitt, ein Besoldeter von England, ein . . .«

»Stille,« sagte Lorin, »Du verstehst nichts von der Poesie, mein Freund; ich will auch in Prosa mit Dir sprechen. Höre, wir sind sanfte, geduldige Nationalgarden, aber insgesamt Kinder von Paris, was so viel sagen will, daß wir, wenn man uns die Ohren erhitzt, gehörig zuschlagen.«

»Madame,« sprach Maurice, »Sie sehen, was vorgeht, und errathen, was vorgehen wird: in fünf Minuten werden sich zehn bis zwölf Menschen für Sie erwürgen, Verdient die Sache, der sich diejenigen, welche Sie vertheidigen wollen, angenommen haben, das Blut, das deßhalb, fließen soll?«

»Mein Herr,« antwortete die Unbekannte die Hände faltend, »ich kann Ihnen nur Eines sagen: wenn Sie mich verhaften lassen, wird daraus für mich und Andere so großes Unglück entstehen, daß ich Sie bitte, mir lieber das Herz mit der Waffe, die Sie in der Hand halten, zu durchbohren und meinen Leichnam in die Seine zu werfen.«

»Es ist gut, Madame,« versetzte Maurice; «ich nehme Alles auf mich.«

Und er ließ die Hände der schönen Unbekannten, die er in den seinigen hielt, fallen und sprach zu den Nationalgarden:

»Bürger, als Euer Officier, als Patriot, als Franzose befehle ich Euch, diese Frau zu beschützen, und Du, Lorin, wenn diese ganze Canaille ein Wort sagt, zum Bajonnet gegriffen!«

»Ergreift die Waffen!« sprach Lorin!

»Oh! mein Gott! mein Gott!« rief die Unbekannte, indem sie ihren Kopf in ihren Capuchon hüllte und sich an einen Weichstein anlehnte. »Oh! mein Gott! beschütze ihn.«

Die Freiwilligen versuchten es, sich in Vertheidigungsstand zu setzen. Einer von ihnen drückte sogar eine Pistole ab, deren Kugel den Hut von Maurice durchbohrte.

»Kreuzt die Bajonnete,« rief Lorin. »Ram, plan, plan, plan, plan, plan, plan.«

Es trat dann in der Finsterniß ein Augenblick des Kampfes und der Verwirrung ein, wobei

man ein paar Flintenschüsse, Verwünschungen, Geschrei, Blasphemien hörte, doch Niemand kam, denn es ging, wie gesagt, ein dumpfes Gerücht von einer bevorstehenden Metzelei, und man glaubte, diese Metzelei beginne. Es öffneten sich nur zwei oder drei Fenster, um sich sogleich wieder zu schließen.

Minder zahlreich und minder gut bewaffnet, wurden die Freiwilligen in einem Augenblick kampfunfähig gemacht. Zwei von ihnen waren schwer verwundet, vier Andere, jeder mit einem Bajonnet auf der Brust, gleichsam an die Wand geklebt.

»So ist es gut,« sprach Lorin, »ich hoffe, Ihr werdet nun sanft sein, wie die Lämmer Dich, Bürger Maurice, Dich beauftrage ich, diese Frau auf den Posten des Stadthauses zu führen. Du begreifst, daß Du für sie verantwortlich bist.«

»Ja,« erwiderte Maurice, und fügte dann leise bei:

»Und das Losungswort?«

»Oh! Teufel,« versetzte Lorin, sich hinter dem Ohre kratzend, »das Losungswort. . . es ist . . .«

»Befürchtest Du etwa, ich könnte einen schlechten Gebrauch davon machen?«

»Oh! meiner Treue, mache einen Gebrauch davon, welchen Du willst, das ist Deine Sache.«

»Du sagst also?«

»Ich sage, daß ich es Dir sogleich nennen will; doch zuerst laß mich diese Bursche wegschaffen. Dann wäre es mir nicht unangenehm, Dir, ehe ich von Dir gehe, mit ein paar Worten einen guten Rath zu geben.«

»Es sei, ich werde Dich erwarten.«

Lorin kehrte zu den Freiwilligen zurück, welche die Nationalgarden immer noch im Respect erhielten,

»Nun,« sagte er, »habt Ihr genug?«

»Ja, Hund von einem Girondisten,« erwiderte der Anführer.

»Du täuschest Dich, mein Freund,« sprach Lorin voll Ruhe, »wir sind bessere Sans-culottes als Du, in Betracht, daß wir zu dem Club der Thermopylen gehören, dessen Vaterlandsliebe man hoffentlich nicht in Zweifel ziehen wird. Laßt die Bürger gehen,« fuhr Lorin fort, »sie ziehen nichts in Zweifel.«

»Es ist darum nicht minder wahr, daß diese Frau eine Verdächtige ist. . .«

»Wenn sie eine Verdächtige wäre, so würde sie sich während der Schlacht geflüchtet haben, statt zu warten, wie Du siehst, bis die Schlacht beendet war.«

»He,« rief einer von den Freiwilligen, »was der Bürger da sagt, ist ziemlich richtig.«

»Uebrigens werden wir es erfahren, da sie mein Freund auf den Posten führt, während wir aus die Gesundheit der Nation trinken gehen.«

»Wir gehen trinken?« fragte der Anführer.

»Gewiß, ich habe gewaltig Durst, und ich kenne eine hübsche Schenke an der Ecke der Rue Thomas du Louvre!«

»Ei! warum sagst Du das nicht sogleich? Es ärgert ms, daß wir an Deinem Patriotismus gezweifelt haben; und zum Beweis, umarmen wir uns im Namen der Nation und des Gesetzes.«

Und die Freiwilligen und die Nationalgarden umarmten sich voll Begeisterung. In jener Zeit übte man ebenso gern die Umhalsung, als die Enthalsung.

»Vorwärts, Freunde,« riefen nun die zwei vereinigten Truppen, »an die Ecke der Rue Thomas

du Louvre.«

»Und wir!« sagten die Verwundeten mit kläglicher Stimme, »wird man uns hier zurücklassen?«

»Oh! ja wohl, zurücklassen!« sagte Lorin; »Brave zurücklassen, welche für das Vaterland kämpfend gefallen sind, es ist wahr, gegen Patrioten kämpfend, doch aus Irrthum, das ist abermals wahr; man wird Euch Tragbahren schicken. Mittlerweile singt die Marseillaise, das wird Euch zerstreuen.

**»Allez enfants de la patrie,  
Le jour de gloire est arrive«**

Dann näherte er sich Maurice, der mit seiner Unbekannten an der Ecke der Rue du Coq stehen blieb, während die Nationalgarden und die Freiwilligen Arm in Arm nach der Place du Palais-Egalité hinausgingen, und sagte:

»Maurice, ich habe Dir einen Rath versprochen, höre ihn, Komm lieber mit uns, als daß Du Dich gefährdest, indem Du die Bürgerin beschütze, die mir allerdings reizend vorkommt, aber darum nur um so verdächtiger ist, denn die reizenden Frauen, welche um Mitternacht in den Straßen umherlaufen. . .«

»Mein Herr,« versetzte die Unbekannte, »ich bitte Sie beurtheilen Sie mich nicht nach dem Anschein.«

»Vor Allem sagen Sie: mein Herr, was ein großer Fehler ist, hörst Du, Bürgerin? Oh! nun sage ich selbst Sie.«

»Ja, ja, Bürger, laß Deinen Freund seine gute Handlung vollenden.«

»Wie dies?«

»Dadurch, daß er mich bis in meine Wohnung zurückführt und mich den ganzen Weg entlang beschützt.«

»Maurice, Maurice,« versetzte Lorin, »Du gefährdest Dich furchtbar.«

»Ich weiß es wohl,« antwortete der junge Mann; »doch was willst Du? wenn ich die arme Frau verlasse, wird sie aus jedem Schritt von Patrouillen festgenommen werden.«

»Oh! ja, ja, während ich mit Ihnen, mein Herr, während ich mit Dir, Bürger, will ich sagen, gerettet bin.«

»Du hörst es, gerettet!« sprach Lorin. »Sie läuft also große Gefahr?«

»Höre, mein lieber Lorin,« entgegnet Maurice, »wir wollen gerecht sein. Es ist eine gute Patriotin oder eine Aristokratin. Ist es eine Aristokratin, so hatten wir Unrecht, sie zu beschützen; ist es eine gute Patriotin, so entspricht es unserer Pflicht, sie zu behüten.«

»Verzeih, verzeih, lieber Freund, es thut mir leid für Aristoteles; doch Deine Logik ist albern. Du bist wie derjenige, welcher sagte:

»Iris stahl mir die Vernunft,  
Fordert Weisheit dann von mir.«

»Höre Lorin,« sprach Maurice, »ich bitte Dich, laß Dorat, Parny, Gentil-Bernard ruhen. Sprechen wir im Ernste: willst Du mir das Losungswort geben oder nicht geben?«

»Das heißt, Maurice, Du versetzt mich in die Nothwendigkeit, meine Pflicht meinem Freunde, oder meinem Freund meiner Pflicht zu opfern. Ich befürchte aber sehr, Maurice, die Pflicht wird geopfert werden.«



»Entschließe Dich zu dem Einen oder zu dem Andern, mein Freund. Doch im Namen des Himmels, entschließe Dich aus der Stelle.«

»Du wirft keinen Mißbrauch davon machen?«

»Ich verspreche es Dir.«

»Das ist nicht genug; schwöre!«

»Aus was?«

»Schwöre auf den Altar des Vaterlands.«

Lorin nahm seinen Hut ab, streckte ihn gegen Maurice auf der Seite der Cocarde aus, und Maurice, der die Sache ganz einfach fand, leistete, ohne zu lachen, den verlangten Eid auf den improvisirten Altar.

»Uno nun,« sagte Lorin, »und nun höre das Losungswort: *Gallien und Lucretia*. Vielleicht begegnen Dir einige, die Dir sagen wie mir: Gallien und Lucretia; bah! laß es gut sein, das ist immer noch römisch.«

»Bürgerin,« sprach Maurice, »nun bin ich zu Ihren Diensten. Ich danke, Lorin.«

»Glückliche Reise,« versetzte dieser, während er sich Wieder mit dem Altar des Vaterlandes bedeckte; und getreu seinem anakreontischen Geschmack entfernte er sich, während er murmelte:

»Lenore, Du hast sie gelaunt,  
Die Sünde im Rosengewand;  
Du hast sie gefürchtet und dennoch begangen,  
Du hast sie ersehnt mit heimlichem Bangen,  
Sag an, ob sie schrecklich? . . .«

---

### III.

#### *Die Rue des Fossés-Saint-Victor.*

Als sich Maurice mit der jungen Frau allein fand, fühlte er sich ein wenig verlegen. Die Furcht, bethört zu sein, der Reiz dieser wunderbaren Schönheit, ein unbestimmter innerer Vorwurf, der das reine Gewissen des exaltirten Republikaners bedrückte, hielten ihn im Augenblick zurück, wo er der jungen Frau seinen Arm zu geben im Begriff war.

»Wohin gehen Sie, Bürgerin?« sagte er zu ihr.

»Ach! mein Herr, sehr weit,« antwortete sie.

»Aber doch . . .«

»In die Gegend des Jardin des Plantes.«

»Es ist gut: gehen wir.«

»Oh! mein Gott, mein Herr,« sprach die Unbekannte, »ich sehe wohl, daß ich Sie belästige; doch glauben Sie mir, ohne das Unglück, das mir begegnet ist, und wenn ich nicht große Gefahr zu laufen überzeugt wäre, würde ich Ihren Edelmuth nicht so mißbrauchen.«

»Aber, Madame,« sprach Maurice, der bei diesem Zusammensein unter vier Augen die von dem Wörterbuch der Republik vorgeschriebene Sprache vergaß und zu seiner gewöhnlichen Sprache zurückkehrte, »wie kommt es, aufrichtig gestanden, daß Sie sich zu dieser Stunde aus den Straßen von Paris befinden? Sehen Sie, ob Sie, uns ausgenommen, eine einzige Person erblicken?«

»Mein Herr, ich habe es Ihnen gesagt: ich machte einen Besuch im Faubourg du Roule. Ich entfernte mich um Mittag von Hause, ohne etwas von dem zu wissen, was vorgeht, und kehrte nun zurück, ohne mehr erfahren zu haben: meine ganze Zeit verging in einem etwas entlegenen Hause.«

»Ja,« murmelte Maurice, »in irgend einem Hause von Ci-devant, in einem Aristokratenschlupfwinkel. Gestehen Sie, Bürgerin, daß Sie, während Sie ganz laut Beistand von mir verlangen, ganz leise darüber lachen, daß ich Ihnen denselben gewähre.«

»Ich!« rief sie, »und warum dies?«

»Allerdings; Sie sehen, daß ein Republikaner Ihnen als Führer dient; nun, dieser Republikaner verräth ganz einfach seine Sache.«

»Aber, Bürger,« versetzte die Unbekannte, »Sie sind im Irrthum, ich liebe die Republik eben so sehr als Sie.«

»Wenn sie eine gute Patriotin sind, haben Sie nichts zu befürchten. Woher kommen Sie?«

»Oh! mein Herr, ich bittet!« sagte die Unbekannte.

Es lag in diesem mein Herr ein solcher Ausdruck tiefer, zarter Schamhaftigkeit, daß sich Maurice in den darin enthaltenen Gefühlen nicht täuschen zu können glaubte.

»Diese Frau kommt sicherlich von einem Liebesrendezvous,« sagte er.

Und ohne zu begreifen, warum, fühlte er, wie sich bei diesem Gedanken sein Herz zusammenschnürte.

Bon diesem Augenblick an versank er in ein Stillschweigen.

Die zwei nächtlichen Wanderer hatten indessen die Rue de la Verrerie erreicht, nachdem sie drei oder vier Patrouillen begegnet waren, welche sie mit Hilfe des Losungswortes frei ziehen ließen, als bei einer letzten der Officier Schwierigkeiten zu machen schien.

Maurice glaubte dem Losungsworte seinen Namen und seine Wohnung beifügen zu müssen.

»Gut,« sagte der Officier, »daß ist für Dich, aber die Bürgerin?«

»Die Bürgerin?«

»Wer ist sie?«

»Es ist . . . die Schwester meiner Frau.«

Der Officier ließ sie vorüber.

»Sie sind also verheirathet, mein Herr?« flüsterte die Unbekannte.

»Nein, Madame; warum dies?«

»Weil es dann kürzer gewesen wäre, Sie hätten gesagt, ich sei Ihre Frau,« erwiderte sie lachend.

»Madame,« sprach Maurice, »der Name Frau ist ein heiliger Titel, den man nicht leichtsinnig geben muß. Ich habe nicht die Ehre, Sie zu kennen.«

Nun war die Reihe an der Unbekannten, sie fühlte ebenfalls, wie ihr Herz sich zusammenschnürte, und Versank auch in ein Stillschweigen.

In diesem Augenblick gingen sie über den Pont Marie.

Die junge Frau marschierte immer schneller, je mehr man sich dem Ziele des Laufes näherte.

Man kam über den Pont de la Tournelle.

»Wir sind, glaube ich, in Ihrem Quartier,« sagt Maurice, als er den Fuß aus den Quai Saint-Bernard setzte

»Ja, Bürger,« sprach die Unbekannte, »doch gerade! hier bedarf ich Ihres Beistands am meisten.«

»In der That, Madame, Sie verbieten mir, indiscret zu sein, und thun zu gleicher Zeit Alles, was Sie können, um meine Neugierde rege zu machen. Ich bitte, etwas Vertrauen, ich habe es, wie ich glaube, wohl verdient. Werden Sie mir nicht die Ehre erweisen, mir zu sagen, mit wem ich spreche?«

»Mein Herr,« versetzte die Unbekannte lächelnd, »Sie sprechen mit einer Frau, die Sie von der größten Gefahr, welcher sie je preisgegeben war, gerettet haben, und die Ihnen ihr ganzes Leben dankbar sein wird.«

»Ich verlange nicht so viel von Ihnen, Madame; seien Sie minder dankbar und sagen Sie mir in dieser Sekunde Ihren Namen.«

»Unmöglich.«

»Sie hätten ihn doch dem ersten besten Sectionär genannt, der Sie aus den Posten geführt haben würde.«

»Nein, niemals!« rief die Unbekannte.

»Dann wären Sie in den Kerker gebracht worden.«

»Ich war zu Allem entschlossen.«

»Aber der Kerker in diesem Augenblick . . .«

»Ist das Schaffot, ich weiß es.«

»Und Sie hätten das Schaffot vorgezogen?«

»Dem Verrath . . . meinen Namen nennen hieß verrathen!«

»Ich sagte Ihnen wohl, daß Sie mich eine sonderbare Rolle für einen Republikaner spielen ließen!«

»Sie spielen die Rolle eines edelmüthigen Mannes. Sie finden eine arme Frau, die man beleidigt, Sie verachten sie nicht, obgleich sie vom Volke ist, und da sie abermals beleidigt werden kann, so führen Sie diese Frau, um sie aus dem Schiffbruch zu retten, bis zu dem elenden Quartiere zurück, das sie bewohnt: das ist das Ganze.«

»Ja, Sie haben Recht, dem Anscheine nach; das hätte ich glauben können, wenn ich Sie nicht gesehen, wenn Sie nicht mit mir gesprochen hätten. Doch Ihre Schönheit, Ihre Sprache bezeichnen eine Frau von Distinction; gerade aber diese Distinction, im Gegensatz mit Ihrer Kleidung und diesem elenden Quartier, beweist mir, daß Ihr Ausgang zu dieser Stunde irgend ein Geheimnis verbirgt; Sie schweigen . . . sprechen wir nicht mehr davon. Sind wir noch fern von Ihrer Wohnung, Madame?«

In diesem Augenblick traten sie in die Rue des Fossés» Saint-Victor, durch die Rue de Seine.

»Sie sehen jenes kleine, schwarze Gebäude?« sagte die Unbekannte, indem sie die Hand gegen ein Haus ausstreckte, das jenseits der Mauern des Jardin des Plantes lag.

»Sehr gut, Madame. Befehlen Sie, ich bin da, um zu gehorchen.«

»Sie werden ärgerlich?«

»Ich! nicht im Geringsten; was ist übrigens Ihnen daran gelegen?«

»Es ist mir viel daran gelegen, denn ich habe mir von Ihnen noch etwas zu erbitten.«

»Was?«

»Einen sehr herzlichen und liebevollen Abschied, einen Freundesabschied!«

»Einen Freundesabschied! oh! Sie erweisen mir zu viel Ehre, Madame. Ein seltsamer Freund, der nicht einmal den Namen seiner Freundin weiß, und dem die Freundin ihre Wohnung verbirgt, ohne Zweifel aus Furcht vor der Unannehmlichkeit, ihn wiederzusehen.«

Die junge Frau neigte das Haupt und antwortete nicht.

»Madame,« fuhr Maurice fort, »wenn ich ein Geheimnis errathen habe, so dürfen Sie mir deßhalb nicht grollen, ich trachtete nicht darnach.«

»Ich bin an Ort und Stelle, mein Herr,« sprach die Unbekannte.

Man war vor der Rue Saint-Jacques, welche von hohen, schwarzen Häusern eingefaßt, von dunkeln Gängen und von Gäßchen durchzogen war, in denen Lohgerber und ähnliche Handwerker ihre Geschäfte betrieben, denn zwei Schritte daran läuft das kleine Flößchen Bièvre.

»Hier?« sagte Maurice, »hier wohnen Sie?«

»Ja.«

»Unmöglich!«

»Es ist dennoch so. Leben Sie wohl, mein braver Ritter, leben Sie wohl, mein edler Beschützer!«

»Leben Sie wohl, Madame,« erwiderte Maurice mit einer leichten Ironie; »aber sagen Sie mir, um mich zu beruhigen, daß Sie keine Gefahr mehr laufen.«

»Keine.«

»Dann entferne ich mich.«

Und Maurice machte eine kalte Verbeugung und wich zwei Schritte zurück.

Die Unbekannte blieb einen Augenblick auf demselben Platze,

»Ich möchte nicht gern so von Ihnen Abschied nehmen,« sagte sie, »geben Sie mir Ihre Hand, Herr Maurice.«

Maurice näherte sich der Unbekannten und reichte ihr seine Hand.

Er fühlte, daß ihm die junge Frau einen Ring an, den Finger gleiten ließ.

»Oh! oh! was machen Sie denn da? Sie bemerken nicht, daß Sie einen von Ihren Ringen verlieren?«

»Oh! mein Herr,« erwiderte sie, »was Sie da thun, ist sehr schlimm.«

»Nicht wahr, Madame, es fehlte mir nur noch das Laster, undankbar zu sein?«

»Ich bitte Sie, mein Herr . . . mein Freund, verlassen sie mich nicht so, sprechen Sie, was wünschen Sie, was verlangen Sie?«

»Nicht wahr, um bezahlt zu sein?« versetzte der junge Mann voll Bitterkeit.

»Nein,« sprach die Unbekannte mit einem bezaubernden Ausdruck, »aber um mir das Geheimnis zu vergeben, das ich gegen Sie zu bewahren genöthigt bin.«

Als Maurice in der Dunkelheit diese schönen, beinahe thränenfeuchten Augen glänzen sah, als er diese warme Hand in seinen Händen zittern fühlte, als er diese Stimme hörte, welche beinahe zum Tone der Bitte herabgesunken war, ging er plötzlich vom Zorn zu einem Gefühl der Begeisterung über.

»Was ich verlange?« rief er, »ich verlange, Sie wiederzusehen.«

»Unmöglich.«

»Wäre es nur ein einziges Mal, eine Stunde, eine Minute, eine Secunde.«

»Unmöglich, sage ich Ihnen.«

»Wie!« fragte Maurice. »Sagen Sie mir im Ernst, ich Sie nie wiedersehen wer«e?«

»Nie!« antwortete die Unbekannte wie ein schmerzliches Echo.

»Oh, Madame, Sie spotten meiner offenbar,« sprach Maurice.

Und er erhob sein edles Haupt und schüttelte seine langen Haare nach der Weise eines Mannes, der einer Gewalt entkommen will, die ihn unwillkürlich umfesselt hält.

Die Unbekannte schaute ihn mit, einem unbeschreiblichen Ausdruck an. Man sah, daß sie nicht ganz dem Gefühl entgangen war, das sie einflößte.

«Hören Sie,« sprach sie nach einem kurzen Stillschweigen, das nur durch einen Seufzer unterbrochen worden war, welchen Maurice vergebens zu ersticken gesucht hatte. »Hören Sie! schwören Sie mir bei Ihrer Ehre, Ihre Augen von dem Momente an, wo ich es sagen werde, bis zu dem, wo Sie sechzig Secunden gezählt haben, geschlossen zu halten; doch hier . . . bei Ihrer Ehre. . . .«

»Und wenn ich schwöre, was wird geschehen?«

»Es wird geschehen, daß ich Ihnen meine Dankbarkeit beweise, wie ich sie nie einem Menschen zu beweisen gelobe, würde man auch mehr für mich thun, als Sie für mich gethan haben, was übrigens schwer wäre.«

»Aber darf ich denn nicht wissen...?«

»Nein, vertrauen Sie mir, und Sie werden sehen.«

»In der That, Madame, ich weiß nicht, ob Sie ein Engel «der ein Teufel sind.«

»Schwören Sie?«

»Nun ja, ich schwöre.«

»Was auch geschehen mag, Sie werden die Augen nicht öffnen. . . was auch geschehen mag, verstehen Sie wohl? Und sollten Sie sich von einem Dolchstoße getroffen fühlen.«

»Bei meinem Ehrenwort, Sie betäuben mich mit dieser Forderung.«

»Ei, so schwören Sie doch, mein Herr, Sie wagen, wie mir scheint, nicht viel.«

»Nun! ich schwöre, was mir auch begegnen mag,« sagte Maurice und schloß halb die Augen. Er blieb stehen.

»Lassen Sie mich Sie nur noch einmal sehen, nur ein einziges Mal, ich stehe Sie an,« sprach er.

Die junge Frau schlug ihren Capuchon mit einem Lächeln zurück, das nicht ganz von Coquetterie frei war; und bei dem Schimmer des Mondes, der in diesem Augenblick zwischen zwei Wollen durchschlüpfte, konnte er zum zweiten Male diese langen, in ebenholzscharzen Locken herabhängenden Haare, den vollkommenen Bogen einer doppelten, wie mit chinescher Tusche gezeichneten Augbraue, zwei mantelartig geschlitzte, sammetne, schmachtende Augen, eine Nase von der ausgezeichnetsten Form und Lippen, frisch und glänzend wie Korallen sehen.

»Oh! Sie sind schön, sehr schön, zu schön!« rief Maurice.

»Schließen Sie die Augen,« sagte die Unbekannte.

Maurice gehorchte.

Die junge Frau nahm seine zwei Hände in die ihrigen und drehte ihn, wie sie wollte. Plötzlich schien sich eine duftende Wärme seinem Gesichte zu nähern, und ein Mund streifte seinen Mund und ließ zwischen seinen beiden Lippen den Ring, den er ausgeschlagen hatte.

Es war ein Gefühl, rasch wie der Gedanke, brennend wie eine Flamme. Maurice hatte eine Empfindung, welche beinahe dem Schmerze glich, so unerwartet war sie, so sehr war sie in die Tiefe des Herzens gedrungen und hatte die geheimsten Fibern desselben beben gemacht.

Er machte eine ungestüme Bewegung und streckte die Arme vor sich aus.

»Ihr Schwur!« rief eine bereits entfernte Stimme, Maurice drückte seine krampfhaft zusammengezogenen Hände auf seine Augen, um der Versuchung, meineidig zu werden, zu widerstehen. Er zählte nicht mehr, er dachte nicht mehr, er blieb stumm, unbeweglich, schwankend.

Nach einem Augenblick hörte er etwas wie das Geräusch einer Thüre, die sich auf fünfzig oder sechzig schritte von ihm schloß. Dann wurde wieder Alles still im schweigsam.

Nun löste er seine Finger, öffnete die Augen wieder und schaute umher wie ein Erwachender, und er hätte vielleicht geglaubt, er erwache wirklich und Alles, was ihm begegnet, sei nur ein Traum gewesen, hätte er nicht zwischen seinen Lippen den Ring festgehalten, der dieses ungläubliche Abenteuer zu einer unbezweifelbaren Wahrheit machte.

---

## IV.

### *Sitten der Zeit.*

Als Maurice Lindey wieder zu sich kam und umher schaute, sah er nur düstere Gäßchen, welche sich rechts und links hinzogen; er suchte zu forschen, zu erkennen, doch sein Geist war verwirrt; die Nacht war düster, der Mond, der einen Augenblick früher vorgetreten, um das reizende Gesicht der Unbekannten zu beleuchten, hatte sich wieder, hinter Wolken verborgen. Nach einem Augenblick grausamer Ungewißheit schlug der junge Mann den Weg nach, seinem Hanse ein, das in der Rue du Roule lag.

Als Maurice in die Rue Saint-Avoye kam, staunte er über die Menge der Patrouillen, welche in dem Quartiere des Temple kreisten.

»Was gibt es denn, Sergent?« fragte er den Anführer einer sehr geschäftigen Patrouille, welche die Rue des Fontaines durchsucht hatte.

»Was es gibt?« versetzte der Sergent; »mein Officier man hat in dieser Nacht die Frau Capet und ihr ganze Geniste entführen wollen.«

»Und wie dies?«

»Eine Patrouille von Ci-devant, welche sich, ich weiß nicht wie, das Losungswort verschafft hatte, war in de Tracht von Chasseurs der Nationalgarde in den Tempel gedrungen und sollte sie entführen. Derjenige, welche den Corporal vorstellte, nannte zum Glück den Officier der Garde, als er mit ihm sprach, *mein Herr*; so hat sich der Aristokrat selbst verkauft!«

»Teufel!« rief Maurice. »Und man hat die Verschwörer festgenommen?«

»Nein; die Patrouille erreichte die Straße und zerstreute sich von da aus.«

»Hat man Hoffnung, diese Bursche einzufangen?«

»Oh! es ist Einer dabei, welchen zu bekommen von großer Wichtigkeit wäre, der Anführer, ein magerer, langer Mensch, der unter die Leute der Wache durch einen der Municipale vom Dienst eingeführt wurde. Hat uns der Schurke laufen gemacht! Doch er wird eine Hinterthüre gefunden haben und durch die Madelonnettes entflohen sein.«

Unter allen andern Umständen wäre Maurice bei den Patrioten geblieben, welche über dem Heile der Republik wachten; doch seit einer Stunde war die Liebe für das Vaterland nicht mehr sein einziger Gedanke. Er setzte also seinen Weg fort, die Neuigkeit, welche er erfahren, zerschmolz allmählig in seinem Geiste und sie verschwand unter dem Ereigniß, das ihm begegnet war. Uebrigens waren diese angeblichen Entführungsversuche sehr häufig geworden, die Patrioten selbst wußten, daß mau sich derselben bei gewissen Veranlassungen als politischer Mittel bediente, weshalb diese Nachricht dem jungen Republikaner keine große Unruhe einflößte.

Als Maurice nach Hause kam, fand er seinen Willjährigen: zu dieser Zeit hatte man keine Bedienten mehr; Maurice, sagen wir, fand seinen Willjährigen, der ihn erwartete und in der Erwartung eingeschlafen war und im schlafe vor Unruhe schnarchte.

Er weckte ihn mit allen Rücksichten, die man seines Gleichen schuldig ist, ließ sich seine Stiefeln ausziehen, schickte ihn weg, um nicht in seinen Gedanken gestört zu sin, legte sich zu

Bette und entschlummerte, da es spät und er jung war, trotz aller Gedanken, welche seinen Geist durchkreuzten.

Am andern Morgen fand er einen Brief auf seinem Nachttisch.«

Dieser Brief war von einer zarten, zierlichen, unbekanntem Schrift., Er betrachtete das Siegel, es hatte als Devise, nur das einzigliche Wort: Nothing, Nichts.

Er öffnete den Brief, er enthielt nur folgende Worte:

»Dank!«

»Ewige Erkenntlichkeit gegen ein ewiges Vergessen!«

Maurice rief seinen Bedienten: die wahren Patrioten läuteten nicht, die Glocke erinnerte an die Knechtschaft auch machten viele Willjährige, wenn sie bei ihren Herrn eintraten, dies zur Bedingung bei den Diensten, die sie ihnen zu leisten einwilligten.

Der Willjährige von Maurice hatte ungefähr dreißig Jahre vorher aus dem Taufsteine den Namen Jean erhalten; doch im Jahre 92 entkaufte er sich, da Jean nach der Aristokratie und dem Deismus roch, und nannte sich Scävola.

»Scävola,« fragte Maurice, »weißt Du, was dieser Brief bedeutet?«

»Nein, Bürger.«

»Wer hat ihn Dir übergeben?«

»Der Concierge.«

»Und wer hat ihn demselben gebracht?«

»Ohne Zweifel ein Commissionär, da kein Stempel der Station daraus ist.«

»Gehe hinab und bitte den Concierge, herauszukommen.«

Der Concierge kam heraus, weil ihn Maurice darum bat, und weil Maurice bei allen Willjährigen, mit denen er in Verbindung stand, sehr beliebt war; doch der Concierge erklärte, jeden andern Miethsmann würde er gebeten haben, herabzukommen.

Der Concierge nannte sich Aristides.

Maurice befragte ihn. Ein unbekannter Mann hatte den Brief gegen acht Uhr Morgens gebracht.

Der junge Mann mochte immerhin seine Fragen verdoppeln, sie unter allen möglichen Seiten darstellen, der Concierge konnte ihm nichts Anderes antworten. Maurice bat ihn, zehn Franken anzunehmen, und forderte ihn auf, diesem Mann, wenn er sich wieder zeigen würde, zu folgen, ohne daß es absichtlich zu sein scheine, und ihm dann zu sagen, wohin er gegangen sei.

Wir müssen sogleich bemerken, daß der Mann zur größten Zufriedenheit von Aristides, der durch den Auftrag, einem von seines Gleichen zu folgen, sich etwas gedemüthigt fühlte, nicht wieder kam.

Sobald Maurice allein war, zerknitterte er den Brief voll Aerger, zog den Ring von seinem Finger, legte ihn mit dem zerknitterten Brief aus den Nachttisch und wandte sich mit der Nase gegen die Wand um, in der tollen Anmaßung, abermals einschlafen zu wollen; doch nach Verlauf einer Stunde kam Maurice von dieser Prahlerei zurück, küßte den Ring und las den Brief abermals: der Ring war ein sehr schöner Saphir.

Der Brief war, wie gesagt, ein reizendes kleines Billet, das aus eine Meile nach der Aristokratie roch.

Als Maurice sich dieser Prüfung hingab, öffnete sich seine Thüre. Maurice steckte seinen Ring



wieder an seinen Finger und verbarg den Brief unter seinem Kopfkissen. War es die Scham einer entstehenden Liebe? War es die Beklommenheit eines Patrioten, welcher nicht will, daß man erfahre, er stehe in Verbindung mit Leuten, die so unklug seien, ein Bittet zu schreiben, dessen Wohlgeruch allein sowohl die Hand, die es geschrieben, als die, welche es entriegelte, gefährden konnte?

Der Eintretende war ein als Patriot gekleideter junger Mann, doch als Patriot von der höchsten Eleganz, seine Carmagnole war von feinem Tuch, seine Hose von Casimir und seine Strümpfe von feiner Seide. Was seine phrygische Mütze betrifft, so hätte sie in Beziehung auf ihre zierliche Form und ihre schöne Purpurfarbe die von Paris selbst beschämt.

Er trug dabei in seinem Gürtel ein Paar Pistolen aus der königlichen Exfabrik von Versailles und einen geraden, kurzen Säbel, dem der Zöglinge des Marsfeldes ähnlich.

»Ah! Du schläfst, Brutus, und das Vaterland ist in Gefahr,« sagte der Eintretende. »Pfui doch!«

»Nein, Lorin,« versetzte Maurice lachend, »ich schlafe nicht, ich träume.«

»Ja, ich begreife.«

»Wohl, ich, ich begreife nicht.«

»Bah!«

»Von wem sprichst Du? Wer ist diese Eucharis?«

»Nun! die Frau.«

»Was für eine Frau?«

»Die Frau der Rue Saint-Honoré, die Frau der Patrouille, die Unbekannte, für welche wir, Du und ich, gestern Abend unsern Kopf gefährdet haben!«

»Oh! ja,« sprach Maurice, der vollkommen wußte, was sein Freund sagen wollte, aber sich nur den Anschein gab, als verstünde er ihn nicht, »die unbekannte Frau!«

»Nun! wer war es?«

»Ich weiß es nicht,«

»War sie hübsch?«

»Bah!« machte Maurice, verächtlich die Lippen verziehend.

»Eine bei irgend einem Liebesrendezvous vergessene arme Frau.

»Zu uns arme Menschenkinder  
Plagt die Liebe unablässig.«

»Es ist möglich,« murmelte Maurice, dem der Gedanke, welchen er Anfangs gehabt hatte, zu dieser Stunde gewaltig widerstrebte, und der lieber in seiner schönen Unbekannten eine Verschwörerin, als eine verliebte Frau sehen wollte.

»Und wo wohnt sie?«

»Ich weiß es nicht.«

»Gehe doch! Du weißt es nicht, unmöglich!«

»Warum?«

»Du hast sie zurückgeführt.«

»Siehst mir aus dem Pont Marie entkommen.«

»Dir entkommen!« rief Lorin mit einem ungeheuren Gelächter.

»Eine Frau Dir entkommen, gehe doch.«

»Kann die Taub dem Geier entfliehen,  
Wenn der Lüfte Tyrann in den Krallen sie hält?  
Umsonst wird die Gazell zu retten sich mühen,  
Wenn brüllend das Tigerthier über sie fällt.«

»Lorin,« sprach Maurice, »wirst Du Dich denn nie daran gewöhnen, zu sprechen wie alle andere Menschen? Du peinigst mich furchtbar mit Deiner grausamen Poesie.«

»Wie, ich soll sprechen wie alle andere Menschen! mir scheint, ich spreche besser als jeder Andere. Ich spreche wie der Bürger Demoustier in Prosa und in Versen. Was meine Poesie betrifft, mein Lieber, so kenne ich eine Emilie, die sie nicht schlecht findet; doch kommen wir aus die Deinige zurück.«

»Aus meine Poesie?«

»Nein, aus Deine Emilie.«

»Habe ich eine Emilie?«

»Gehe doch, Deine Gazelle wird sich zur Tigerin gemacht und Dir die Zähne gezeigt haben, so daß Du zwar geplagt, aber verliebt bist.«

»Ich verliebt?« versetzte Maurice, den Kopf schüttelnd.

»Ja, Du verliebt.«

»Nun kein Geheimnis mehr  
Cytberens Streiche treffen sicherer  
Als die von Zeus dem Donnerfürsten.«

»Lorin,« sagte Maurice, indem er sich mit einem gebohrten Schlüssel bewaffnete, der auf dem Nachttisch lag, »ich erkläre Dir, daß ich pfeife, sobald Du noch einen einzigen Vers sprichst.«

»So laß uns von Politik sprechen. Ich bin übrigens!« diesem Behufe gekommen; weißt Du das Neueste?«

»Ich weiß, daß die Witwe Capet entspringen wollte.«

»Bah! nur dieses.«

»Was gibt es noch mehr?«

»Der berüchtigte Chevalier von Maison-Rouge ist in Paris.«

»In der That!« rief Maurice, indem er sich aufsetzte.

»Er selbst, in Person.«

»Wann ist er gekommen?«

»Gestern Abend.«

»Wie dies?«

»Verkleidet als Chasseur der Nationalgarde. Eine Frau, von der man glaubt, sie sei eine als Frau aus dem Volk verkleidete Aristokratin, brachte ihm Kleider in die Barrière; einen Augenblick nachher kamen sie Arm in Arm herein. Erst als sie vorübergegangen waren, sah die Schildwache Verdacht. Der Mann von der Wache hatte die Frau mit einem Päckchen hinausgehen sehn und sah sie mit einer Art von Militär am Arm zurückkommen; das war verdächtig; er machte Lärm und in lief ihnen nach. Sie verschwanden in einem Hotel der Rue Saint-Honoré, dessen Thüre sich wie durch ein Zauber öffnete. Das Hotel hatte einen zweiten Ausgang nach den Champs-Elysees. Guten Abend. . . der Cevalier von Maison-Rouge und seine Mitschuldige sind verschwunden. Man wird das Hotel niederreißen und den Eigenthümer guillotiniren; doch das wird den Chevalier nicht abhalten, den Versuch zu erneuern, der bereits

vor vier Monaten zum ersten und zum zweiten Male gescheitert ist.«

»Er ist also nicht verhaftet?«

»Ah! ja wohl, verhaftete Protheus, mein Lieber, Du weißt, was Aristäus durchzumachen hatte, um damit zum Ziele zu gelangen.

»Pastor Aristäus fuiegens Peneïa tempe.«

»Nimm Dich in Acht,« sprach Maurice, indem er den Schlüssel an den Mund setzte.

»Nimm Dich bei Gott selbst in Acht, denn diesmal wirst Du nicht mich sondern Virgil auspfeifen.«

»Es ist richtig, und so lange Du ihn nicht übersetzest habe ich nichts zu sagen. Doch kehren wir zu dem Chevalier von Maison-Rouge zurück.«

»Ja, wir müssen gestehen, daß es ein tüchtig! Mann ist.«

»Um solche Dinge zu unternehmen, bedarf es eines großen Muthes.«

»Ja, eines großen Muthes.«

»Ja, oder einer großen Liebe.«

»Glaubst Du an die Liebe des Chevalier für die Königin?«

»Ich glaube nicht daran, ich sage es nur wie Jedermann.« Uebrigens hat sie so viele Andere verliebt gemacht, daß man nicht staunen dürfte, wenn sie auch ihn verführt hätte. Sie hat wohl Barnave verführt, wie man sagt,.

»Gleichviel, der Chevalier muß ein Einverständnis m Temple selbst haben.«

»Das ist möglich:

»Denn es sprengt die heiße Liebe  
Schloß und Gitter.«

»Lorin!«

»Ah! es ist wahr.«

»Du glaubst das also wie die Andern?«

»Warum nicht?«

»Weil Deiner Rechnung nach die Königin zweihundert Liebhaber gehabt hätte.«

»Zweihundert, dreihundert, vierhundert. Sie ist schön genug hierzu. Ich behaupte nicht, sie habe dieselben geliebt, aber die Leute haben sie geliebt. Jedermann sieht die Sonne, und die Sonne sieht nicht Jedermann.«

»Du sagst also, der Chevalier von Maison-Rouge?«

»Ich sage, daß man in diesem Augenblick ein wenig Treibjagen auf ihn hält, und wenn er den Leithunden Republik entgeht, muß er ein feiner Fuchs sein.«

»Und was macht die Gemeinde bei allem dem?«

«Die Gemeinde wird ein Decret verkündigen, in Folge dessen jedes Haus wie ein offenes Register aus seiner Facade den Namen der Bewohner und Bewohnerinnen aufzuweisen hat. Das ist die Verwirklichung jenes Traumes der Alten. Warum gibt es nicht ein Fenster an den Herzen der Menschen, damit Jedermann sehen könnte, was darin vorgeht!«

»Oh! ein vortrefflicher Gedanke,« rief Maurice.

»Ein Fenster an das Herz des Menschen zu setzen?«

»Nein, sondern eine Liste an die Thüre der Häuser zu hängen.«

Maurice dachte in der That, es wäre dies ein Mittel, seine Unbekannte oder wenigstens eine Spur zu finden die ihn weiter leiten würde.

»Nicht wahr?« versetzte Lorin. »Ich habe bereits gewettet, diese Maßregel werde uns fünfhundert Aristokraten in die Hände liefern. Ah! bald hätte ich vergessen, wir haben diesen Morgen im Club eine Deputation von Freiwilligen empfangen; sie kamen, geführt von unsern Gegnern in der vergangenen Nacht, welche ich erst verließ, als sie ganz und gar betrunken waren; sie kamen, sage ich, mit Blumengewinden und Immortellenkränzen.«

»In der That!« versetzte Maurice lachend; »und wie viel waren es?«

»Dreißig; sie hatten sich rasiren lassen und trugen Sträuße am Knopfloch. »»Bürger des Clubs der Thermopylen,«« sprach der Redner, »»als wahre Patrioten wünschen wir, daß die Einigkeit der Franzosen nicht durch ein Mißverständniß gestört werde, und wir kommen, um auf's Neue Brüderschaft zu schließen.««

»Sodann . . .«

»Sodann schloßen wir auf's Neue Brüderschaft, und bei der Wiederholung machte man einen Altar für das Vaterland mit dem Tisch des Secretaire und zwei Flaschen, in welche man Sträuße steckte. Da Du aber Held des Festes warst, so rief man Dich dreimal aus, um Dich zu bekränzen, und als Du nicht antwortetest, insofern Du nicht da warst, indeß man immer etwas bekränzen muß, so bekränzte man die Büste von Washington. Das ist die Ordnung, in der die Ceremonie stattgefunden hat.«

Als Lorin diese wahrhaftige Erzählung beendigte, welche zu jener Zeit nichts Burleskes hatte, hörte man Geräusch auf der Straße, und Anfangs entfernte, bald aber immer näher kommende Trommeln ließen den damals so gewöhnlichen Lärmen des Generalmarsches vernehmen.

»Was ist das?« fragte Maurice.

»Es ist eine Verkündigung des Beschlusses der Gemeinde,« antwortete Lorin.

»Ich laufe nach der Section,« rief Maurice, indem er aus dem Bette sprang und seinen Willfähigen rief, um sich ankleiden zu lassen.

»Und ich, ich gehe zu Bette,« versetzte Lorin: »ich habe in dieser Nacht wegen Deiner wüthenden Freiwilligen nur zwei Stunden geschlafen. Schlägt man sich bloß ein wenig, so läßt Du mich schlafen, schlägt man sich viel, so kommst Du und holst mich.«

»Warum hast Du Dich denn so schön gemacht?« fragte Maurice, einen Blick aus Lorin werfend, der eben ausstand, um sich zu entfernen.

»Weil ich, um zu Dir zu kommen, genöthigt bin, durch die Rue Béthisy zu gehen, und weil es in der Rue Béthisy im dritten Stocke ein Fenster gibt, das sich immer öffnet, wenn ich vorübergehe.«

»Und Du befürchtest nicht, man könnte Dich für einen Muscadin<sup>1</sup> halten?«

»Ich ein Muscadin! oh, ja wohl! ich bin im Gegentheile als ein tüchtiger Sans-culotte bekannt. Doch, man muß dem schönen Geschlecht« ein Opfer bringen. Der Cultus des Vaterlandes schließt den der Liebe nicht aus. Der eine heischt im Gegentheile den andern.«

»Beschlossen hat die Republik,  
Daß man der Griechen Vorbild folge,  
Der Freiheit Alter sei ein Seitenstück  
Für den der Grazien beim Volke.

Wage es, dies auszupfeifen, und ich zeige Dich als Aristokraten an und lasse Dich so rasiren,

daß Du nunmehr eine Perrücke trägst. Guten Tag, mein Freund.«

Lorin reichte Maurice herzlich seine Hand, die der junge Secretaire ebenso herzlich drückte, und ging dann ein Lied an Chloris trällernd, weg.

---

## V.

### *Was für ein Mann der Bürger Maurice Lindey war.*

Während sich Maurice Lindey, nachdem er sich hastig angekleidet, auf die Section der Rue Lepelletier begibt deren Secretaire er ist, wie man weiß, versuchen wir es vor den Augen des Publikums die Vorgänge dieses Mannes zu schildern, der sich aus der Scene durch eine von jenen Aufschwingungen des Herzens gezeigt hat, wie sie bei edlen und mächtigen Naturen häufig vorkommen.

Der junge Mann hatte am Tage zuvor die Wahrheit gesprochen, als er sagte, er heiße Maurice Lindey und wohne in der Rue du Roule. Er hätte beifügen können, er sei ein Kind jener Halbaristokratie, welche der Robe bewilligt wird. Seine Vorfahren hatten sich seit zweihundert Jahren durch die ewige parlamentarische Opposition ausgezeichnet, welche die Namen Molé und Maupou berüht gemacht. Sein Vater, der gute Lindey, der sein ganzes Leben damit hinbrachte, daß er gegen den Despotismus seufzte, starb, als am 14. Juli 89 die Baistille in die Hände des Volkes fiel, vor Schrecken darüber, daß er den Despotismus durch eine kriegführende Freiheit ersetzt sah, und hinterließ seinen einzigen Sohn, unabhängig durch das Vermögen und Republikaner durch das Gefühl.

Die Revolution, welche so bald auf dieses große Ereigniß folgte, fand Maurice mit allen Bedingungen der Stärke und der männlichen Reise, wie sie dem Athleten entsprechen, der aus den Kampfplatz zu treten im Begriff ist, und seine republikanische Erziehung verstärkte sich durch ein beständiges Besuchen der Clubs und das Lesen aller Pamphlete der Zeit. Gott weiß, wie viel Maurice dergleichen hatte lesen müssen. Tiefe und aus Schlüssen beruhende Verachtung der Hierarchie, philosophische Erwägung der Elemente, die den Körper bilden, absolute Ablehnung jedes Adels, der nicht persönlich ist, unparteiische Schätzung der Vergangenheit, glühender Eifer für die neuen Ideen, Sympathie für das Volk, gemischt mit der aristokratischsten der Organisationen, dies war in moralischer Hinsicht nicht derjenige, welchen wir gewählt haben, sondern der, welchen das Tagebuch, aus dem wir diesen Gegenstand schöpfen, uns als Helden dieser Geschichte gegeben hat.

In physischer Hinsicht war Maurice Linden ein Mann von fünf Fuß acht Zoll, fünf und zwanzig bis sechs und zwanzig Jahre alt, muskelig wie ein Herkules, schön in in jener französischen Schönheit, welche bei einem Franken eine besondere Race hervorhebt, das heißt eine reine Stirne, blaue Augen, kastanienbraune gelockte Haare, rosige Wangen und Zähne wie Elfenbein.

Nach dem Portrait des Mannes, die Stellung des Bürgers.

Maurice, wenn nicht reich, doch wenigstens unabhängig, Maurice, der einen geachteten und besonders populären Namen führte, Maurice, bekannt durch seine liberale Erziehung und durch seine Grundsätze, welche noch liberaler waren als seine Erziehung, Maurice hatte sich gleichsam an die Spitze einer Partei, bestehend aus allen jungen patriotischen Bürgern, gestellt. Vielleicht galt er bei den Sans-culottes für etwas lau und bei den Sectionären für etwas parfümiert. Doch er

wußte sich Verzeihung für seine Lauheit bei den Sans-culottes dadurch zu verschaffen, daß er wie ärmliche Rohre die knotigsten Knüttel zerbrach, für seine Eleganz bei den Sectionären, daß er sie auf, zwanzig Schritte durch einen Faustschlag zwischen die zwei Augen fortschleuderte, wenn ihn diese zwei Augen auf eine Weise anschauten, die ihm nicht behagte.

In physischer, in moralischer, in bürgerthümlicher Beziehung hatte nun Maurice der Einnahme der Bastille beigewohnt; er war bei dem Zuge nach Versailles gewesen, er hatte wie ein Löwe am zehnten August gekämpft und an diesem merkwürdigen Tage, man muß ihm diese Gerechtigkeit widerfahren lassen, ebenso viele Patrioten als Schweizer getödtet: denn er wollte so wenig den Mörder unter der Carmagnole als den Feind der Republik unter dem rothen Kleide dulden.

Er hatte sich, um die Vertheidiger des Schlosses zu Uebergabe zu ermahnen und um ein weiteres Blutvergießen zu verhindern, vor die Mündung einer Kanone geworfen, welche ein Pariser Artillerist eben losbrennen wollte, er war zuerst durch ein Fenster in den Louvre eingedrungen, trotz des Kleingewehrfeuers von fünfzig Schweizern, und eben so vielen im Hinterhalt liegenden Edelleuten und als er die Zeichen der Capitulation erblickte, hatte sich sein furchtbarer Säbel bereits durch zehn Uniformen Bahn gebrochen; da er nun nach Muße seine Freunde Gefangene niedermetzeln sah, welche ihre Waffen wegwarfen, ihre Hände flehend ausstreckten und um ihr Leben baten, fing er an wie wüthend auf eben diese Freunde einzuhauen, was ihm einen Ruf, würdig der schönen Tag von Rom und Griechenland, verschaffte.

Sobald der Krieg erklärt war, trat Maurice unter die Schaaren und ging nach der Grenze mit den erste fünfzehn hundert Freiwilligen ab, welche die Stadt gegen die Feinde schickte, und denen jeden Tag fünfzehn hundert andere folgen sollten. In der ersten Schlacht, die er mitmachte, nämlich bei Jemappes, erhielt er eine Kugel, die sich, nachdem sie die stählernen Muskeln seiner Schulter getheilt, auf dem Knochen abplattete. Der Vertreter des Volkes kannte Maurice und schickte ihn zur Heilung nach Paris zurück. Einen ganzen Monat wälzte sich Maurice, vom Fieber verzehrt, auf seinem Schmerzenslager; doch der Januar fand ihn wieder auf den Beinen und er befehligte, wo nicht dem Namen, doch wenigstens in Sache nach den Club der Thermopylen, das heißt, hundert junge Leute von der Pariser Bürgerschaft, welche sich bewaffnet hatten, um sich jedem Versuche zu Gunsten des Tyrannen Capet zu widersetzen; mehr noch: die Stirne gefaltet durch einen düsteren Zorn, das Auge erweitert, das Herz gepreßt durch eine seltsame Mischung von moralischem Haß und körperlichem Mitleid, wohnte Maurice, den Säbel in der Faust, der Hinrichtung des Königs bei und blieb, allein vielleicht von dieser ganzen Menge, stumm, als das Haupt dieses Sohnes vom heiligen Ludwig niederfiel, dessen Seele zum Himmel ausstieg; nur hob er, sobald dieses Haupt gefallen war, seinen furchtbaren Säbel in die Luft und alle seine Freunde riefen: »Es lebe die Freiheit!« ohne zu bemerken, daß diesmal seine Stimme ausnahmsweise sich nicht mit der ihrigen vermischt hatte.

«Dies war der Mann, der am Morgen des elften März nach der Rue Lepelletier ging, der Mann, dem unsere Geschichte mehr Relief in den Einzelheiten eines stürmischen Lebens geben wird, wie man es zu jener Zeit führte.

Gegen zehn Uhr kam Maurice in die Section, deren Secretaire er war.

Die Bewegung war groß. Es handelte sich darum, eine Adresse an den Convent zu Unterdrückung der Complotte der Girondisten zu beschließen. Man erwartete Maurice voll Ungeduld.

Es war nur von der Rückkehr des Chevalier von Maison-Rouge und von der Kühnheit die

Rede, mit der dieser erbitterte, unermüdliche Verschwörer zum zweiten male nach Paris gekommen war, wo man doch, wie er wußte, einen Preis auf seinen Kopf gesetzt hatte. Man brachte mit dieser Rückkehr den Versuch vom vorhergehenden Tag in Verbindung, und Jeder drückte seinen Haß und seine Verachtung gegen die Aristokraten und Verräther aus.

Doch gegen die allgemeine Erwartung war Maurice, unempfindlich und schweigsam, faßte geschickt die Proclamation ab, beendigte in drei Stunden sein ganzes Geschäft, fragte, ob die Sitzung aufgehoben sei, nahm auf eine bejahende Antwort seinen Hut, ging hinaus und wanderte der Rue Saint-Honoré zu.

Als er in diese Straße gelangte, kam ihm Paris ganz neu vor. Er sah die Ecke der Rue du Coq, wo ihm in der Nacht die schöne Unbekannte, sich unter den Händen der Soldaten sträubend, erschienen war. Dan, folgte er, von der Rue du Coq bis zum Pont Marie, demselben Wege, den er an ihrer Seite durchlaufen hatte blieb stehen, wo sie von den verschiedenen Patrouillen aufgehalten worden waren, und wiederholte an den einzelnen Stellen, die ihn daran erinnerten, als hätten sie ein Echo ihrer Worte behalten, das Gespräch, das sie miteinander gepflogen; nur war es ein Uhr Nachmittags und die Sonne, welche diesen ganzen Spaziergang beleuchtete machte aus jedem Schritte die Erinnerungen der Nacht hervorspringend.

Maurice schritt über die Brücken und trat bald in die Rue Victor, wie man sie damals nannte.

»Arme Frau!« murmelte Maurice, »sie bedachte gestern nicht, daß die Nacht nur zwölf Stunden währt und daß ihr Geheimnis wahrscheinlich nicht länger als du Nacht dauern würde. Bei der Helle der Sonne werde ich die Thüre wiederfinden, durch die sie geschlüpft ist, und wer weiß, ob ich sie nicht selbst an irgend einem Fenster erblicke.«

Er trat sodann in die alte Rue Saint-Jacques und stellte sich, wie die Unbekannte am Tage zuvor gestanden hatte. Einen Augenblick schloß er die Augen: der arme Narr glaubte vielleicht, der Kuß vom vorhergehenden Abend würde zum zweiten Male auf seinen Lippen brennen. Doch er fühlte nichts davon, als die Erinnerung. Die Erinnerung brannte allerdings immer noch.

Maurice öffnete die Augen wieder, sah die zwei Gäßchen, das eine rechts, das andere links. Sie waren kothig, schlecht gepflastert, mit Schranken versehen und von kleinen, über einen Bach gesprengten Brücken durchschnitten. Man sah hier Arkaden von Balken, Schlupfwinkel, zwanzig schlicht befestigte, verfaulte Thüren. Es war die plumpe Arbeit in ihrem ganzen Elend, das Elend in seiner ganzen Häßlichkeit. Da und dort fand sich ein Garten, bald durch Hecken, bald durch Zäune von Weinpfehlen, zuweilen auch durch Mauern geschlossen; Häute trockneten unter Schoppen und verbreiteten den abscheulichen Geruch der Lohgerberei, bei dem einem übel wird. Maurice suchte, stellte zwei Stunde lang zusammen und fand nichts, errieth nichts; zehnmal drang er in dieses Labyrinth, zehnmal kehrte er zurück, um sich zu orientieren. Doch alle seine Versuche waren vergeblich, alle seine Nachforschungen fruchtlos. Die Spuren der jungen Frau schienen durch den Nebel und den Regen verwischt worden zu sein.

»Vorwärts!« sprach Maurice zu sich selbst, »ich habe geträumt. Diese Cloake kann nicht einen Augenblick meine schönen Fee von der letzten Nacht als Aufenthaltsort gedient haben.«

Es lag in dem wilden Republikaner eine Poesie, viel wahrer, als die in seinem Freunde mit den anakreontischen Versen, denn aus diesen Gedanken kehrte er zurück, um die Glorie nicht zu trüben, die das Haupt seiner Unbekannten beleuchtete. Allerdings kehrte er in Verzweiflung zurück.

»Lebe wohl! schöne Geheimnisvolle,« sagte er, »Du hast mich als Dummkopf oder als Kind behandelt. Würde sie denn hierher gegangen sein, wenn sie wirklich hier wohne? Nein, sie ging



nur hier durch, wie der Schwan über einen verpesteten Sumpf zieht. Und wie die des Vogels in der Luft, ist ihre Spur unsichtbar.«

---

## VI.

### *Der Temple.*

An demselben Tage, zur selben Stunde, wo Maurice schmerzlich enttäuscht, über den Pont de la Tournelle zurückging, machten mehrere Municipale, begleitet von Santerre, einen strengen Besuch in dem großen Thurme des Temple, den man seit dem 13. August 1792 in ein Gefängniß verwandelt hatte.

Dieser Besuch galt besonders einer Wohnung im dritten Stocke, welche aus einem Vorzimmer und drei Stuben bestand.

Eine von diesen Stuben war von zwei Frauen, einem jungen Mädchen und einem Kind von neun Jahren, insgesamt in Trauer, bewohnt.

Die Aeltere von diesen zwei Frauen mochte sieben und dreißig bis acht und dreißig Jahre alt sein; sie saß an einem Tische und las.

Die Zweite saß und arbeitete an einer Stickerei; sie mochte acht und zwanzig bis neun und zwanzig Jahre alt sein.

Das junge Mädchen war vierzehn und stand bei dem Kinde, das, krank und liegend, die Augen schloß, obgleich bei dem Geräusch, welches die Municipale machten, das Schlafen durchaus unmöglich war.

Die Einen schüttelten die Betten, die Andern entfalteten die Leinwandstücke, wieder Andere, welche ihre Nachforschungen beendet hatten, schauten mit einer frechen Starrheit die unglücklichen Gefangenen an, die ihre Augen hartnäckig die Eine aus ihr Buch, die Andere aus ihre Stickerei, die Dritte auf ihren Bruder geheftet hielten.

Die Aelteste von diesen Frauen war groß, bleich und schön; diejenige, welche las, schien besonders ihre ganze Aufmerksamkeit auf ihr Buch zusammenzudrängen, obgleich aller Wahrscheinlichkeit nach nur ihre Augen lasen und nicht ihr Geist.

Einer von den Municipalen näherte sich ihr, packte mit rohem Wesen das Buch, das sie in der Hand hielt, und schleuderte es mitten in das Zimmer.

Die Gefangene streckte die Hand nach dem Tische aus, ergriff einen zweiten Band und fuhr fort zu lesen.

Der Montagnard machte eine wüthende Geberde, um ihr den zweiten Band zu entreißen, wie er es mit dem ersten gethan hatte. Aber bei dieser Geberde, bei der die Gefangene, welche am Fenster stickte, bebte, sprang das Märchen vor, umschlang mit seinen Armen den Kopf der Leserin und flüsterte weinend:

»Oh! arme, arme Mutter!«

Dann küßte das Mädchen die Leserin.

Die Gefangene drückte hierauf ihren Mund aus das Ohr des Mädchens, als ob sie dasselbe küssen wollte, und sprach zu ihm:

»Marie, es ist ein Billet in der Mündung des Ofens verborgen, nimm es weg.«

»Vorwärts! vorwärts!« rief der Municipal, indem er das Mädchen brutal zurückzog und von

seiner Mutter trennte. »Werdet Ihr Euch bald genug geküßt haben?«

»Mein Herr,« versetzte das Mädchen, »hat der Convent beschlossen, daß die Kinder ihre Mütter nicht mehr küssen dürfen?«

»Nein; doch er hat beschlossen, daß die Verräther, die Aristokraten und die Ci-devant bestraft werden sollen, und wir sind deshalb hier, um Euch zu befragen. Laß hören, Antoinette, antworte.«

Diejenige, welche man aus eine so plumpe Weise anredete, würdigte den Fragenden nicht einmal eines Blickes. Sie wandte im Gegentheil den Kopf ab und eine leichte Rothe zog über ihre von dem Schmerz gebleichten und von den Thränen durchfurchten Wangen.

»Es ist unmöglich,« fuhr dieser Mann fort, »daß Du nichts von dem Versuche der letzten Nacht gewußt hast. Woher kommt er?«

Dasselbe Stillschweigen von Seiten der Gefangenen.

»Antworten Sie, Antoinette,« sprach Santerre, indem er sich ihr näherte, ohne den Schauer des Abscheus zu bemerken, der die junge Frau bei dem Anblick dieses Mannes ergriff, welcher am Morgen des ein und zwanzigste Januar Ludwig XVI. aus dem Temple geholt hatte, um ihn nach dem Blutgerüste zu führen. »Antworten Sie! Man hat in dieser Nacht gegen die Republik conspirirt und Sie der Gefangenschaft zu entziehen gesucht, die Ihnen in Erwartung der Strafe für Ihre Verbrechen, von den Willen des Volkes auferlegt worden ist. Sprechen Sie wußten Sie, daß man conspirirte?«

Marie bebte bei dem Tone dieser Stimme, die sie zu fliehen schien, indem sie, so viel sie konnte, auf ihren Stuhle zurückwich. Doch sie antwortete eben so wenig auf diese Frage, als auf die zwei andern, ebenso wenig Santerre, als dem Municipal.

»Sie wollen also nicht antworten?« rief Santerre heftig mit dem Fuße stampfend.

Die Gefangene nahm ein drittes Buch vom Tische.

Santerre wandte sich um: die rohe Macht dieses Menschen der achtzig tausend Mann befehligte und nur eine Geberde nöthig gehabt hatte, um die Stimme des sterbenden Ludwig XVI. zu bedecken, brach sich an der Würde einer armen Gefangenen, deren Kopf er ebenfalls fallen machen konnte, die er aber nicht zu beugen vermochte.

«Und Sie, Elisabeth!« sprach er zu der andern Frau, welche einen Augenblick ihre Stickerei unterbrochen hatte, um die Hände zu falten und zu beten, nicht zu diesen Menschen, sondern zu Gott, »werden Sie antworten?«

»Ich weiß nicht, was Sie fragen, und kann Ihnen folglich nicht antworten,« erwiderte sie.

»Ei, Mord und Tod! Bürgerin Capet,« versetzte Santerre ungeduldig, »es ist doch klar, was ich sage. Ich sage, daß man,gestern einen Versuch gemacht hat, um Euch entweichen zu lassen, und daß Ihr die Schuldigen kennen müßt.«

»Wir haben keine Verbindung mit Außen und können also weder wissen, was man für uns thut, noch was man gegen uns thut.«

»Es ist gut,« sprach der Municipal, »wir wollen einmal sehen, was Dein Neffe sagt.«

Und er näherte sich dem Bette des jungen Dauphin.

Bei dieser Drohung erhob sich Marie Antoinette plötzlich und rief:

»Mein Herr, mein Sohn ist krank und schläft. . . wecken Sie ihn nicht auf.«

»So antworte.«

»Ich weiß nichts.«

Der Municipal ging gerade auf das Bett des kleinen Gefangenen zu, der sich, wie gesagt, stellte, als schliefe er.

»Auf! Aus! erwache, Capet,« sagte er und schüttelte den Kleinen ungeschlacht am Arme.

Das Kind öffnete die Augen und lächelte.

Die Municipale umgaben sodann sein Bett.

Von Schmerz und Furcht bewegt, machte die Königin ihrer Tochter ein Zeichen; diese benutzte den günstigen Augenblick, schlüpfte in ein anstoßendes Zimmer, öffnete eine von den Mündungen des Ofens, zog ein Billet heraus, verbrannte es, kehrte dann sogleich in das Zimmer zurück und beruhigte ihre Mutter mit einem Blicke.

»Was wollt Ihr von mir?« fragte das Kind.

»Wissen, ob Du in dieser Nacht nichts gehört hast?«

»Nein, ich habe geschlafen.«

»Du liebst es sehr, zu schlafen, wie es scheint.«

»Ja, weil ich träume, wenn ich schlafe.«

»Und was träumst Du?«

»Daß ich meinen Vater wiedersehe, den Ihr getötet habt.«

»Du hast also nichts gehört?« fragte ungestüm Santerre.

»Nichts.«

»Diese jungen Wölfe sind in der That sehr gut mit der Wölfin einverstanden,« sprach der wüthende Municipal »und es hat dennoch ein Complotz stattgefunden.«

Die Königin lächelte.

»Die Oesterreicherin verspottet uns,« rief der Municipal. »Nun wohl, da dem so ist, so wollen wir das Decret der Gemeinde in seiner ganzen Strenge vollziehen Erhebe Dich, Capet.«

»Was wollt Ihr machen?« rief die Königin, die sich selbst vergaß. »Seht Ihr nicht, daß mein Sohn krank ist, daß er das Fieber hat? Wollt Ihr ihm denn den Tod bereiten?«

»Dein Sohn,« entgegnete der Municipal, »ist ein Gegenstand beständiger Unruhe für den Rath des Temple. Er ist ein Zielpunkt aller Verschwörungen. Man schmeichelt sich mit der Hoffnung, Euch insgesamt zu entführen. Nun wohl, man komme. Tison! . . . Ruft Tison.«

Tison war ein Tagelöhner, der die gemeineren Hausgeschäfte im Temple zu verrichten hatte. Er kam.

Es war ein Mann von ungefähr vierzig Jahren, von dunkler Hautfarbe, mit einem rohen Gesichte und schwarzen, struppigen Haaren, welche bis aus die Augbrauen Herabfielen.

»Tison,« sprach Santerre, »wer hat gestern den Gefangenen Speise gebracht?«

Tison nannte einen Namen.

»Und wer brachte ihnen ihr Weißzeug?«

»Meine Tochter.«

»Deine Tochter ist also Wäscherin?«

»Gewiß.«

»Und Du hast ihr die Kundschaft der Gefangenen gegeben?«

»Warum nicht? Eben so gut, daß sie das gewinnt, als wenn es eine Andere gewinnen würde.

Es ist nicht mehr das Geld der Tyrannen, sondern das der Nation, da die Nation für sie bezahlt.«

»Man hat Dich beauftragt, die Wäsche sorgfältig zu untersuchen.«

»Nun! entledige ich mich nicht meiner Pflicht? Zum Beweis: Gestern fand ich ein Sacktuch, an das man zwei Knoten gemacht hatte; ich überbrachte es dem Rath und dieser befahl meiner Frau, die Knoten zu lösen, es zu dängeln und dann Madame Capet zu übergeben, ohne ihr etwas zu sagen.«

Bei der Erwähnung von zwei Knoten an einem Sacktuch bebte die Königin, ihre Augen erweiterten sich und Madame Elisabeth und sie tauschten einen Blick.

»Tison,« sprach Santerre, »Deine Tochter ist eine Bürgerin, deren Vaterlandsliebe Niemand in Verdacht zieht, doch von heute an ist ihr der Eintritt in den Temple nicht mehr gestattet.«

»O mein Gott!« rief Tison erschrocken, »was sagt Ihr mir da, »wie ich soll meine Tochter nur wiedersehen, wenn ich ausgehe!«

»Du wirft nicht mehr ausgehen,« sprach Santerre.

Tison schaute umher, ohne sein irres Auge aus irgend einem Gegenstand verweilen zu lassen; plötzlich aber rief er:

»Ich werde nicht mehr ausgehen! Ah! so ist es? Nun! ich will ganz von hier fort. Ich nehme meine Entlassung, ich bin kein Verräther, kein Aristokrat, daß man mich hier gefangen halten könnte. Ich sage Euch, daß ich von hier fort will.«

»Bürger,« sprach Santerre, »gehörche den Befehlen der Gemeinde und schweige, oder Du könntest Dich schlecht dabei befinden; das sage ich Dir. Bleibe hier und überwache, was vorgeht. Man beobachtet Dich, hüte Dich also.«

Die Königin, welche sich vergessen glaubte, erheiterte sich allmählig wieder und legte ihren Sohn in sein Bett.

»Laß Deine Frau herauskommen,« sprach der Municipal zu Tison.

Dieser gehorchte, ohne ein Wort zu sagen. Die Drohungen von Santerre hatten ihn sanft wie ein Lamm gemacht.

Die Frau Tison eilte herbei.

»Komm hierher, Bürgerin,« sprach Santerre; »wir werden in das Vorzimmer gehen, und während dieser durchsuchst Du die Gefangenen,«

»Höre doch, Frau,« sagte Tison, »sie wollen unsere Tochter nicht mehr in den Temple kommen lassen.«

»Wie? sie wollen unsere Tochter nicht mehr in den Temple kommen lassen. Wir werden unsere Tochter nicht mehr sehen?«

Tison schüttelte den Kopf.

»Was sagt Ihr mir denn da?«

»Ich sage, daß wir einen Bericht an den Rath des Temple machen werden, und daß der Rath entscheiden soll Mittlerweile . . .«

»Mittlerweile will ich meine Tochter wiedersehen,« versetzte die Frau.

»Stille!« rief Santerre, »man hat Dich hierher berufen, um die Gefangenen zu durchsuchen; durchsuche sie, dann wird man sehen.«

»Aber . . .«

»Oh! oh!« machte Santerre, die Stirne faltend, »mit scheint, die Leute werden verdorben.«

»Thue, was der Bürger General sagt, thue es, Frau, Du hörst, er sagt, nachher werde man sehen.«

Hierbei schaute Tison Santerre mit einem demüthigen Lächeln an.

»Es ist gut,« sprach die Frau; »geht, ich bin bereit, sie zu durchsuchen!«

Die Männer gingen hinaus.

»Meine liebe Madame Tison,« sagte die Königin, »glauben Sie mir. . .«

»Ich glaube nichts, als daß Du die Schuld von allem Unglück des Volkes bist, Bürgerin Capet,« versetzte das furchtbare Weib, mit den Zähnen knirschend. »Finde ich etwas Verdächtiges bei Dir, so sollst Du auch sehen.«

Vier Männer blieben an der Thüre, um die Frau Tison zu unterstützen, wenn die Königin Widerstand leisten würde.

Man fing bei der Königin an.

Man fand bei ihr ein Sacktuch mit drei Knoten, das unglücklicher Weise eine bereit gehaltene Antwort auf das von Tison erwähnte zu sein schien, einen Bleistift, ein Skapulier und Siegellack.

»Ah! ich wußte das wohl,« rief die Tison, »ich sagte es den Municipalen, die Oesterreicherin schreibe! vor Kurzem fand ich einen Tropfen Siegellack auf der Dille des Leuchters.«

»Oh! Madame,« sprach die Königin mir flehendem Tone, »zeigen Sie nur das Skapulier . . .«

»Ah! ja wohl,« versetzte die Frau, »Mitleid mit Dir... Hat man Mitleid mit mir? . . . Man nimmt mir meine Tochter.«

Madame Elisabeth und Madame Royale hatten nichts bei sich.

Die Frau Tison rief die Municipale zurück, und diese kamen. Santerre an ihrer Spitze; sie übergab ihnen die bei der Königin gefundenen Sachen, welche von Hand zu Hand gingen und der Gegenstand von zahllosen Muthmaßungen waren; das Sacktuch mit den drei Knoten besonders nahm lange die Einbildungskraft der Verfolger des königlichen Geschlechts in Anspruch,

»Nun wollen wir Dir das Decret des Convents vorlesen,« sagte Santerre.

»Was für ein Decret?« fragte die Königin^

»Das Decret, welches befiehlt, daß Du von Deinem Sohne getrennt werden sollst.«

»Es ist also wahr, dieser Beschluß ist gefaßt worden?«

»Ja. Der Convent ist zu sehr für die Gesundheit Deines Kindes besorgt, das ihm von der Nation zur Bewachung anvertraut worden ist, um es in Gesellschaft einer so entsittlichten Mutter, wie Du bist, zu lassen.«

Die Augen der Königin schleuderten Blitze.

»Erhebt wenigstens eine Anklage, Ihr Tiger!«

»Das ist bei Gott nicht schwierig,« versetzte ein Municipal, »höre!«

Und er sprach eine von jenen schändlichen Anklagen wie sie Sueton gegen Agrippina vorbringt.

»Oh!« rief die Königin hoch aufgerichtet, bleich, erhaben vor Entrüstung, »ich appellire an das Herz von allen Müttern.«

»Ruhig! ruhig!« versetzte der Municipal, »das Alles schön und gut; doch wir sind schon seit zwei Stunden hier, und können nicht den ganzen Tag verlieren. Steh auf, Capet, und folge uns.«

»Nie! nie!« rief die Königin, indem sie zwischen den Municipale und den jungen Ludwig

stürzte und das Bett zu vertheidigen sich anschickte, wie es eine Tigerin in ihrer Höhle thut, »nie werde ich mir mein Kind entreißen lassen.«

»Oh! meine Herren,« sprach Elisabeth mit einem bewunderungswürdigen Ausdruck der Bitte die Hände faltend, »meine Herren, im Namen des Himmels, haben Sie Mitleid mit zwei Müttern,«

»Sprechen Sie,« versetzte Santerre, »nennen Sie die Namen, gestehen Sie den Plan Ihrer Genossen, erklären Sie, was die zwei Knoten an dem mit Ihrer Wäsche durch die Tochter Tison überbrachten Sacktuch und die an dem Sacktuch, das man in Ihrer Tasche gefunden, bedeuten sollen, und man wird Ihnen Ihren Sohn lassen.«

Ein Blick von Madame Elisabeth schien die Königin anzuflehen, sie möge dieses furchtbare Opfer bringen.

Doch diese trocknete sich stolz eine Thräne, welche wie ein Diamant im Winkel ihres Auges glänzte, und sprach:

»Lebe wohl, mein Sohn. Vergiß nie Deinen Vater, der im Himmel ist, Deine Mutter, welche sich bald mit ihm wiedervereinigen wird; sprich jeden Abend und jeden Morgen das Gebet, das ich Dich gelehrt habe. Lebe wohl, mein Sohn.«

Sie gab ihm einen letzten Kuß, erhob sich kalt und unbeugsam und sagte:

»Ich weiß nichts, meine Herren, thun Sie, was Sie wollen.«

Doch diese Königin hätte mehr Kraft gebraucht, als das Herz einer Frau, und besonders das einer Mutter enthält. Sie fiel vernichtet aus einem Stuhl zurück, während man das Kind wegtrug, dessen Thränen flossen, das die Arme nach ihr ausstreckte, aber keinen Schrei hören ließ.

Die Thür schloß sich hinter den Municipalen, welche das königliche Kind wegtrugen, und die drei Frauen blieben allein.

Es trat einen Augenblick verzweifeltes Stillschweigen ein, das nur durch Schluchzen unterbrochen wurde.

Die Königin sprach zuerst.

»Meine Tochter,« sagte sie, »das Billet?«

»Ich habe es verbrannt, wie Sie mich geheißen, meine Mutter.«

»Ohne es zu lesen?«

»Ohne es zu lesen.«

»So fahre wohl, letzter Schimmer, äußerste Hoffnung!« sprach Madame Elisabeth.

»Oh! Sie haben Recht, Sie haben Recht, meine Schwester, das heißt zu viel leiden.«

Dann sich gegen ihre Tochter umwendend:

»Doch Du hast wenigstens die Handschrift gesehen, Marie?«

»Ja, meine Mutter, einen Augenblick.«

Die Königin stand auf, schaute nach der Thüre, ob sie nicht beobachtet würde, nahm eine Nadel aus ihren Haaren, näherte sich der Wand, zog aus einer Spalte ein kleines, in Form eines Billets gefaltetes Papier, zeigte dieses Billet der Prinzessin und sagte:

»Sammle alle Deine Erinnerungen, ehe Du mir antwortest, meine Tochter; war die Handschrift dieselbe wie diese hin?«

»Ja, ja, meine Mutter,« rief die Prinzessin, ich erkenne sie!«

»Gott sei gelobt!« sprach die Königin, voll Inbrunst auf die Kniee fallend. »Wenn er seit

diesem Morgen schreiben konnte, so ist er gerettet. Dank! mein Gott! Dank! ein so edler Freund verdiente wohl eines Deiner Wunder.«

»Von wem sprechen Sie denn«, meine Mutter?« fragt die Prinzessin. »Wer ist dieser Freund? Sagen Sie mir seinen Namen, daß ich ihn Gott in meinen Gebet empfehlen kann.«

»Du hast Recht, meine Tochter; vergiß diesen Namen nie, denn er ist der eines Edelmanns voll Ehre und Muth, dieser ist nicht aus Ehrgeiz ergeben, denn er hat sich nicht in den Tagen des Unglücks enthüllt. Er hat nie die Königin von Frankreich gesehen, oder die Königin von Frankreich hat vielmehr ihn nie gesehen, und er gibt sein Leben hin, um sie zu vertheidigen. Vielleicht wird er belohnt, wie man heut zu Tage jede Tugend belohnt, durch einen furchtbaren Tod. . . Doch wenn er stirbt . . oh! dort oben, dort oben werde ich ihm danken . . . es ist . . .«

Die Königin schaute unruhig umher, dämpfte ihre Stimme und sprach:

»Es ist der Chevalier von Maison-Rouge. . . bete für ihn.«

---



## VII.

### *Spielerschwur.*

Der Entführungsversuch, so bezweifelbar er auch gewesen war, weil er nicht einmal einen Anfang der Ausführung gehabt hatte, erregte doch auf das Lebhafteste den Zorn und das Interesse der Andern. Was übrigens diesem Ereigniß eine beinahe materielle Wahrscheinlichkeit verlieh, war der Umstand, daß der Sicherheitsausschuß in Erfahrung brachte, seit drei Wochen, oder seit einem Monat sein Emigranten in Menge aus verschiedenen Punkten der Grenze nach Frankreich zurückgekehrt. Es war klar, daß Menschen, welche ihren Kopf wagten, dies nicht ohne eine Absicht thaten, und diese Absicht war ohne allen Zweifel, zur Entführung der königlichen Familie beizutragen.

Aus den Vorschlag des Conventsmitgliedes Osselin war bereits das furchtbare Decret bekannt gemacht worden, das jeden Emigranten, der wieder einen Fuß nach Frankreich gesetzt zu haben überwiesen, jeden Franzosen, der Auswanderungspläne gehabt zu haben überwiesen, jeden Bürger, der bei seiner Flucht oder bei seiner Rückkehr eines Emigranten oder einen Emigranten unterstützt zu haben, jeden Bürger endlich, der einem Emigranten eine Zufluchtsstätte gewährt zu haben überwiesen würde, zum Tode verurtheilte.

Dieses furchtbare Gesetz war die Einweihung der Schreckensregierung. Es fehlte nichts mehr, als das Gesetz der Verdächtigen.

Der Chevalier von Maison-Rouge war ein zu thätiger und zu, verwegener Feind, als daß seine Rückkehr nach Paris und seine Erscheinung im Temple nicht die strengsten Maßregeln nach sich gezogen haben sollte. Schärfere Durchsuchungen, als man je vorgenommen, fanden in in einer Menge von verdächtigen Häusern statt. Doch außer der Entdeckung von einigen emigrirten Frauen, welche sich fangen ließen, und ein paar Greisen, die sich nicht die Mühe geben wollten, den Henkern die wenigen Tage, die ihnen blieben, streitig zu machen, hatten die Nachforschungen kein Resultat.

Die Sectionen waren, wie man sich leicht denken kann, einige Tage lang in Folge dieses Ereignisses sehr beschäftigt, und der Secretaire der Section Lepelletier, einer der einflußreichsten von Paris, hatte wenig Zeit, an seine Unbekannte zu denken.

Anfangs, als er die Rue Vieille-Saint-Jacques verließ, beschloß er zu vergessen; er versuchte es auch, dies zu thun, doch es ging, wie sein Freund Lorin gesagt hatte:

»Sobald man denkt, daß man vergessen soll,  
Komm, die Erinnerung.«

Maurice hatte indessen nichts gesagt, nichts gestanden. Er hatte in seinem Innern die Einzelheiten dieses Abenteuers verschlossen, welche der Nachforschung seines Freund entgehen konnten. Doch dieser kannte Maurice als eine heitere, offenherzige Natur, er sah ihn jetzt unablässig träumerisch, die Einsamkeit suchend, und vermuthete, wie er sagte, der Schelm Cupido sei hier eingedrungen. Es ist zu bemerken, daß Frankreich unter seinen achtzehn Jahrhunderten der Monarchie wenige so mythologische Jahre gehabt hat, als das Jahr der Gnade 1793.

Der Chevalier war indessen nicht gefangen; Man hörte nicht mehr von ihm sprechen. Ihres Gemahls und ihre Kindes beraubt, begnügte sich die Königin zwischen ihre Tochter und ihrer Schwägerin zu weinen, wenn sie allein war.

Der junge Dauphin begann unter den Händen des Schusters Simon das Märtyrthum, das ihn in zwei Jahren mit seinem Vater und mit seiner Mutter vereinigen sollte. Es trat ein Augenblick der Ruhe ein.

Der Vulkan der Montagnards ruhte, ehe er die Girondisten verschlang.

Maurice fühlte das Gewicht dieser Ruhe, wie mag die Schwere der Atmosphäre bei stürmischem Wetter fühlt; er wußte nicht, was er mit einer Muße machen sollte, die ihn ganz und gar der Gluth eines Gefühles preisgab, welches, wenn es auch nicht Liebe war, doch sehr der Liebe glich; er las den Brief wieder, küßte seinen schönen Saphir und beschloß, trotz des Schwures, den er geleistet, einen letzten Versuch zu wagen, der indessen, wie er sich gelobte, der letzte sein sollte.

Es war dem jungen Mann wohl eingefallen, er sollte sich nach der Section des Jardin des Plantes begeben und dort Erkundigungen bei dem Secretaire, seinem Kollegen, einziehen. Doch der erste Gedanke, und wir könnten wohl sagen, der einzige Gedanke, den er gehabt, seine schöne Unbekannte wäre in irgend ein politisches Komplott verwickelt, hielt ihn zurück: der Gedanke, eine Indiskretion von seiner Seite könnte diese reizende Frau auf den Revolutionsplatz führen und diesen Engelskopf auf dem Blutgerüste fallen machen, bewirkte, daß ein gräßlicher Schauer die Adern von Maurice durchlief. Er beschloß also, das Abenteuer allein und ohne irgend eine Kündigung zu versuchen. Sein Plan war übrigens sehr einfach. Die an jeder Thüre angebrachten Listen sollten ihm die ersten Anzeichen geben; Fragen bei den Concierges müßten sodann das Geheimnis vollends aufklären. In seiner Eigenschaft als Secretaire der Rue Lepelletier war er vollkommen befugt, zu fragen.

Uebrigens wußte Maurice den Namen seiner Unbekannten nicht; doch er sollte durch Analogien geführt werden. Ein so reizendes Geschöpf mußte notwendig einen mit ihrer Form im Einklang stehenden Namen haben, den Namen einer Sylphide, einer Fee, eines Engels. Denn bei ihrer Ankunft auf Erden hätte man ihre Erscheinung als die eines erhabenen, übernatürlichen Wesens begrüßen müssen.

Der Name würde ihn also unfehlbar führen.

Maurice zog eine Carmagnole von grobem, braunem Tuch an, setzte eine rothe Festtagsmütze auf und trat seine Forschungsreise an, ohne Jemand davon in Kenntniß zu setzen.

Er hielt in der Hand einen von jenen Knüppeln, die man eine *Constitution* nannte, eine Waffe, welche, von seiner Faust geführt, den Werth einer Herkuleskeule hatte. In seiner Tasche trug er seine Bestallung als Secretaire der Section Lepelletier mit sich. Dadurch warm also zu gleicher Zeit seine körperliche Sicherheit und seine moralische Gewährung gegeben. Er fing damit an, daß abermals die Rue Saint-Victor und die Rue Vieille-Saint-Jacques durchlief, und bei dem Scheine des abnehmenden Tages alle die Namen las, welche mit einer mehr oder minder geübten Hand auf die Füllung jeder Thüre geschrieben waren.

Maurice war bei seinem hundertsten Hause und schlich bei seiner hundertsten Liste, ohne daß ihn etwas hätte glauben machen können, er wäre entfernt auf der Spur seiner Unbekannten, die er nur unter der Bedingung erkennen wollte, daß sich seinen Augen ein Name, in der Art dessen, was er geträumt, bieten würde, als ein braver Schuhmacher, der die Ungeduld aus dem Gesichte des Lesers wahrnahm, seine Thüre öffnete, mit seinem ledernen Riem und seiner Pfieme

heraustrat und Maurice über seine Brille anschaute.

»Willst Du Auskunft über die Miethsleute dies Hauses haben, Bürger?« sagte er; »in diesem Fall sprich ich bin bereit, Dir zu antworten.«

»Ich danke, Bürger,« stammelte Maurice, »ich such den Namen eines Freundes.«

»Nenne den Namen, Bürger, ich kenne Jedermann in diesem Quartier; wo wohnte Dein Freund?«

»Er wohnte, wie ich glaube, in der Rue Vieille-Saint-Jacques, doch ich befürchte, er ist ausgezogen.«

»Aber wie hieß er? Ich muß seinen Namen wissen.

Maurice zögerte einen Augenblick; dann sprach er de ersten den besten Namen aus, der sich seinem Gedächtniß bot.

»René,« sagte er.

»Und sein Stand?«

Maurice war umgeben von Lohgerbereien.

»Lohgerbergeselle.«,

»In diesem Fall,« sprach ein Bürger, der stehen geblieben war und Maurice mit einer gewissen Gutherzigkeit anschaute, in welche sich indessen etwas Mißtrauen mischte »in diesem Falle müßte man sich an den Meister wenden.

»Das ist richtig,« sagte der Portier, »das ist ganz richtig; die Meister wissen die Namen ihrer Arbeiter und hier kommt der Bürger Dirmer, der ist Vorsteher einer Gerberei und hat mehr als fünfzig Arbeiter in seinem Geschäft; er kann Dir Auskunft geben.«

Maurice wandte sich um und sah einen guten Handwerksmann von hohem Wuchse, von einem gefälligen Gesichte und einem Reichthum in der Kleidung, der den wohlhabenden Geschäftsmann ankündigte.

»Nur müßte man, wie der Bürger Portier gesagt hat, den Namen dieses Freundes wissen,« fuhr der Handwerksmann fort.

»Ich habe ihn genannt, René.«

»René ist nur ein Taufnamen, und ich frage nach dem Familiennamen.«

»Meiner Treue,« versetzte Maurice, den dieses Verhör ungeduldig zu machen anfing, »den Familiennamen weiß ich nicht.«

»Wie!« sprach der Bürger mit einem Lächeln, worin Maurice mehr Ironie, als jener durchscheinen lassen wollte, zu entdecken glaubte, »wie, Bürger, Du weißt den Familiennamen Deines Freundes nicht!«

»Nein!«

»Dann wirst Du ihn wahrscheinlich nicht finden.«

Und der Bürger grüßte höflich, machte ein paar Schritte und trat in ein Haus der Rue Vieille-Saint-Jacques.

«Allerdings, wenn Du seinen Familiennamen nicht weißt . . .« sagte der Portier.

»Nein, ich weiß ihn nicht!« versetzte Maurice, dem es um eine Gelegenheit zu haben, seine schlimme Laune überströmen zu lassen, nicht unangenehm gewesen wäre, wenn man Händel mit ihm gesucht hätte, und der, es ist nicht zu leugnen, nicht weit davon entfernt war, selbst Streit zu suchen, «und was hernach?«

»Nichts, Bürger, gar nichts; nur da Du den Namen Deines Freundes nicht weißt, ist es, wie Dir der Bürger Dirmer gesagt hat, wahrscheinlich, daß Du ihn nicht finden wirst.«

Und der Bürger Portier kehrte, die Achseln zuckend in seine Loge zurück.

Maurice hatte gute Lust, den Bürger Portier durchzuprügeln, doch dieser war alt und seine Schwäche rettete ihn. Zwanzig Jahre weniger und Maurice hätte das schmähhliche Schauspiel der Gleichheit vor dem Gesetze, aber die Ungleichheit vor der Kraft gegeben.

Der Tag neigte sich überdies und Maurice hatte nur noch einige Minuten Licht.

Er benutzte es, um in das erste Gäßchen und da, in das zweite einzudringen; er prüfte jede Thüre, untersuchte jeden Winkel, er schaute über jeden Zaun, er hob sich über jede Mauer, warf einen Blick in das Innere jedes Gitters, durch jedes Schlüsselloch, klopfte endlich, einige verlassene Magazine, ohne Antwort zu erhalte und verbrauchte beinahe zwei Stunden in dieser fruchtlosen Nachforschung.

Es schlug neun Uhr Abends. Es war völlig Nacht geworden; man hörte kein Geräusch, man bemerkte keine Bewegung mehr in diesem öden Quartier, aus dem das Leben sich mit dem Tag zurückgezogen zu haben schien.

Voll Verzweiflung war Maurice im Begriff, ebenfalls auf seinen Rückzug zu denken, als er plötzlich bei der Biegung eines schmalen Ganges Licht glänzen sah. Er wagte sich sogleich in diesen düsteren Gang, ohne zu bemerken, daß in demselben Augenblick, wo er eindrang, ein neugieriger Kopf, der seit einer Viertelstunde aus einer Baumgruppe, welche die Mauer überragte, allen seine Bewegungen folgte, hastig hinter eben dieser Mauer verschwand. Einige Secunden, nachdem der Kopf verschwunden war, warfen sich drei Männer, die aus einer kleinen in derselben Mauer angebrachten Thüre hervorkamen, in den Gang, in welchem sich Maurice verloren hatte, während zu größerer Vorsicht ein Vierter die Thüre diese Ganges schloß.

Maurice fand am Ende des Ganges einen Hof: auf der andern Seite dieses Hofes glänzte das Licht. Er klopfte an die Thüre eines armseligen, einsamen Hauses; doch bei dem ersten Schlag, den er that, erlosch das Licht.

Maurice verdoppelte sein Klopfen, doch Niemand antwortete; er sah, daß man entschlossen war, nicht zu antworten; er begriff, daß er hier seine Zeit unnütz verlieren würde, durchschritt den Hof und kehrte unter den Gang zurück.

Zu gleicher Zeit drehte sich die Thüre des Hauses sachte auf ihren Angeln, drei Männer traten hervor und ein Pfiff machte sich hörbar.

Maurice wandte sich um und sah drei Schatten in der Entfernung von zwei Längen seines Stockes.

In der Finsterniß, bei dem Scheine des Lichtes, das für für die Augen besteht, welche seit langer Zeit an die Dunkelheit gewöhnt sind, schimmerten drei Klingen mit selben Reflexen.

Maurice begriff, daß er abgeschnitten war. Er wollte mit seinem Stocke ein Rad schlagen, doch der Gang war so eng, daß sein Stock die beiden Mauern berührte. In demselben Augenblick betäubte ihn ein heftiger Schlag aus den Kopf. Es war ein unvorhergesehener Angriff, den die vier Männer machten, welche aus der kleinen Thüre der Mauer hervorkamen, Sieben Männer warfen sich zu gleicher Zeit auf Maurice, schlugen ihn trotz seines verzweifelten Widerstandes nieder, umwickeln seine Hände mit Stricken und verbanden ihm die Augen.

Maurice hatte keinen Schrei ausgestoßen, nicht um Hilfe gerufen. Die Kraft und der Muth wollen immer sich selbst genügen und scheinen sich einer fremden Hilfe zu schämen,

Hätte Maurice aber auch gerufen, so wäre doch in diesem öden Quartiere Niemand gekommen. Maurice wurde also gebunden und geknebelt, ohne daß er eine Klage von sich gab.

Er hatte sich überlegt, daß wenn man ihm die Augen verband, dies nicht geschah, um ihn sogleich zu tödten. In dem Alter von Maurice ist jede Frist eine Hoffnung.

Er sammelte daher seine ganze Geistesgegenwart und harrete der Dinge, die da kommen sollten.

»Wer bist Du?« fragte eine noch von dem Kampf aufgeregte Stimme.

»Ich bin ein Mann, den man ermordet,« antwortete Maurice.

»Mehr noch, Du bist ein todter Mann, wenn Du laut sprichst, wenn Du rufst oder schreist.«

»Wenn ich hätte schreien wollen, so würde ich nicht bis jetzt gewartet haben.«

»Und Du bist bereit, meine Fragen zu beantworten?«

»Frage zuerst, und ich werde dann sehen, ob ich antworte.«

»Wer schickt Dich?«

»Niemand.«

»Du kommst also aus eigenem Antrieb?«

»Ja.«

»Du lügst.«

Maurice machte eine furchtbare Bewegung, um sei Hände zu befreien: die Sache war unmöglich.

»Ich lüge nicht,« sagte er.

»In jedem Fall, magst Du aus eigenem Antrieb kommen oder geschickt sein, bist Du ein Spion.«

»Und Ihr seid Feige!«

»Feige, wir!«

»Ja, Ihr seid sieben oder acht gegen einen geknebelten Mann, und Ihr beleidigt diesen Mann. Feige! Feig! Feige!«

Die Heftigkeit von Maurice schien seine Gegner statt sie zum Zorne zu reizen, vielmehr zu beschwichtigen. Gerade in seiner Heftigkeit lag der Beweis, daß dieser junge Mann nicht war, was man ihm zum Vorwurf machte; ein wahrer Spion hätte gezittert und um Gnade gebeten.

»Es ist dies keine Beleidigung,« sprach eine andere Stimme, die zwar sanfter, aber zugleich gebieterisch klang, als jede von denen, welche sich hörbar gemacht hatten.« »In diesen Zeitläuften kann man Spion sein, ohne unehrlich zu sein. Nur wagt man dabei sein Leben.«

»Seien Sie willkommen, Sie, der Sie dieses Wort gesprochen, ich werde redlich darauf antworten.«

»Was wollten Sie in diesem Quartier machen?«

»Ich suchte eine Frau.«

Ein Gemurmel der Ungläubigkeit empfing diese Entschuldigung. Dieses Gemurmel nahm immer mehr zu und wurde ein Sturm.

»Du lügst,« versetzte dieselbe Stimme. »Es gibt hier keine Frau, und wir wissen, was wir mit Frau sagen; es gibt keine Frau in diesem Quartier zu verfolgen. Gestehe Dein Vorhaben, oder Du wirst sterben.«

»Geht doch,« sprach Maurice, »Ihr werdet mich nicht tödten, wenn Ihr nicht wahre Räuber

seid.«

Nach diesen Worten machte Maurice eine zweite, noch heftigere und unerwartetere Anstrengung, als das erste Mal, um seine Hände von dem Stricke zu befreien, mit dem sie umschlungen waren. Doch plötzlich zerriß ihm eine schmerzliche, scharfe Kälte die Brust.

Maurice fuhr unwillkürlich zurück.

»Ah! Du fühlst das,« sagte einer von den Männern. »Und, es gibt noch acht Zoll, ähnlich dem Zoll, mit dem Du Bekanntschaft gemacht hast,«

»So vollendet,« entgegnet Maurice voll Resignation. »Das wird doch wenigstens sogleich vorbei sein.«

»Wer bist Du, sprich?« sagte die sanfte und zugleich gebieterische Stimme.

»Meinen Namen wollt Ihr wissen?«

»Ja, Deinen Namen.«

»Ich bin Maurice Lindey.«

»Wie!« rief eine Stimme, »Maurice Lindey, der Revolutionär . . . der Patriot! Maurice Lindey, der Secetaire der Section Lepelletier?«

Diese Worte wurden mit so viel Wärme ausgesprochen, daß Maurice einsah, sie seien entscheidend. Daraus antworten hieß auf die eine oder die andere Weise unabänderlich sein Schicksal feststellen.

Maurice war einer Lüge unfähig. Er richtete sich als wahrer Spartaner hoch auf und sprach mit fester Stimme:

»Ja, Maurice Lindey; ja, Maurice Lindey, der Secetaire der Section Lepelletier; ja, Maurice Lindey der Patriot, der Revolutionär, der Jacobiner; Maurice Lindey endlich, dessen schönster Tag der sein wird, wo er für die Freiheit stirbt.«

Eine Todesstille erfolgte aus diese Antwort.

Maurice Lindey bot seine Brust dar und erwartete von einem Augenblick zum andern, die Klinge, deren Spitze er nur gefühlt hatte, würde sich ganz und gar in seine Brust tauchen.

»Ist es wirklich wahr?« fragte nach einigen Secunden eine Stimme, welche eine gewisse Erschütterung verrieth. Höre, junger Mann, lügst Du nicht?«

»Durchsucht meine Taschen,« erwiderte Maurice, »und Ihr werdet meine Bestallung finden. Schaut auf meine Brust, und wenn sie mein Blut nicht verwischt hat, so findet Ihr meine Anfangsbuchstaben, ein M und ein L, auf mein Hemd gestickt,«

Sogleich fühlte sich Maurice durch kräftige Arme von der Erde aufgehoben. Er wurde während eines ziemlich kurzen Raumes getragen und hatte eine erste und dann eine zweite Thüre öffnen. Nur war die zweite schmaler, als die erste, denn die Männer die ihn trugen, konnten kaum durchkommen. Das Gemurmeln und das Geflüster dauerte fort.

»Ich bin verloren,« sagte Maurice zu sich selbst, »sie werden mir einen Stein an den Hals hängen und mich in irgend ein Loch der Bièvre werfen.«

Doch nach einem Augenblick fühlte er, daß seine Träger ein paar Stufen hinaufstiegen. Eine lauer Luft traf an sein Gesicht und man legte ihn auf einen Stuhl. Er hörte eine Thüre doppelt schließen. Tritte entfernten sich. Er glaubte wahrzunehmen, daß man ihn allein ließ, horchte mit so großer Aufmerksamkeit, als es nur immer ein Mensch thun kann, dessen Leben von einem Wort abhängt, und es kam ihm vor, als hörte er dieselbe Stimme, die sein Ohr bereits durch eine

Mischung von Sanftheit und Entschiedenheit berührt hatte, zu den Andern sagen:  
»Wir wollen uns berathen.«

---

## VIII.

### *Geneviève.*

Es verging eine Viertelstunde, welche Maurice wie ein Jahrhundert vorkam. Nichts natürlicher, jung, schön, kräftig, unterstützt in seiner Kraft durch hundert ergebene Freunde, mit welchen und durch welche er zuweilen die Erfüllung großer Dinge träumte, fühlte er sich plötzlich, ohne irgend eine Vorbereitung der Gefahr ausgesetzt, sein Leben in einem schmachvollen Hinterhalte zu verlieren.

Er begriff, daß man ihn in irgend ein Zimmer eingesperrt hatte; aber war er überwacht?

Er versuchte es abermals, seine Bande zu brechen. Seine stählernen Muskeln schwellten sich an, der Strick zog in das Fleisch, riß aber nicht.

Das Furchtbarste war, daß man ihm die Hände hinter den Rücken gebunden hatte, und daß er folglich seine Binde nicht von den Augen zu reißen vermochte: hätte er sehen können, so wäre er auch vielleicht zu fliehen im Stande gewesen.

Diese verschiedenen Versuche gingen vor sich, ohne daß sich Jemand widersetzte, ohne daß irgend Etwas sich um ihn her rührte; er schloß daraus, daß er allein war. Seine Füße traten aus etwas Weiches, Dumpfes, aus Sand, auf fette Erde vielleicht. Ein scharfer, durch, dringender Geruch machte sich fühlbar und bezeichnete die Anwesenheit vegetabilischer Substanzen. Maurice, dachte er wäre in einem Gewächshause oder in etwas Aehnlichem. Er machte ein paar Schritte, kam an eine Mauer drehte sich, um mit seinen Händen zu tasten, fühlte Gartengeräthschaften und stieß einen Freudenschrei aus.

Mit unerhörter Anstrengung gelang es ihm, all, diese Instrumente, eines nach dem andern, zu untersuchen. Seine Flucht wurde nun eine Frage der Zeit: schenkte ihm der Zufall oder die Vorsehung fünf Minuten und es sich fand unter diesem Geräthe ein schneidendes Werkzeug, so war er gerettet.

Er fand einen Spaten.

Bei der Art, wie man Maurice gebunden hatte, war es ein ganzer Kampf, um diesen Spaten so umzudrehen daß das Eisen nach oben kam. Aus diesem Eisen, daß er mit seinen Lenden an der Wand festhielt, durchschnitt oder durchsägte er vielmehr den Strick an seinen Faustgelenken. Die Operation dauerte lange, denn das Eisen des Spatens schnitt sehr langsam. Der Schweiß lief ihm von der Stirne; er hörte etwas wie ein sich näherndes Geräusch von Tritten, machte eine letzte, heftige, unerhörte, äußerste Anstrengung, und der halb durchgearbeitet! Strick brach.

Diesmal jauchzte er vor Freude, er war wenigsten! gewiß, daß er sich vertheidigend sterben würde.

Maurice riß die Binde von seinen Augen.

Er hatte sich nicht getäuscht; er befand sich zwar nicht in einem Treibhause, wohl aber in einem Pavillon in den man einige von den Pflanzen eingeschlossen hatte, welche die schlimme Jahreszeit nicht in der freie, Luft ertragen können. In einer Ecke lagen die Gärtnerwerkzeuge, von denen ihm eines einen so großen Diest geleistet hatte. Vor ihm war ein Fenster: er stürzte nach diesem Fenster; es war vergittert, und ein mit einen Carabiner bewaffneter Mann stand als



Schildwache davor

Aus der andern Seite des Gartens, in einer Entfernung von ungefähr dreißig Schritten, erhob sich ein kleiner Kiosk, der das Gegenstück von dem von Maurice bildete. Eine Jalousie war herabgelassen; doch durch diese Jalousie glänzte ein Licht.

Er näherte sich der Thüre und horchte: eine andere Wache ging vor der Thüre auf und ab.

Dies waren die Tritte, die er gehört hatte.

Doch im Hintergrund des Ganges erschollen verworrene Stimmen, die Berathung war offenbar in einen Streit ausgeartet. Maurice konnte nicht in ganzer Folge hören, was gesprochen wurde. Es drangen jedoch einige Worte bis zu ihm, und unter, diesen, als ob für sie allein die Entfernung minder groß gewesen wäre, hörte er die Worte: Spion, Dolch, Tod.

Maurice verdoppelte seine Aufmerksamkeit. Eine Thüre öffnete sich und er hörte deutlicher.

»Ja,« sagte eine von den Stimmen: »ja, es ist ein Spion, er hat etwas entdeckt und ist sicherlich abgeschickt werden, um unsere Geheimnisse zu erlauern. Wenn wir ihn frei lassen, laufen wir Gefahr, von ihm angezeigt zu werden.«

»Aber sein Wort?« sprach eine Stimme.

»Sein Wort wird er geben, doch er wird zum Verräther daran werden. Ist er ein Edelmann, daß man auf sein Wort bauen könnte?«

Maurice knirschte mit den Zähnen bei dem Gedanken, es hätten noch einige Menschen die Anmaßung, zu glauben, man müßte ein Edelmann sein, um die geschworene Treue zu wahren.

»Aber kennt er uns, um uns anzuzeigen?«

»Sicherlich kennt er uns nicht, er weiß nicht, was wir thun. Doch er weiß die Adresse, wird zurückkommen, und zwar dann in guter Begleitung.«

Dieses Beweismittel schien bündig zu sein.

»Nun,« sagte die Stimme, welche wiederholt Maurice so geklungen hatte, als müßte sie die des Chef sein, »es ist also entschieden?«

»Ja, hundertmal ja, ich begreife Sie nicht mit Ihrer Großmuth, mein Lieber; wenn der Wohlfahrtsausschuß uns in den Händen hätte, so würden Sie wohl sehen, ob er Umstände machte.«

»Sie beharren also bei Ihrem Entschluß, mein, Herren?«

»Gewiß, und Sie werden sich hoffentlich nicht widersetzen.«

»Ich habe nur eine Stimme, meine Herren; sie war dafür, daß man ihm die Freiheit geben sollte. Sie haben sechs, sie sind alle sechs für den Tod, den Tod also.«

Der Schweiß, der Maurice von «der Stirne floß, wurde völlig zu Eis.

»Er wird schreien, brüllen,« sagte die Stimme. »Haben Sie wenigstens Madame Dirmer entfernt?«

»Sie weiß nichts, Sie ist in dem Pavillon gegenüber.«

»Madame Dirmer,« murmelte Maurice; »ich fange an zu begreifen. Ich bin bei dem Rothgerbermeister, der in der Rue Vieille-Saint-Jacques mit mir sprach und über mich spottend sich entfernte, als ich ihm den Namen meines Freundes nicht nennen konnte. Doch was für ein Interesse kann ein Rothgerbermeister dabei haben, daß er mich ermordet?«

Maurice schaute umher und erblickte ein eisernes Piquet mit einem eschenen Stiele.

Er sprang aus dieses harmlose Werkzeug zu, das in seiner Hand eine furchtbare Waffe werden

sollte.

Dann kehrte er hinter die Thüre zurück und stellte sich so, daß sie ihn bedeckte, wenn sie geöffnet wurde.

Sein Herz schlug, um seine Brust zu zersprengen, und in der Stille hörte man das Geräusch dieser Schläge.

Plötzlich schauerte Maurice vom Scheitel bis zu den Zehen: eine Stimme sagte:

»Wenn Ihr mir glauben wollt, so brecht Ihr ganz einfach eine Scheibe aus und streckt ihn durch die Gitterstangen mit einem Carabinerschuß nieder.«

»Oh! nein, nein, keinen Knall,« sagte eine andere Stimme: »ein Knall kann uns verrathen. Ah! Sie hier, Dirmer, und Ihre Frau?«

»Ich habe durch die Jalousie geschaut; sie vermuthet nichts, sie liest.«

»Dirmer, Sie mögen entscheiden; sind Sie für einen Carabinerschuß, oder für einen Dolchstoß?«

»So viel als möglich kein Feuegewehr. Den Dolch.«

»Es sei, den Dolch, Vorwärts!«

»Vorwärts!« wiederholten gleichzeitig fünf oder sechs Stimmen.

Maurice war ein Kind der Revolution, ein ehernes Herz, eine atheistische Seele, wie es viele zu seiner Zeit gab. Doch bei dem Wort vorwärts, das hinter der Thüre ausgesprochen wurde, die ihn allein vom Tod trennte, fiel ihm das Zeichen des Kreuzes ein, das ihn seine Mutter gelehrt hatte, als sie ihn, noch ein Kind, seine Gebete aus den Knieen sprechen ließ.

Die Tritte näherten sich, dann hielten sie an, dann knarrte der Schlüssel im Schloß und die Thüre öffnete sich langsam.

Während der zuletzt abgelaufenen Minute hatte sich Maurice gesagt:

»Verliere ich meine Zeit mit Schlagen, so werde ich getödtet. Stürze ich mich aus die Mörder, so überrasche ich sie; ich erreiche den Garten, das Gäßchen, ich rette mich vielleicht.«

Sogleich nahm er den Ansatz eines Löwen, stieß ein wildes Geschrei aus, worin mehr Drohung als Schrecken lag, warf die zwei ersten Männer nieder, welche, da sie glaubten, er wäre geknebelt und seine Augen wären verbunden, entfernt keinen solchen Angriff erwarteten, drängte die Andern bei Seite, legte mit Hilfe seiner stählernen Kniebeugen zehn Klafter in einer Secunde zurück, sah am Ende des Ganges eine nach dem Garten gehende, weit geöffnete Thüre, stürzte dahin, sprang zehn Stufen hinab befand sich im Garten, orientierte sich so gut als möglich und lies nach der Thüre.

Die Thüre war mit zwei Riegeln und mit dem Schlosse verschlossen. Maurice zog die Riegel, wollte da Schloß öffnen: es war kein Schlüssel daran.

Während dieser Zeit waren seine Verfolger aus die Freitrepppe gelangt. Sie erblickten ihn.

»Dort ist er!« riefen sie, »schießt auf ihn, Dirmer schießt aus ihn, tödtet! tödtet ihn!«

Maurice brüllte; er war im Garten eingeschlossen er maß mit dem Auge die Mauern, sie waren zehn Fuß hoch

Alles dies nahm nur den Zeitraum einer Secunde ein.

Die Mörder stürzten ihm nach.

Maurice hatte einen Vorsprung von ungefähr dreißig Schritten; er schaute umher mit dem Blicke des Verdammten, der nur den Schatten einer Möglichkeit der Rettung verlangt, um eine

Wirklichkeit daraus zu machen

Er erblickte den Kiosk, die Jalousie und hinter der Jalousie das Licht.

Er machte nur einen Sprung von zehn Fuß, packte die Jalousie, riß sie auf, drang, indem er es zerbrach, durch das Fenster und fiel in ein erleuchtetes Zimmer, worin eine Frau, beim Feuer sitzend, las.

Diese Frau stand erschrocken aus und rief um Hilfe.

»Geh aus die Seite, Geneviève,« rief die Stimme von Dirmer, »geh aus die Seite, daß ich ihn tödten kann.«

Und Maurice sah zehn Schritte von sich einen Carabinerlauf sich senken.

Doch kaum hatte die Frau ihn angeschaut, als sie einen furchtbaren Schrei ausstieß, und statt aus die Seite zu treten, wie ihr Gatte es ihr befahl, sich zwischen ihn und den Flintenlauf warf.

Diese Bewegung drängte die ganze Aufmerksamkeit von Maurice auf das edelmüthige Geschöpf zusammen, das so plötzlich sich zu seiner Beschützerin gemacht hatte.

Er stieß ebenfalls einen Schrei aus.

Es war seine so sehr gesuchte Unbekannte.

»Sie! . . . Sie! ...« rief er.

»Stille,« sagte sie.

Dann wandte sie sich gegen die Mörder, welche sich, verschiedene Waffen in der Hand, dem Fenster genähert hatten, und rief ihnen zu:

»Oh! Ihr werdet ihn nicht tödten!«

»Es ist ein Spion,« rief Dirmer, dessen sanftes, freundliches Gesicht einen Ausdruck unversöhnlicher Entschlossenheit angenommen hatte; »es ist ein Spion, er muß sterben.«

»Ein Spion!« sagte Geneviève, »er ein Spion! Kommen Sie hierher, Dirmer. Ich habe Ihnen nur ein Wort zu sagen, um Ihnen zu beweisen, daß Sie sich sonderbar täuschen.«

«Dirmer näherte sich dem Fenster. Geneviève trat zu ihm, neigte sich an sein Ohr und sprach ein paar Worte leise mit ihm.

Der Meister Rothgerber schaute rasch empor.

»Er!« sagte er.

»Er selbst,« erwiderte Geneviève.

»Sind Sie dessen sicher?«

Die junge Frau antwortete diesmal nicht, sondern wandte sich gegen Maurice um und reichte ihm lächelnd die Hand.

Die Züge von Dirmer nahmen nun einen seltsamen Ausdruck von Zähmheit und Kälte an. Er ließ den Kolben seines Karabiners auf die Erde fallen. »Dann ist es etwas Anderes,« sagte er. Hierauf bedeutete er seinen Gefährten durch ein Zeichen, sie mögen ihm folgen, trat mit ihnen auf die Seite sprach ein paar Worte, wonach sie sich entfernten.

»Verbergen Sie diesen Ring,« flüsterte Geneviève während dieser Zeit; »Jedermann kennt ihn hier.«

Maurice zog rasch den Ring von seinem Finger und steckte ihn in seine Westentasche.

Einen Augenblick nachher öffnete sich die Thüre des Pavillon und Dirmer kam unbewaffnet auf Maurice zu.

»Verzeihen Sie, Bürger,« sagte er, »ich wußte früher nicht, wie sehr ich Ihnen verbunden bin!

Doch meine Frau hatte, während sie sich des Dienstes erinnerte, den Sie ihr am Abend des zehnten März geleistet, Ihren Namen vergessen. Es war uns also völlig unbekannt, mit wem wir zu thun halten; glauben Sie mir, sonst hält wir nicht einen Augenblick an Ihrer Ehre gezweifelt, oder gegen Ihre Absichten Verdacht gehabt. Ich bitte Sie also noch einmal um Verzeihung!«

Maurice war im höchsten Maße erstaunt; er erhielt sich nur durch ein Wunder des Gleichgewichts aufrecht, fühlte, wie sich sein Kopf drehte, war nahe daran, zu fallen, und lehnte sich an den Kamin.

»Aber warum wollten Sie mich denn tödten?«

»Das ist gerade das Geheimnis, Bürger, und ich werde es Ihrer Rechtschaffenheit anvertrauen,« antwortete Dirmer. »Ich bin, wie Sie wissen, Rothgerbermeister und Chef der Gerberei, Die meisten Säuren, die ich anwende um meine Häute zu bereiten, sind verbotene Waaren. Die Schmuggler, deren ich mich bediene, waren vor einer Anzeige gewarnt worden, welche dem Generalrathe gemacht werden sollte. Als ich sah, wie Sie Erkundigungen einzogen, bekam ich bange. Meine Schmuggler hatten noch mehr Angst als ich vor Ihrer rothen Mütze und besonders vor Ihrem entschiedenen Aussehen, und ich verberge Ihnen nicht, daß Ihr Tod beschlossen war.«

»Ich weiß es bei Gott wohl,« rief Maurice, »und Sie lehren mich da nichts Neues. Ich hörte Ihre Berathung mit an und sah Ihren Carabiner.«

»Ich habe Sie bereits um Verzeihung gebeten,« versetzte Dirmer mit einer Mime rührender Gutmüthigkeit. »Begreifen Sie nun, daß wir, ich und mein Associé Herr Morand, in Folge der Unordnungen der Zeit, im Zuge sind, ein ungeheures Glück zu machen. Wir haben die Lieferung der militärischen Taschen und lassen jeden Tag fünfzehn hundert bis zwei tausend verfertigen. Bei dem herrlichen Zustande der Dinge, in welchem wir leben, hat die Municipalität, der sehr viele Geschäfte obliegen, keine Zeit, unsere Rechnungen genau zu untersuchen, so daß wir, ich muß es gestehen, etwas im Trüben fischen; um so mehr, als uns die Zubereitungsstoffe, die wir uns, wie gesagt, durch Schmutzelei verschaffen, zwei hundert Procent Gewinn einbringen.«

»Teufel! das scheint mir ein ziemlich anständiger Gewinn zu sein,« sagte Maurice, »und ich begreife nun Ihre Furcht, eine Anzeige von mir könnte ihn aufhören machen. Nun aber, da Sie mich kennen, sind Sie beruhigt, nicht wahr?«

»Ich fordere nicht einmal mehr Ihr Wort von Ihnen,« erwiderte Dirmer.

Dann legte er die Hand auf die Schulter von Maurice, schaute ihn lächelnd an und sprach:

»Nun, da wir hier in kleinem Ausschuß und unter Freunden sind, kann ich Sie wohl fragen: was wollten Sie hier machen, junger Mann? Wohl verstanden,« fügte der Meister Rothgerber bei, »wenn Sie schweigen wollen, steht es Ihnen vollkommen frei.«

»Ich habe es Ihnen, glaube ich, gesagt,« stammelte Maurice.

»Ja,« versetzte der Bürger, »ich weiß, es war von einer Frau die Rede.«

»Mein Gott! verzeihen Sie mir, Bürger,« sprach Maurice, »ich begreife vollkommen, daß ich Ihnen eine Erklärung schuldig bin. Nun wohl, ich suchte eine Frau, welche mir eines Abends unter der Maske sagte, sie wohne in diesem Quartier. Ich kenne weder ihren Namen, noch ihre Stellung, noch ihre Wohnung. Ich weiß nur, daß ich wahnsinnig in sie verliebt bin und daß sie klein ist.«

Geneviève war groß.

Daß sie blond ist und eine sehr aufgeweckte Miene hat.«

Geneviève war braun, mit großen, nachdenkend, Augen.

»Kurz eine Grisette,« fuhr Maurice fort; »ich habe auch, um ihr zu gefallen, dieses Volkskleid angezogen.«

«Das erklärt Alles,« versetzte Dirmer mit einem evangelischen Glauben, den nicht der geringste hinterhältische Blick Lügen strafte.

Geneviève war erröthet und hatte sich, als sie diese Rothwerden fühlte, abgewendet.

»Armer Bürger Lindey!« sagte Dirmer lachend, »welch eine schlimme Stunde haben wir Sie zubringen lassen. Und Sie sind gewiß der Letzte, dem ich gern Leides gethan hätte; ein so guter Patriot, ein Bruder . . . Doch in der That, ich glaubte, ein Boshafter mißbrauche Ihren Namen,

«Wir wollen nicht mehr hiervon sprechen,« versetzte Maurice, welcher begriff, daß es Zeit war, sich zurückzuziehen; »bringen Sie mich wieder auf meinen Weg und vergessen wir die Sache.«

»Ich soll Sie wieder aus Ihren Weg bringen,« rief Dimer, »Sie wollen uns verlassen? Ah! nein, nein ich gebe, oder vielmehr mein Associé und ich geben dem braven Jungen, welche Sie so eben ermorden wollten Abendbrot . . . ich rechne darauf, daß Sie mit ihnen zu Nacht speisen; Sie sollen sehen, daß sie nicht so sehr Teufel sind, als es den Anschein hat.«

»In der That,« sagte Maurice, unendlich erfreut ein paar Stunden bei Geneviève bleiben zu können, in der That, ich weiß nicht, ob ich annehmen soll...

»Wie! ob Sie annehmen sollen,« versetzte Dinner »ich denke wohl: es sind gute, treuherzige Patrioten, wie Sie; überdies werde ich nur glauben, daß Sie mir verzeihen, wenn wir das Brot mit einander gebrochen haben.«

Geneviève sagte kein Wort. Maurice war aus der Folter.

»In Wahrheit,« stammelte der junge Mann», »ich befürchte, Sie zu belästigen, Bürger . . . diese Kleidung . . .mein schlechtes Aussehen . . . «

Geneviève schaute ihn schüchtern an und sagte:

»Unser Anerbieten kommt von gutem Herzen.«

»Ich willige ein, Bürgerin,« erwiderte Maurice sich verbeugend.

»Nun wohl, ich will meine Gefährten beruhigen,« sagte der Meister Rothgerber; »wärmen Sie sich mittlerweile, lieber Freund.«

Er ging hinaus. Maurice und Geneviève blieben

»Ah! mein Herr,« sprach die junge Frau mit einem Ton, dem sie vergebens den Ausdruck des Vorwurfs zu verleihen suchte; »Sie haben Ihr Wort gebrochen; Sie sind indiscret gewesen.«

»Wie! Madame,« rief Maurice, »sollte ich Sie gefährdet haben? Ah! dann verzeihen Sie mir; ich entferne mich, und nie. . .«

»Gott!« rief sie aufstehend, »Sie sind an der Brust verwundet! Ihr Hemd ist ganz von Blut gefärbt!«

Auf dem so feinen, so weißen Hemd von Maurice, einen seltsamen Widerspruch mit seinen plumpen Kleidern bildete, hatte sich in der That eine große, rothe Platte ausgebreitet.

«Oh! seien Sie unbesorgt, Madame,« sagte der junge Mann, »einer von den Schmugglern hat mich mit seinem Dolche gestochen.«

Geneviève erbleichte, nahm ihn bei der Hand und flüsterte ihm zu:

»Verzeihen Sie mir das Böse, das man Ihnen zugefügt, Sie haben mir das Leben gerettet, und

ich wäre beinahe die Ursache Ihres Todes geworden.«

»Bin ich nicht gut belohnt, da ich Sie wieder gefunden! denn nicht wahr, Sie glaubten nicht einen Augenblick, ich habe eine Andere gesucht, als Sie.«

»Kommen Sie mit mir,« unterbrach ihn Geneviève;; .ich werde Ihnen Wäsche geben. Unsere Gäste sollen Sie nicht in diesem Zustande sehen: es wäre ein zu schrecklicher Vorwurf für sie.«

»Ich belästige Sie wohl, nicht wahr?« entgegnete Maurice seufzend.

»Nicht im Geringsten, ich erfülle eine Pflicht. Und fügte sie bei, »ich erfülle sie mit großem Vergnügen.«

Geneviève führte Maurice in ein Ankleidecabinet von einer Eleganz, die er in dem Hause eines Gerbermeister nicht zu finden erwartete. Es ist wahr, dieser Gerbermeister schien ein Millionär zu sein.

Dann öffnete sie alle Schränke und sprach:

»Nehmen Sie, Sie sind zu Hause.«

Und sie entfernte sich.

Als Maurice das Cabinet verließ, fand er Dirmer, welcher zurückgekehrt war.

»Vorwärts! vorwärts!« sagte er, »zu Tische; man erwartet nur Sie.«

---

## IX.

### *Das Abendbrot.*

Als Maurice mit Dirmer und Geneviève in die Speisesaal trat, der in dem Hauptgebäude lag, wohin man ihn am Anfang geführt hatte, war das Abendbrot aufgetragen, aber der Saal noch leer.

Er sah nach und nach alle Gäste, sechs an der Zahl eintreten.

Es waren insgesamt Männer von angenehmen Aeußerem, meistens jung, nach der Mode des Tages gekleidet, und zwei oder drei hatten sogar die Carmagnole um die rothe Mütze.

Dirmer stellte ihnen Maurice vor und nannte sein Titel und Eigenschaften.

Dann wandte er sich gegen Maurice und sprach:

»Sie sehen, Bürger Lindey, Sie sehen hier alle Personen, die mich in meinem Gewerbe unterstützen; in Folge der Zeitläufe, in Folge der revolutionären Grundsätze, welche die Entfernung ausgehoben haben, leben wir Alle auf dem Fuße der heiligsten Gleichheit. Alle Tage vereinigt uns zweimal derselbe Tisch und ich bin glücklich, daß Sie die Güte haben, unser Familienmahl zu theilen. Auf, zu Tische, Bürger, zu Tische.«

»Und. . . und Herr Morand,« sagte schüchtern Geneviève, »warten wir nicht auf ihn?«

»Ah! es ist wahr,« antwortete Dirmer. »Der Bürger Morand, von dem ich Ihnen schon gesprochen habe, Bürger Lindey, ist mein Associé. Er ist, wenn ich so sagen darf, mit dem moralischen Theile des Hauses beauftragt; er besorgt die Schreibereien, führt die Kasse, ordnet die Rechnungen, gibt und empfängt das Geld und hat deshalb in meinsten Geschäfte von uns Allen. Daher kommt es, daß er zuweilen länger ausbleibt. Ich will ihn benachrichtigen lassen.«

In diesem Augenblick öffnete sich die Thür und der Bürger Morand trat ein.

Es war ein Mann von kleinem Wuchse, braun, mit dicken Augenbrauen; eine grüne Brille, wie sie die Menschen tragen, deren Gesicht durch die Arbeit angestrengt ist, verbarg seine schwarzen Augen, verhinderte aber den Funken nicht, hervorzuspringen. Bei den ersten Worten, die er sprach, erkannte Maurice die zugleich sanfte und gebieterische Stimme, welche beständig bei der furchtbaren Berathung, die ihm beinahe das Leben gekostet hätte, für das mildere Verfahren gewesen war; er trug einen braunen Frack mit großen Knöpfen, eine Weste von weißer Seide, und sein ziemlich feiner Jabot wurde häufig während des Abendbrotes von einer Hand geplagt, deren Weiße und Zartheit, ohne Zweifel, weil es die eines Lederhändlers war, Maurice ungemein bewunderte.

Man nahm Platz. Der Bürger Morand wurde zur Rechten von Geneviève, Maurice zu ihrer Linken gesetzt; Dirmer setzte sich seiner Frau gegenüber; die andern Gäste nahmen ohne zu wählen ihren Posten um eine längliche Tafel.

Das Abendbrot war ausgesucht: Dirmer hatte den Appetit eines Gewerbsmannes und machte mit viel Herrlichkeit die Honneurs seines Tisches. Die Arbeiter, oder diejenigen, welche für solche galten, leisteten ihm in dieser Hinsicht gute Gesellschaft. Der Bürger Morand sprach wenig, aß noch weniger, trank beinahe nichts, und lacht selten. Maurice fühlte bald, vielleicht wegen der Erinnerungen, die seine Stimme wieder erregte, eine lebhaft Sympathie für ihn; nur

war er im Zweifel über sei Alter, und dieser Zweifel beunruhigte ihn; bald hielt er ihn für einen Mann von vierzig bis fünf und vierzig Jahren, bald für einen ganz jungen Menschen.

Dirmer hielt sich, als sie sich zu Tische setzten, für verbunden, seinen Gästen eine Art von Grund für die Zulassung eines Fremden in ihren kleinen Kreis anzugeben.

Er entledigte sich dieser Verbindlichkeit als ein naiver und wenig an das Lügen gewöhnter Mann. Doch die Gäste schienen nicht sehr schwierig in Beziehung auf Gründen zu sein, denn trotz aller Ungeschicklichkeit, mit der der Lederhändler hierbei zu Werke ging, befriedigte seine kleine Einführungsrede Jedermann.

Maurice schaute ihn erstaunt an und sprach in seinen Innern:

»Bei meiner Ehre, ich glaube, ich täusche mich. Ist dies derselbe Mann, der mich vor drei Viertelstunden mit glühendem Auge und drohender Stimme, einen Carabiner, in der Hand, verfolgte und durchaus tödten wollte? In jenem Augenblick hätte ich ihn für einen Helden oder für einen Mörder gehalten, Alle Wetter! wie die Liebe zum Ledergeschäft einen Menschen verwandelt?«

Es walteten in der Tiefe des Herzens von Maurice während er alle diese Bemerkungen machte, ein Schmerz und eine Freude, beide so tief, daß der junge Mann sich nicht hätte genau sagen können, was die Lage seiner Seele war. Er befand sich endlich wieder bei der schönen Unbekannten die er so sehr gesucht: sie hatte, wie er es sich zuvor geträumt, einen süßen Namen. Er berauschte sich indem Glück, sie an seiner Seite zu fühlen; er verschlang ihre geringsten Worte, und der Ton ihrer Stimme, so oft sie erklang, machte die geheimsten Saiten seines Herzens vibriren. Doch dieses Herz war gebrochen durch das, was er sah.

Genevièwewar wohl so, wie er sie im Helldunkel erblickt: jenen Traum einer stürmischen Nacht zerstörte die Wirklichkeit nicht. Es war wohl die zierliche Frau mit dem traurigen Auge, mit dem erhabenen Geist. Es war wohl, was sich so oft in den letzten Jahren, die dem berüchtigten Jahre 93, in welchem man sich befand, vorhergegangen, ereignet hatte, es war wohl das Mädchen von Rang, wegen des immer tieferen Ruins, in den der Adel versunken, genöthigt, eine Verbindung mit dem Bürgerthum, mit dem Handel einzugehen. Dirmer schien ein braver Mann zu sein; er war unzweifelbar reich; sein Benehmen gegen Genevièwewar sichtbar das eines Menschen, der sich die Ausgabe stellt, eine Frau glücklich zu machen. Aber diese Gutmüthigkeit, dieser Reichthum, diese vortrefflichen Absichten, konnten sie die ungeheure Kluft ausfüllen, welche zwischen der Frau und dem Mann, zwischen dem poetischen, ausgezeichneten, reizenden Mädchen und dem Mann mit den materiellen Geschäften und dem gemeinen Aussehen befestigt war? Mit welchem Gefühle füllte Geneviève diese Kluft aus? . . . Ach! der Zufall sagte es um Maurice hinreichend, mit der Liebe. Und er mußte wohl auf die erste Meinung, die er von der jungen Frau gehabt, zurückkommen, nämlich auf die, daß sie an dem Abend, wo er ihr begegnet war, von einem Liebesrendezvous nach Hause kehrte.

Der Gedanke, daß Geneviève einen Mann liebe, marterte das Herz von Maurice.

Dann seufzte er, dann beklagte er es, daß er gekommen war, um eine noch stärkere Dose von dem Gifte zu nehmen, das man Liebe nennt.

In anderen Augenblicken, wenn er die so sanfte, so reine, so harmonische Stimme hörte, wenn er diesen so durchsichtigen Blick befragte, der nicht zu befürchten schien man könnte durch ihn in der Tiefe der Seele lesen, gelangt Maurice zum Glauben, ein solches Geschöpf wäre durchaus unfähig, zu täuschen, und dann fühlte er eine bittere Freude bei dem Gedanken, daß dieser schöne Körper, Seele und Materie, diesem guten Bürger mit dem ehrlichen Lächeln mit den



Alltagsspäßen gehörte und immer nur ihm gehören würde.

Man sprach von Politik: das konnte kaum anders sein. Was in einer Zeit sagen, wo die Politik sich in Alles mischte, auf den Grund der Teller gemalt war, all Wände bedeckte, und zu jeder Stunde in den Straße proclamirt wurde.

Plötzlich verlangte einer von den Gästen, der bis dahin geschwiegen hatte, Kunde von den Gefangenen im Temple.

Maurice bebte unwillkürlich bei dem Klange dieser Stimme. Er erkannte den Mann, der, stets für die äußersten Mittel, ihn zuerst mit seinem Dolche gestochen und dann für seinen Tod gestimmt hatte.

Dieser Mann, ein Rothgerber, ein Werkführer, so bezeichnete ihn wenigstens Dirmer, erweckte bald die gute Laune von Maurice, als er die patriotischsten Gedanken und die revolutionärsten Grundsätze aussprach. Der junge Municipal war unter gewissen Umständen durchaus kein Feind von den kräftigen Maßregeln, wie sie damals so sehr in der Mode, und deren Apostel und Held Danton war. An der Stelle dieses Mannes, dessen Waffe und Stimme so schmerzliche Empfindungen bei ihm erregt hatten und noch erregten, hätte er denjenigen, welchen er für einen Spion gehalten, nicht ermordet, sondern in einen Garten geführt und hier, mit gleichen Waffen, einen Säbel in der Hand wie sein Gegner, ohne Gnade und Barmherzigkeit bekämpft. Das hätte Maurice gethan. Doch er begriff bald, wie es zu viel verlangen hieß, daß ein Rothgerbergeselle thun sollte, was Maurice gethan hätte.

Dieser Mann mit den äußersten Maßregeln, der in seinen politischen Ansichten dieselben heftigen Systeme haben schien, wie bei seinem Privatbenehmen, sprach also vom Temple und wunderte sich darüber, daß man seine Gefangenen einem permanenten, leicht zu bestechenden Rath und Minicipalen anvertraute, deren Treue schon mehr als einmal versucht worden war.

»Ja,« sprach der Bürger Morand, »doch man muß zugeben, daß bis jetzt bei jeder Veranlassung das Benehmen dieser Municipale das Vertrauen gerechtfertigt hat, welches die Nation in sie setzt, und die Geschichte wird einst sagen, nicht nur der Bürger Robespierre allein verdiene den Namen des Unbestechlichen.«

»Allerdings, allerdings,« versetzte der Andere, »doch daraus, daß eine Sache noch nicht geschehen ist, zu schließen, sie werde nie geschehen, wäre einfältig. Es ist gerade wie in der Nationalgarde,« fuhr der Werkführer fort; »die Compagnien der verschiedenen Sectionen werden jede nach ihm Reihe zum Dienst des Temple berufen und zwar ohne Unterschied. Gebt Ihr nicht zu, daß sich in einer Coipagnie von zwanzig bis fünf und zwanzig Mann ein Kern von acht bis zehn entschlossenen Burschen finden könnte, welche in einer schönen Nacht die Schildwachen ermorden und die Gefangenen entführen dürften?«

»Bah!« versetzte Maurice, »Du siehst, Bürger, daß dies ein schlechtes Mittel ist, denn vor drei Wochen oder einem Monat wollte man es anwenden, und es ist nicht gelungen.«

»Ja,« entgegnete Morand, »aber nur weil einer von den Aristokraten, welche die Patrouille bildeten, so unklug war, als er, ich weiß nicht mit wem sprach, sich das Wort *mein Herr* entschlüpfen zu lassen.«

»Und dann,« sagte Maurice, der durchaus beweisen wollte, die Polizei der Republik sei gut beschaffen, »und dann, weil man bereits die Rückkehr des Chevalier von Maison-Rouge nach Paris wahrgenommen hatte.«

»Bah!« rief Dinner.

»Man wußte, daß Maison-Rouge in Paris war fragte Morand mit kaltem Tone. »Und wußte man auch durch welches Mittel er dahin gekommen war?«

»Ganz genau.«

»Ah, Teufel!« versetzte Morand, indem er sich vorwärts neigte, um Maurice anzuschauen. »Ich wäre begierig, dies zu erfahren, bis jetzt hat man uns noch nichts Bestimmtes hierüber sagen können. Aber Sie, Bürger Sie, der Secretaire von einer der bedeutendsten Sectionen von Paris, Sie müssen besser unterrichtet sein?«

»Ganz gewiß,« erwiderte Maurice, »das was ich Ihnen sagen werde, ist auch strenge Wahrheit.«

Alle Gäste und selbst Genevièveschienen dem, wie der junge Mann zu sagen im Begriffe war, die größte Aufmerksamkeit zu schenken.

»Nun wohl!« sprach Maurice, »der Chevalier von Maison-Rouge kam von der Vendée, wie es scheint; hatte mit seinem gewöhnlichen Glück ganz Frankreich durchzogen: während des Tags an der Barrière du Roule angelangt, wartete er hier bis Abends um neun Uhr. Um neun Uhr Abends ging eine Frau, als Frau aus dem Volke verkleidet, durch diese Barrière hinaus und brach dem Chevalier die Kleidung eines Chasseur der Nationalgarde; zehn Minuten nachher kehrte sie mit ihm zurück, die Schildwache, welche sie allein hatte hinausgehen sehe schöpfte Verdacht, als sie in Begleitung zurückkam. Sie machte Lärm auf dem Posten, der Posten kam heran die zwei Schuldigen begriffen, daß es auf sie abgesehen war, und warfen sich in ein Hotel, wo sich eine zwei Thüre nach den Champs-Elysées für sie öffnete. E scheint, daß eine ganz und gar den Tyrannen ergebe, Patrouille den Chevalier an der Ecke der Rue Barre-du-Bec erwartete. Das Uebrige wissen Sie,«

»Ah! ah!« sagte Morand, »was Sie uns da erzählen, ist seltsam.«

»Und besonders genau,« sprach Maurice.

»Ja, es sieht so aus; doch die Frau, weiß man, was aus ihr geworden ist?«

»Nein, sie ist verschwunden, und man weiß durchaus nicht, wer sie ist und was sie ist.«

Der Associé des Bürger Dirmer und der Bürger Dirmer selbst schienen freier zu athmen.

Geneviève hatte diese ganze Erzählung bleich, unbeweglich, stumm angehört.

»Aber wer kann sagen,« sprach der Bürger Morand mit seiner gewöhnlichen Kälte, »wer kann sagen, der Chevallier von Maison-Rouge habe zu der Patrouille gehört, welche den Lärmen im Temple veranlaßt?«

.Einer von meinen Freunden, ein Municipal, hatte an diesem Tage Dienst im Temple und erkannte ihn.«

»Er wußte also sein Signalement?«

«Er hatte ihn früher gesehen.«

»Und was für ein Mann ist dieser Chevalier von Maison-Rouge äußerlich?«

»Ein Mann von fünf und zwanzig bis sechs und zwanzig Jahren, klein, blond, von angenehmer Gesichtsbildung, mit herrlichen Augen und prächtigen Zähnen.«

Es trat ein tiefes Stillschweigen ein.

»Nun!« sagte Morand, »wenn Ihr Freund, der Municipal, den angeblichen Chevalier von Maison-Rouge erkannte, warum hat er ihn nicht verhaftet?«

»Einmal befürchtete er, weil er nichts von, seiner Ankunft in Paris wußte, durch eine

Aehnlichkeit getäuscht zu werden, und dann ist mein Freund ein wenig lau; im Zweifel that er, was die Weisen und die Lauen thun: im Zweifel enthielt er sich.«

»Sie hätten nicht so gehandelt, Bürger?« sagte Dirmer heftig lachend.

»Nein, ich muß es gestehen, lieber würde ich mich täuscht haben, als daß ich einen so gefährlichen Mann, wie es der Chevalier von Maison-Rouge ist, hätte entwischen lassen.«

»Und was hätten Sie denn gethan, mein Herr?« fragte Geneviève.

»Was ich gethan hätte, Bürgerin?« versetzte Maurice, »oh mein Gott! das wäre kurz gewesen; ich hätte all Thore des Temple geschlossen; dann wäre ich gerade an die Patrouille zugegangen, hätte den Chevalier am Kragen gepackt und zu ihm gesagt: »»Chevalier von Maison-Rouge, ich verhafte Sie als Verräther an der Nation;« und hätte ich ihn einmal am Kragen gehabt, so würde ich ihn nicht mehr losgelassen haben, dafür stehe ich.«

»Aber was wäre dann geschehen?« fragte Geneviève

»Man hätte ihm und seinen Mitschuldigen den Prozess gemacht und zu dieser Stunde wäre er guillotiniert.«

Geneviève schauerte und warf ihrem Nachbar einen Blick des Schreckens zu.

Doch der Bürger Morand schien diesen Blick nicht zu bemerken, leerte phlegmatisch sein Glas und sprach:

»Der Bürger Lindey hat Recht; es war nichts Anderes zu thun; doch leider hat man es nicht gethan.«

»Weiß man, was aus dem Chevalier von Maison-Rouge geworden ist?« fragte Geneviève.

»Bah!« versetzte Dirmer, »wahrscheinlich verlangte er nicht mehr und hat, als er seinen Versuch mißlungen sah, Paris unmittelbar verlassen.«

»Und vielleicht sogar Frankreich,« fügte Morand bei

»Keines Wegs, keines Wegs,« sprach, Maurice.

»Wie, er hat die Unklugheit gehabt, in Paris zu bleiben!« rief Geneviève.

»Er hat sich nicht von der Stelle gerührt.«

Eine allgemeine Bewegung des Erstaunens empfing die von Maurice mit so viel Sicherheit ausgesprochene Ansicht.

»Es ist eine Voraussetzung, was Sie da sagen, Bürger,« entgegnete Morand, »eine Voraussetzung, nichts Anderes.«

»Nein, ich behaupte eine Thatsache.«

»Oh! ich gestehe,« versetzte Geneviève, »ich meines Theils kann nicht glauben, was Sie sagen, Bürger, denn das wäre eine unverzeihliche Unklugheit.«

»Sie sind eine Frau, Bürgerin; Sie begreifen also Eines, was bei einem Mann von dem Charakter des Chevallier von Maison-Rouge alle mögliche Betrachtungen persönlicher Sicherheit überwiegen mußte.«

»Und was kann mehr Gewicht haben, als die Furcht, das Leben aus eine so schauerhafte Weise zu verlieren?«

»Ei mein Gott! Bürgerin, die Liebe,« sprach Maurice.

»Die Liebe!« wiederholte Geneviève.

»Allerdings. Wissen Sie denn nicht, daß der Chevallier von Maison-Rouge in Antoinette verliebt ist?«

Ein schüchternes, gezwungenes Gelächter der Ungläubigkeit machte sich auf zwei oder drei Seiten hörbar. Dirmer schaute Maurice an, als wollte er in der Tiefe seiner Seele lesen. Geneviève fühlte, wie Thränen ihre Augen befeuchteten, und ein Schauer, der Maurice nicht entgehen konnte, durchlief ihren ganzen Körper. Der Bürger Morand vergoß Wein von seinem Glase, das er in diesem Augenblick an seine Lippen setzte, und Maurice hätte über seine Blässe erschrecken müssen, wäre nicht die ganze Aufmerksamkeit des jungen Mannes in diesem Augenblick auf Geneviève zusammengedrängt gewesen.

»Sie sind bewegt, Bürgerin?« flüsterte Maurice.

»Haben Sie nicht gesagt, ich würde begreifen, da ich eine Frau sei? Nun wohl, uns Frauen rührt stets eine Ergebenheit, so sehr sie auch unsern Grundsätzen widersprechen mag.«

»Und die des Chevalier von Maison-Rouge ist um so größer, als man versichert, er habe nie mit der Königin gesprochen.«

»Ah! Bürger Lindey,« sprach der Mann mit den äußersten Mitteln, »mir scheint, erlaube, daß ich Dir dies sage, mir scheint, Du bist sehr nachsichtig gegen den Chevallier.«

»Mein Herr,« erwiderte Maurice, der sich vielleicht absichtlich des Wortes bediente, das gebräuchlich zu sein aufgehört hatte, »ich liebe alle stolze und muthige Naturen: was mich indessen nicht abhält, sie zu bekämpfen wenn ich ihnen in den Reihen meiner Feinde begegne, Ich verzweifle nicht, den Chevalier von Maison-Rouge eines Tags zu treffen.«

»Und . . .« machte Geneviève.

»Und wenn ich ihn treffe. . . nun so werde ich n ihm kämpfen.«

Das Abendbrot war beendet. Geneviève gab das Beispiel zum Rückzug, indem sie zuerst aufstand.

In diesem Augenblick schlug die Pendeluhr.

»Mitternacht,« sagte Morand mit kaltem Tone.

»Mitternacht!« rief Maurice, »schon Mitternacht!

»Das ist ein Ausruf, der mir Vergnügen macht, sprach Dirmer; »er beweist mir, daß Sie sich nicht gelangweilt haben, und gewährt mir die Hoffnung, wir werden uns wiedersehen. Es ist das Haus eines guten Patrioten, das man Ihnen öffnet und, ich hoffe, Sie werde bald wahrnehmen, Bürger, daß es das eines Freundes ist.«

Maurice verbeugte sich, wandte sich gegen Geneviève und fragte:

»Erlaubt mir die Bürgerin auch, wiederzukommen?

»Ich erlaube es nicht nur, ich bitte Sie darum/ sprach lebhaft Geneviève. »Gute Nacht, Bürger.«

Und sie kehrte in ihre Wohnung zurück.

Maurice nahm Abschied von allen Gästen, grüßt besonders Morand, der ihm ungemein gefallen hatte drückte Dirmer die Hand und entfernte sich betäubt, ohne mehr freudig als betrübt über alle die so verschiedenartigen Ereignisse, welche diesen Abend belebt hatten.

»Ein ärgerliches, ärgerliches Zusammentreffen!« sagte nach dem Abgange von Maurice die junge Frau, indem sie in Gegenwart ihres Mannes, der sie in ihr Zimmer geführt in Thränen zerfloß.

»Bah! der Bürger Maurice Lindey, ein anerkannte Patriot, Secretaire einer Section rein, angebetet, volksthümlich, ist im Gegentheile eine sehr kostbare Erwerbung für einen armen

Rothgerber, der eingeschmuggelte Waaren in seinem Hause hat,« entgegnete Dirmer lächelnd.

»Sie glauben also, mein Freund,« fragte schüchtern Geneviève.

»Ich glaube, daß es ein Patent des Patriotismus, ein Siegel der Absolution ist, das er aus unser Haus drück; und ich denke, von diesem Abend an wäre sogar in Chevalier von Maison-Rouge in unserem Hause in Sicherheit.«

Hiernach küßte Dirmer seine Frau mit einer viel mehr väterlichen als ehelichen Zuneigung auf die Stirne, ließ sie in dem kleinen Pavillon, der ihr allein geweiht war, und ging wieder in den andern Theil des Gebäudes, welchen er mit den Gästen, die wir an seinem Tische gesehen, wohnte.

---

## X.

### *Der Schuhflicker Simon.*

Man war zum Anfang des Monats Mai gelangt; ein reiner Tag erweiterte die Brust, welche müde war, die eisigen Nebel des Winters einzuathmen, und die Strahlen einer warmen, belebenden Sonne fielen aus die schwarze Mauer des Temple herab.

Doch trotz dieses schönen Tages und obgleich man den Gefangenen anbot, sie könnten im Garten spazieren gehen, weigerten sich die drei Frauen, ihr Gefängniß zu verlassen; seit der Hinrichtung ihres Gemahls blieb die Königin hartnäckig in ihrem Zimmer, um nicht vor der Thüre des Gemaches, das der König im zweiten Stocke bewohnt hatte vorüber gehen zu müssen..

Wenn, sie zufällig seit der unseligen Epoche des 21. Januar Luft schöpfte, so geschah es oben auf dem Thurm dessen Zinnen man mit Läden verschlossen hatte.

Die Nationalgarden vom Dienste, welche davon Kenntniß gesetzt waren, daß die drei Frauen ihr Zimmer zu verlassen Erlaubniß erhalten hatten, warteten also vergebens den ganzen Tag, daß sie von dieser Erlaubnis Gebrauch machen würden.

Gegen fünf Uhr kam ein Mann herab und näherte sich dem den Posten commandirenden Sergenten.

»Ah! ah! Du bist es, Vater Tison,« sprach Letztere, der ein Nationalgarde von heiterer Laune zu sein schien.

»Ja, ich bin es, Bürger; ich bringe Dir vom Municipal Maurice Lindey, Deinem Freunde, der da oben ist, die vom Rathe des Temple meiner Tochter zugestandene Erlaubniß, diesen Abend ihrer Mutter einen Besuch zu machen.«

»Und Du gehst in dem Augenblick aus, wo Deine Tochter kommen wird, entarteter Vater?« sagte der Sergent.

»Oh! ich gehe sehr ungern weg, Bürger Sergent. Ich hoffte auch, mein armes Kind zu sehen, das ich seit zwei Monaten nicht gesehen habe, und es, was man sagt, tüchtig zu umarmen, wie ein Vater seine Tochter umarmt. Ja wohl, geh' spazieren! Der Dienst, der verdammte Dienst treibt mich fort; ich muß auf die Gemeinde gehen, um meinen Bericht abzustatten. Ein Fiacker erwartet mich vor der Thüre mit zwei Gendarmen, und dies gerade in dem Augenblick, wo meine arme Sophie kommen wird.«

»Unglücklicher Vater!« rief der Sergent.

»Aus Liebe für das Vaterland  
Verstummt in dir des Blutes Stimme,  
Wenn jenes seufzt und diese fleht,  
So opfere der Pflicht . . .«

»Sage, Vater Tison, wenn Du zufällig einen Reim auf Stimme findest, so wirst Du mir es mittheilen. Er fehlt mir für den Augenblick.«

»Und Du, Bürger Sergent, wenn meine Tochter kommt, um ihre arme Mutter zu besuchen, welche beinahe stirbt, daß sie ihr Kind nicht sehen kann, so läßt Du sie vorbei.«

»Der Befehl ist in Ordnung,« erwiderte der Sergent, in welchem der Leser ohne Zweifel

bereits unsern Freund Lorin erkannt hat; »ich habe also nichts zu sagen; Kommt Deine Tochter, so wird sie passieren.«

»Ich danke, braver Thermopyle, ich danke,« sprach Tison.

Und er entfernte sich, um der Gemeinde seinen Bericht zu machen, und murmelte:

»Ah! wie wird meine arme Frau glücklich sein.«

»Weißt Du, Sergent,« sprach ein Nationalgarde, als er Tison weggehen sah und die Worte hörte, die er entfernend sagte; »weißt Du, daß einen solche Dinge Herz schauern machen?«

»Was für Dinge, Bürger Devaur?« fragte Lorin.

»Wie!« versetzte der mitleidige Nationalgarde, »diesen im Mann mit dem so harten Gesichte, diesen Mann mit dem ehernen Herzen, diesen unbarmherzigen Wächter der Königin weggehen sehen, eine Thräne im Auge, halb vor Freude, halb vor Schmerz bei dem Gedanken, seine Frau werde seine Tochter umarmen, und er werde es nicht können! Sergent, man darf hierüber nicht zu viel nachdenken, denn in der That, das macht traurig.«

»Allerdings, und darum denkt dieser Mensch, der eine Thräne im Auge weggeht, wie Du sagst, selbst nicht nach.«

»Und worüber sollte er nachdenken?«

»Daß seit drei Monaten die Frau, welche er mit unbarmherziger Roheit behandelt, ihr Kind ebenfalls nicht gesehen hat. Er denkt nicht an ihr Unglück, er denkt nur an das seinige; das ist das Ganze. Diese Frau war allerdings Königin,« fuhr der Sergent in einem spöttischen Tone fort, dessen Sinn nicht leicht zu verdolmetschen war, »und man braucht für eine Königin nicht dieselben Rücksichten zu nehmen, die man für die Frau eines Tagelöhners nimmt.«

»Gleichviel, Alles dies ist sehr traurig,« versetzte Devaur.

»Traurig, aber nothwendig,« sprach Lorin; »es ist also wie Du gesagt hast, das Beste, nicht darüber nachzudenken.«

Und er fing an zu trällern:

»Unter grünem Gebüsch,  
Wandelte gestern allein,  
Sanft lauschend dem Vogelgezische  
Risette im düsteren Hain.«

Lorin war so weit in seinem bukolischen Liebe, das sich plötzlich ein gewaltiges Geräusch aus der linken Seite des Postens hörbar machte: es war gemischt aus Schweren, Drohungen und lautem Weinen.

»Was ist das?« fragte Devaur.

»Man sollte glauben, es wäre die Stimme eines Kindes,« erwiderte Lorin horchend.

»In der That,« versetzte der Nationalgarde, »es ist ein armer Kleiner, den man schlägt; wahrlich, man sollte, nur diejenigen, die keine Kinder haben, Hierher schicken,

»Willst Du singen?« sagte eine rauhe, weingrüne Stimme.

Und die Stimme sang, gleichsam um ein Beispiel zu geben:

»Madame Veto that versprechen,  
Ganz Paris den Hals zu brechen.

»Nein,« rief das Kind, »ich werde nicht singen.«

»Willst Du singen?«

Und die Stimme fing wieder an:

»Madame Veto that versprechen . . .«

»Nein,« rief das Kind, »nein! Nein! nein!«

»Ah! kleiner Schurke,« rief die heisere Stimme.

Und das Geräusch eines pfeifenden Riemens durchschnitt die Luft. Das Kind heulte vor Schmerz

»Ah! all« Gewitter,« sagte Lorin, »das ist der schändliche Simon, der den kleinen Capet schlägt.«

Einige Nationalgarden zuckten die Achseln, zwei oder drei suchten zu lächeln. Devaur stand auf und entfernte sich.

»Ich sagte es wohl,« murmelte er, »die Väter sollten nie hierher kommen.«

Plötzlich öffnete sich eine niedrige Thüre und das königliche Kind machte, gejagt von der Peitsche seines Wächters, fliehend mehrere Schritte im Hof; doch hinter ihm erscholl etwas Schweres aus dem Pflaster und traf es an das Bein.

»Ah!« rief das Kind.

Und es wankte und fiel auf ein Knie.

»Bring mir meinen Leisten, kleines Ungeheuer, oder ich werde Dir . . .«

Das Kind stand auf und schüttelte dm Kopf, eine Weigerung bezeichnend.

»Ah! steht es so . . .« rief dieselbe Stimme, »«warte, Du sollst sehen . . .«

Und der Schuhflicker Simon stürzte aus seiner Stube hervor, wie ein wildes Thier aus seiner Höhle.

»Holla! holla!« sprach Lorin die Stirne faltend; »wo hinaus, Meister Simon?«

»Ich will diesen kleinen Wolf bestrafen,« erwiderte der Schuhflicker.

»Und warum ihn bestrafen?«

»Warum?«

»Ja.«

»Weil dieser kleine Schuft weder singen will, wie ein guter Patriot, noch arbeiten, wie ein guter Bürger.«

»Nun, was macht das Dir?« entgegnete Lorin, »hat Dir die Nation Capet anvertraut, damit Du ihn singen lehrst?«

»Ei, ei!« entgegnete Simon erstaunt, »in was mischt Du Dich, Bürger Sergent? Das frage ich Dich.«

»In was ich mich mische? ich mische mich in das was jeden Mann von Herz angeht. Es ist aber eine Mannes von Herz, der ein Kind schlagen sieht, unwürdig, zu dulden, daß man es schlägt.«

»Bah! der Sohn des Tyrannen.«

»Ist ein Kind, ein Kind, das keinen Theil an den Verbrechen seines Vaters gehabt hat, ein Kind, das nicht schuldig ist, und das man folglich nicht strafen darf.«

»Und ich, ich sage, daß man mir den Kleinen gegeben hat, daß ich mit ihm mache, was ich will. Ich will daß er das Lied von Madame Veto singt, und er wird es singen.«

»Elender!« rief Lorin, »Madame Veto ist die Mutter dieses Kindes; möchtest Du gern, daß



man Deinen Sohn zwänge, zu singen, Du seist eine Canaille?«

»Ich!« brüllte Simon; »schlimmer, oh! schlimmer Aristokrat von einem Sergenten.«

»Ah! keine Beleidigungen,« sagte Lorin, »ich dir nicht Capet, und man läßt mich nicht mit Gewalt singen.«

»Ich werde Dich verhaften lassen, schlimmer Ci-devant.«

»Du,« versetzte Lorin, »Du wirst mich verhaften lassen; versuche es, einen Thermopylen verhaften zu lassen,

»Gut, gut, wer zuletzt lacht, lacht am besten; mittlerweile hebe meinen Leisten auf, Capet, und mache Deinen Schuh, oder tausend Donner! . . .«

»Und ich,« rief Lorin, welcher furchtbar erbleichte und die Fäuste geballt, die Zähne an einander gepreßt, einen Schritt vorwärts that, »ich sage Dir, daß er Deinen Leisten nicht aufheben wird, ich sage Dir, daß er keine Schuhe machen wird, hörst Du, schlimmer Geselle? Ah! ja, Du hast da Deinen großen Säbel, doch er macht mir ebenso wenig bange, als Du selbst. Wage es nur, ihn zu ziehen.«

»Ah! alle Teufel,« brüllte Simon, vor Wuth erbleichend.

In diesem Augenblick traten zwei Frauen in den Hof; die eine von ihnen hielt ein Papier in der Hand, sie wandte sich an die Schildwache.

»Sergent,« rief die Schildwache, »es ist die Tochter von Tison, welche ihre Mutter zu sehen verlangt.«

»Laß sie vorbei, da es der Rath des Temple gestattet,« sprach Lorin, der sich nicht einen Augenblick abwenden wollte, aus Furcht, Simon könnte seine Zerstreung benützen, um das Kind zu schlagen,

Die Schildwache ließ die zwei Frauen vorüber; doch kaum waren sie vier Stufen der dunklen Treppe hinaufgestiegen, als sie Maurice Lindey begegneten, der für einen Augenblick in den Hof hinabging,

Es war beinahe Nacht geworden, so daß man die Züge ihrer Gesichter nicht unterscheiden konnte.

Maurice hielt sie an und fragte:

»Wer seid Ihr, Bürgerinnen, und was wollt Ihr?«

»Ich bin Sophie Tison,« sagte die eine von den zwei Frauen, »Ich habe die Erlaubniß erhalten, meine Mutter zu besuchen, und komme deshalb hierher.«

»Ja,« versetzte Maurice; doch die Erlaubniß ist nur für Dich allein, Bürgerin!«

»Ich habe meine Freundin mitgebracht, damit wir wenigstens zwei Frauen mitten unter den Soldaten seien.«

»Sehr gut; doch Deine Freundin wird nicht hinaufgehen.«

»Wie es Ihnen beliebt, Bürger,« sagte Sophie Tison, indem sie ihrer Freundin, welche, sich an die Wand anlehnend, von Erstaunen und Schrecken ergriffen zu sein schien, die Hand drückte,

»Bürger Schildwachen,« rief Maurice, indem er den Kopf erhob und sich an die Wachen wandte, welche in jedem Stocke ausgestellt waren, »laßt die Bürgerin Tison passieren; ihre Freundin darf aber nicht vorbei. Sie wird auf der Treppe warten, und Ihr seid dafür besorgt, daß man sie anständig behandelt.«

»Ja, Bürger,« antworteten die Wachen.

»Geht also,« sagte Maurice.

Die zwei Frauen gingen an ihm vorbei.

Maurice sprang die vier oder fünf Stufen vollends, hinab und schritt rasch in den Hof.

»Was gibt es?« fragte er die Nationalgarden »was veranlaßt diesen Lärmen? Man hört das Geschrei eines Kindes bis im Vorzimmer der Gefangenen.«

»Höre,« sagte Simon, der, an die Manieren de Municipale gewöhnt, als er Maurice erblickte, glaubte es käme ihm Verstärkung zu; »höre, dieser Aristokrat dieser Ci-devant verhindert mich, Capet durchzuprügeln.«

Und er deutete mit der Faust aus Lorin,

»Ja, bei Gott! ich verhindere ihn,« sagte Lorin von Leder ziehend, »und wenn Du mich noch ein einziges Mal Ci-devant, Aristokrat oder Verräther nennst, so renne ich Dir meinen Säbel durch den Leib.«

»Eine Drohung!« rief Simon; »Wache! Wache!«

»Ich bin die Wache,« sprach Lorin, »rufe mich also nicht, denn wenn ich auf Dich losgehe, bist Du des Todes.«

»Herbei, Bürger Municipal, Hilfe!« rief Simon, diesmal ernstlich von Lorin bedroht,

»Der Sergent hat Recht,« sagte kalt der Municipal, den Simon zu Hilfe rief; »Du entehrst die Nation, Feiger, Du schlägst ein Kind!«

»Und warum schlägt er es, begreifst Du es, Maurice! weil das Kind nicht *Madame Veto* singen, weil das Kind nicht seine Mutter schmähen will.«

»Elender!« rief Maurice.

»Und Du auch?« sagte Simon; »ich bin also von Verräthern umgeben.«

»Ah! Schurke,« versetzte der Municipal, indem er Simon an der Gurgel packte und ihm seinen Riemen aus den Händen riß; »versuche es, ein wenig zu beweisen, daß Maurice Lindey ein Verräther ist.«

Und er ließ mit aller Gewalt den Riemen auf die Schultern des Schuhflickers fallen.

»Ich danke, mein Herr,« sagte das Kind, das dieser Scene stoisch zuschaute; »doch er wird sich an mir rächen.«

»Komm, Capet,« sprach Lorin, »komm, mein Kind, wenn er Dich noch einmal schlägt, rufe um Hilfe, und man wird diesen Henker bestrafen. Vorwärts, kleiner Capet, kehre in Deinen Thurm zurück.«

»Warum nennen Sie mich Capet, Sie, der Sie mich beschützen, Sie wissen wohl, daß Capet nicht mein Name ist.«

»Wie, es ist nicht Dein Name,« versetzte Lorin, wie heißt Du denn?«

»Ich heiße Ludwig Carl von Bourbon. Capet ist der Name von einem meiner Ahnen. Ich kenne die Geschichte von Frankreich; mein Vater hat sie mich gelehrt.«

»Und Du willst ein Kind, das ein König die Geschichte von Frankreich gelehrt hat, Schuhe sticken lehren?« rief Lorin.

«Oh! sei unbesorgt,« sprach Maurice zu dem Kind, »ich werde meinen Bericht machen.«

»Und ich den meinigen,« versetzte Simon. »Ich werde unter Anderem sagen, daß Ihr statt einer Frau, welche in den Thurm einzutreten berechtigt war, zwei eingelassen habt.«

In diesem Augenblick kamen in der That zwei Frauen aus dem Thurm heraus Maurice lief auf

sie zu.

»Nun, Bürgerin,« sagte er, indem er sich an diejenige wandte, welche aus seiner Seite war, »hast Du Deine Mutter gesehen?«

Sophie Tison trat sogleich zwischen den Municipal und ihre Gefährtin

»Ja, Bürger, ich danke,« sagte sie.

Maurice hätte gern die Freundin des Mädchens gesehen, oder wenigstens ihre Stimme gehört; doch sie war in ihren Mantel gehüllt und schien entschlossen, kein Wort zu sprechen. Es kam ihm sogar vor, als zitterte sie.

Diese Furcht erregte Verdacht bei Maurice.

Er stieg hastig hinauf und sah, als er in das erste Zimmer gelangte, durch das an der Thüre angebracht Fenster die Königin etwas verbergen, was er für ein Billet hielt.

»Oh! Oh!« sagte er, »sollte ich bethört worden sein?

Er rief seinem Collegen und sprach zu ihm:

»Bürger Agricola, tritt bei Marie Antoinette ein und verliere sie nicht aus dem Blicke.«

»Ho! ho!« versetzte der Municipal, »ist etwa . . .?«

»Gehe hinein, sage ich Dir, und zwar ohne einen Augenblick, eine Minute, eine Secunde zu verlieren.«

Der Municipal trat bei der Königin ein.

»Rufe die Frau Tison,« sagte Maurice zu einem Nationalgarde

Fünf Minuten nachher erschien die Frau Tison strahlend.

»Ich habe meine Tochter gesehen,« sagte sie.

»Wo dies?« fragte Maurice.

»Hier, in diesem Vorzimmer.«

»Gut Und Deine Tochter hat die Oesterreicherin nicht zu sehen verlangt?«

»Nein«

»Sie ist nicht zu ihr hineingegangen?«

»Nein.«

»Und während Du mit Deiner Tochter plaudertest, ist Niemand aus dem Zimmer der Gefangenen herausgekommen?«

»Weiß ich es? Ich schaute meine Tochter an, die ich seit drei Monaten nicht gesehen hatte.«

»Erinnere Dich wohl . . .«

»Ah! ja, ich glaube mich zu erinnern.«

»Was?«

»Das junge Mädchen ist herausgekommen.«

»Marie Therese?«

»Ja.«

»Und sie hat mit Deiner Tochter gesprochen?«

»Nein.«

»Deine Tochter hat Dir nichts übergeben?«

»Nein«

»Sie hat nichts vom Boden ausgehoben?«

»Meine Tochter?«

»Nein, die von Marie Antoinette?«

»Doch, sie hat ihr Sacktuch ausgehoben.«

»Ah! Unglückliche!« rief Maurice.

Und er stürzte nach dem Strange der Glocke und zog heftig daran.

Es war die Lärmglocke.

---

## XI.

### *Das Billet.*

Die zwei andern Municipale von der Wache eilten schnell herauf. Ein Detachement vom Posten begleitete sie.

Die Thüren wurden geschlossen, zwei Schildwachen versperrten die Ausgänge jedes Zimmers.

»Was wollen Sie, mein Herr,« sagte die Königin zu Maurice, da dieser eintrat: »ich war im Begriff, mich zu Bette zu legen, als der Bürger Municipal (die Königin deutete auf Agricola) plötzlich in dieses Zimmer stürzte, ohne mir zu sagen, was er wünschte.«

»Madame,« erwiderte Maurice sich verbeugend, »nicht mein College wünscht etwas, sondern ich.«

»Sie, mein Herr,« fragte Marie Antoinette, indem sie Maurice anschaute, dessen gutes Benehmen ihr einige Dankbarkeit eingeflößt hatte; »und was wünschen Sie?«

»Ich wünsche, daß Sie mir das Billet zustellen, da Sie so eben verbargen, als ich eintrat.«

Die Prinzessin Marie Therese und Madame Elisabet bebten. Die Königin wurde sehr bleich.

»Sie täuschen sich, mein Herr,« sagte sie, »ich verbarg nichts.«

»Du lügst, Oesterreicherin!« rief Agricola.

Maurice legte rasch seine Hand aus den Arm seine Collegen.

»Einen Augenblick, mein lieber College,« sagte er »laß mich mit der Bürgerin sprechen. Ich bin ein wenig Anwalt.«

»Gut also; doch alle Gewitter! schone sie nicht!«

»Sie verbargen ein Billet, Bürgerin,« sprach Maurice mit strengem Tone. »Sie müssen mir dieses Billet übergeben.«

»Was für ein Billet?«

»Dasjenige, welches Ihnen die Tochter Tison überbrachte, und das die Bürgerin Ihre Tochter (Maurice bezeichnete die junge Prinzessin) mit ihrem Sacktuch aufhob.«

Die drei Frauen schauten sich erschrocken an.

»Aber, mein Herr, das ist mehr als Tyrannei,« versetzte die Königin; »Frauen! Frauen!«

»Wir wollen nichts verwechseln,« sprach Maurice mit festem Ausdruck. »Wir sind weder Richter noch Henker sondern beaufsichtigende Personen, das heißt Ihre Mitbürger, beauftragt, Sie zu bewachen. Wir haben einen Befehl, ihn verletzen ist Verrath. Bürgerin, ich bitte Sie, geben Sie mit das Billet, das Sie verborgen haben.«

»Meine Herren,« sprach die Königin stolz, »da Sie Aufseher sind, so suchen Sie und berauben Sie uns des Schlafes diese Nacht wie immer.«

»Gott behüte uns, daß wir die Hand an Frauen legen. Ich werde die Gemeinde benachrichtigen lassen und wir erwarten ihre Befehle. Nur werden Sie sich nicht zu Bette legen, Sie schlafen in Lehnstühlen, wenn es Ihnen beliebt, und wir bewachen Sie. . . Wenn es sein muß, werden die Durchsuchungen beginnen.«

»Was gibt es denn?« fragte die Frau Tison, welche mit bestürzter Miene an der Thüre

erschien.

»Was es gibt, Bürgerin? Dadurch, daß Du Deine Hand zu einem Verrathe hergegeben, hast Du Dich für immer des Vortheils beraubt, Deine Tochter zu sehen.«

»Meine Tochter zu sehen! . . . was sagst Du da, Bürger?« fragte die Tison, welche noch nicht recht begriff, warum sie ihre Tochter nicht sehen sollte.

»Ich sage Dir, daß Deine Tochter nicht hierher gekommen ist, um Dich zu sehen, sondern um der Bürgerin Capet einen Brief zu bringen, und daß sie nicht wiederkommen wird.«

»Aber wenn sie nicht wiederkommt, kann ich sie nicht nicht sehen, da es uns verboten ist, hinauszugehen?«

»Diesmal kannst Du Niemand einen Vorwurf darüber machen, denn es ist Deine Schuld,« sagte Maurice.

»Oh! oh!« schrie die arme Mutter, »meine Schuld! was sagst Du da, meine Schuld? Es ist nichts geschehen, dafür stehe ich. Oh! wenn ich glaubte, es wäre etwas geschehen, wehe Dir, Antoinette, Du müßtdest es mir theuer bezahlen!«

Ganz außer sich wies diese Frau der Königin die Faust.

»Bedrohe Niemand,« sagte Maurice, »erlange vielmehr durch Sanftmuth, daß das, was wir fordern, gegeben wird; denn Du bist Frau, und die Bürgerin Antoinette, welche selbst Mutter, wird ohne Zweifel Mitleid einer Mutter haben. Morgen wird Deine Tochter verhaftet, morgen wird sie eingekerkert . . . entdeckt man sodann etwas, und Du weißt, daß man immer etwas entdeckt, wenn man will, so ist sie verloren, sie und ihre Gefährtin.«

Die Tison, welche Maurice mit wachsendem Schrecken zugehört hatte, wandte ihren beinahe irren Blick nach der Königin und rief:

»Du hörst, Antoinette! . . . meine Tochter!. . . Du wirst meine Tochter in das Verderben gestürzt haben.«

Die Königin schien ebenfalls erschrocken, nicht über die Drohung, welche in den Augen der Gefangenenwärtern funkelte, sondern über die Verzweiflung, die man darin las.

»Kommen Sie, Madame Tison,« sagte sie, »ich habe mit Ihnen zu sprechen.«

»Holla! keine Schmeicheleien!« rief der College von Maurice; »Mord und Tod, wir sind nicht zu viel! Vor der Municipalität, stets vor der Municipalität!«

»Laß sie gewähren, Bürger Agricola,« sagte Maurice diesem in das Ohr; »wenn wir nur die Freiheit erhalten gleichviel aus welche Weise!«

»Du hast Recht, Bürger Maurice . . . aber . . . «

»Gehen wir hinter die Glathüre, Bürger Agricola, und wenn Du mir glauben willst, wenden wir den Rücken ich bin überzeugt, die Person, gegen welche wir diese Nachgiebigkeit haben, wird es uns nicht bereuen lassen.«

Die Königin hörte diese Worte, welche, um von ihr gehört zu werden, gesprochen wurden, und warf dem jungen Manne einen dankbaren Blick zu. Maurice wand den Kopf sorglos ab und ging aus die andere Seite der Glathüre. Agricola folgte ihm.

»Du siehst wohl diese Frau,« sagte er zu Agricola, »als Königin ist es eine große Verbrecherin, als Frau ist sie eine würdige, große Seele. Man thut wohl daran daß man die Kronen bricht, das Unglück läutert.«

»Alle Teufel, wie gut sprichst Du, Bürger Maurice! erwiderte Agricola. »Ich höre Dich gern,

Dich und Deinen Freund Lorin. Sind das auch Verse, was Du da gesagt hast?«

Maurice lächelte.

Während dieser Unterredung fiel die Scene, welche Maurice vorhergesagt, wirklich auf der andern Seite der Glashüre vor.

Die Frau Tison hatte sich der Königin genähert.

»Madame,« sprach diese zu ihr, »Ihre Verzweiflung bricht mir das Herz; ich will Sie nicht Ihres Kindes berauben, das schmerzt zu sehr; doch bedenken Sie, wenn ich tue, was diese Menschen verlangen, wird Ihre Tochter vielleicht ebenfalls verloren sein.«

»Thun Sie, was sie sagen,« rief die Tison, »thun' Sie, was sie sagen!«

»Doch zuvor erfahren Sie wenigstens, um was es sich handelt.«

»Um was handelt es sich?« fragte die Gefangenenwärterin mit ungestüher Neugierde.

»Ihre Tochter brachte eine Freundin mit.«

»Ja, eine Arbeiterin wie sie; sie wollte wegen der Soldaten nicht allein kommen.«

»Diese Freundin hat Ihrer Tochter ein Billet übergeben. Ihre Tochter ließ es fallen, Marie, welche vorüberging, hob es auf. Es ist allerdings ein sehr unbedeutendes Papier, aber boshafte Leute könnten einen Sinn darin finden. Hat Ihnen der Municipal nicht gesagt, wenn man finden solle, finde man immer?«

»Hernach? hernach?«

»Nun, das ist Alles: Sie wollen, daß ich dieses Papier aushändige; soll ich einen Freund opfern, ohne Ihnen vielleicht Ihre Tochter dafür zu geben?«

»Thun Sie, was sie sagen!« rief die Frau, »thun sie, was sie sagen!«

»Ader begreifen Sie doch, wenn dieses Papier Ihre Tochter gefährdet!« sprach die Königin,

»Meine Tochter ist wie ich eine gute Patriotin,« rief die Megäre. »Gott sei Dank! die Tison sind bekannt: thun Sie, was sie sagen.«

»Mein Gott! wenn ich Sie nur überzeugen könnte!« versetzte die Königin.

»Meine Tochter! man soll mir meine Tochter zurückgeben!« rief die Tison mit den Füßen stampfend. »Gib das Papier, Antoinette, gib es.«

»Hier ist es, Madame.«

Die König!« reichte der Unglücklichen ein Papier diese hob es freudig über ihren Kopf empor und rief:

»Kommt! kommt, Bürger Municipale. Ich habe das Papier! nehmt es und gebt mir mein Kind zurück.«

»Sie opfern unsere Freunde, meine Schwester,« sagte Madame Elisabeth.

»Nein, meine Schwester,« entgegnete traurig die Königin, »ich opfere nur uns, das Papier kann Niemand gefährden.«

Aus das Geschrei der Frau Tison kamen Maurice und sein College dieser entgegen; sie reichte ihnen sogleich das Billet. Die Municipale öffneten es und lasen:

»Im Osten! es wacht noch ein Freund!«

Maurice hatte nicht sobald die Augen aus das Papier geworfen, als er zu zittern anfang.

Die Handschrift schien ihm nicht unbekannt.

»Oh! mein Gott,« rief er, »sollte es die von Geneviève sein?« Oh! nein, das ist unmöglich, ich bin Narr. Sie gleicht ihr allerdings, doch was könnte Geneviève mit der Königin gemein haben?

Er wandte sich ab und sah, daß Marie Antoinette ihn anschaute. Die Frau Tison aber verschlang Maurice, in Erwartung ihres Schicksals, mit den Blicken.

»Du hast ein gutes Werk gethan,« sprach er zu Tison, »und Sie, Bürgerin,« sagte er zur Königin, »Sie haben ein schönes Werk gethan.«

»Dann bestimme Sie mein Beispiel, mein Herr erwiderte Marie Antoinette, »verbrennen Sie dieses Papier und Sie werden ein Werk der Barmherzigkeit thun.«

»Du scherzest, Oesterreicherin,« rief Agricola, »sollen ein Papier verbrennen, das uns vielleicht eine ganze Brut von Aristokraten packen läßt; meiner Treue, nein das wäre zu albern.«

»In der That, verbrennt es,« sagte die Tison, es könnte meine Tochter gefährden.«

»Ich glaube wohl, Deine Tochter und die Anderen sprach Agricola und nahm aus den Händen von Maurice das Papier, das dieser sicherlich verbrannt hätte, wenn er allein gewesen wäre.

Zehn Minuten nachher wurde das Papier auf dem Bureau der Mitglieder der Gemeinde niedergelegt; man öffnete es sogleich und deutete es auf alle mögliche Weisen.

»Im Orient!<sup>2</sup> es wacht noch ein Freund,« sagte eine Stimme, »was Teufels kann das bedeuten?«

»Bei Gott,« entgegnete ein Geograph in Lorient, das ist klar, Lorient ist eine kleine Stadt der Bretagne und liegt zwischen Vannes und Quimper. Mord und Tod! Man sollte diese Stadt verbrennen, wenn es wahr ist, daß sie Aristokraten enthält, welche noch über der Oesterreicherin wachen.«

»Das dünkt mir um so gefährlicher,« sagte ein Andern, »als Lorient ein Seehafen ist, weshalb man dort ein Einverständniß mit England gründen kann.«

»Ich schlage vor,« sagte ein Dritter, »daß man eine Immission nach Lorient schickt und dort eine Untersuchung anstellt.«

Diese Motion machte die Minorität lachen, entflammte aber die Majorität; man beschloß, eine Kommission zu Ueberwachung der Aristokraten nach Lorient zu schicken.

Von der Berathung unterrichtet, sagte Maurice zu sich selbst:

»Ich vermuthe wohl, wo der Orient sein kann, von dem die Rede ist, aber sicherlich ist es nicht in der Bretagne.«

An, andern Tag verlangte die Königin, welche, wie gesagt, nicht mehr in den Garten hinabging, um nicht dem Zimmer vorüber zu müssen, wo ihr Gatte eingeschlossen gewesen war, auf den Thurm zu steigen, um mit ihrer Tochter und Madame Elisabeth Luft zu schöpfen.

Ihre Bitte wurde ihr sogleich bewilligt; doch nach ihr stieg Maurice hinauf; er blieb hinter einer Art von Schildthäuschen, das der obere Theil der Treppe bedeckte, stehen und erwartete verborgen das Resultat des Billets vom vorhergehenden Tage.

Die Königin ging Anfangs gleichgültig mit Madame Elisabeth und ihrer Tochter auf und ab; dann hielt an, während die zwei Prinzessinnen ihren Spaziergang fortsetzten, wandte sie sich gegen Osten und betrachtete aufmerksam ein Haus, an dessen Fenstern mehrere Personen erschienen. Die eine von ihnen hielt ein weißes Sacktuch.

Maurice zog ein Augenglas aus seiner Tasche, und während er es richtete, machte die Königin eine große Bewegung, als wollte sie die Neugierigen des Fensters auffordern, sich zurückzuziehen, Doch Maurice hatte bereits einen Männerkopf mit blonden Haaren und bleicher Gesichtsfarbe bemerkt, dessen Gruß beinahe bis zur Demut achtungsvoll war.

Hinter diesem jungen Mann, denn der Neugierige schien höchstens fünf und zwanzig bis sechs



und zwanzig Jahren alt zu sein, stand eine Frau, halb durch ihn verborgen.

Maurice richtete sein Fernglas nach ihr und macht als er Geneviève zu erkennen glaubte, eine Bewegung die ihn in den Blick brachte. Sogleich warf sich die Frau welche ebenfalls ein Fernglas in der Hand hielt, rückwärts und zog den jungen Mann mit sich. War es wirklich Geneviève? Hatte sie ihrerseits Maurice auch erkannt. Hatte sich das neugierige Paar nur auf die Aufforderung der Königin zurückgezogen?

Maurice wartete einen Augenblick, um zu beobachten ob der junge Mann und die junge Frau nicht wieder erscheinen würden. Als er aber bemerkte, daß das Fenster leer blieb, empfahl er seinem Collegen Agricola die größte Wachsamkeit, stieg hastig die Treppe hinab und legte sich an der Ecke der Rue Porte-Foin in Hinterhalt, um zu sehen, ob die Neugierigen des Hauses herausgingen. Vergebens Niemand erschien.

Er konnte dem Verdachte nicht widerstehen, der ihm das Herz seit dem Augenblick zernagte, wo die Gefährtin der Tochter Tison, so hartnäckig verborgen und stumm geblieben war, und nahm seinen Lauf nach der Rue Vieille-Saint-Jacques, wo er, den Geist ganz verstört von dem seltsamsten Argwohne, anlangte.

Als er eintrat, saß Geneviève in einem weißen Morgenmantel unter einer Jasminlaube, wo sie sich das Frühstück auftragen zu lassen pflegte. Sie bot Maurice wie gewöhnlich einen herzlichen guten Morgen und lud ihn ein, eine Tasse Chocolate mit ihr zu nehmen.

Dirmer, welcher mittlerweile auch herbeikam, drückte die größte Freude darüber aus, daß er Maurice zu dieser unerwarteten Stunde des Tages sehe. Doch ehe Maurice die Tasse Chocolate getrunken, die er angenommen, forderte Dirmer, stets voll Begeisterung für sein Gewerbe, seinen Freund den Secrétaire von der Section Lepelletier auf, mit ihm einen Gang in die Werkstätten zu machen. Maurice willigte ein.

»Erfahren Sie, mein lieber Maurice,« sprach Dirmer, indem er den jungen Mann beim Arm nahm und fortzog, »erfahren Sie eine höchst wichtige Neuigkeit.«

»Eine politische?« fragte Maurice, beständig von seiner Idee in Anspruch genommen.

»Ei, lieber Bürger,« erwiderte Dirmer lächelnd, »beschäftigen wir uns mit der Politik? Nein, nein, eine ganz industrielle, Gott sei Dank! Mein ehrenwerther Freund Morand, der, wie sie Sie wissen, einer der ausgezeichnetsten Chemiker ist, hat das Geheimnis eines rothen Maroquin gefunden, wie man ihn bis jetzt noch nicht gesehen, denn er ist unveränderlich. Diese Färbung will ich Ihnen zeigen. Übrigens werden Sie Morand bei der Arbeit sehen, das ist ein wahrer Künstler.«

Maurice begriff nicht ganz, wie man ein Künstler in rothem Maroquin sein konnte, aber er nahm nichtsdestoweniger den Vorschlag an, folgte Dirmer, durchschritt mit ihm die Werkstätten und sah in einer besonderen Abtheilung den Bürger Morand beim Werke: er hatte seine grüne Brille, trug sein Arbeitskleid und schien wirklich höchsten Grade beschäftigt, das schmutzige Weiß einer Schafshaut in Purpur zu verwandeln; seine Hände und seine Arme, die man unter den zurückgeschlagenen Aermeln erblickte, waren roth bis an die Ellenbogen. Er gab sich in der That mit freudigem Herzen ganz und gar der Cochenille hin, wie Dirmer sagte.

Völlig in seine Arbeit vertieft, grüßte er Maurice mit dem Kopf.

»Nun, Bürger Morand,« fragte Dirmer, was sagen wir?«

»Wir werden hundert tausend Livres jährlich durch dieses Verfahren allein gewinnen. Doch seit acht Tagen schlafe ich nicht mehr und die Säuren haben mir das Gesicht versengt.«

Maurice ließ Dirmer bei Morand und kehrte zu Geneviève zurück, während er leise murmelte:

»Man muß gestehen, daß das Gewerbe eines Municipals einen Helden dumm machen würde. Nach acht Tagen im Temple würde man sich für einen Aristokrat, halten und sich selbst anzeigen. Guter Dirmer! Braver Morand! Süße Geneviève? Und ich hatte sie einen Augenblick im Verdacht!«

Geneviève erwartete Maurice mit ihrem sanften Lächeln, um ihn bis zum Schein den Verdacht vergessen zu lassen, den er in der That gefaßt hatte. Sie war, was sie immer war, sanft, freundschaftlich, reizend.

Die Stunden, in denen Maurice Geneviève sah, waren die, in welchen er wirklich lebte. Die ganze übrige Zeit hatte er jenes Fieber, das man das Fieber von 93 nenne könnte, welches Paris in zwei Lager theilte und aus dem Dasein einen Kampf zu jeder Stunde machte.

Gegen Mittag mußte er jedoch Geneviève verlasse und nach dem Temple zurückkehren.

Am Ende der Rue Saint-Avoye begegnete er Lorin, der von seiner Wache abkam; er marschierte in geschlossen, Reihe, trat aber hervor und ging aus Maurice zu, dessen Gesicht immer noch das süße Glück ausdrückte, das der Anblick von Geneviève stets in sein Herz goß.

»Ah!« sagte Lorin, seinem Freunde herzlich die Hand schüttelnd:

»Vergebens birgst Du Dein heimliches Sehnen,  
Nicht das Wort, Dein Seufzen that's kund.  
Das Schmachten im Busen, im Auge die Thränen,  
Dein Herz überströmt von Liebe zur Stund.«

Maurice legte die Hand an seine Tasche, um seinen Schlüssel zu suchen. Dies war das Mittel, das er gewählt hatte, um der poetischen Begeisterung seines Freundes einen Damm zu setzen. Doch dieser sah die Bewegung und entfloh lachend.

»Ah! höre doch,« rief Lorin, der sich nach ein paar Schritten wieder umdrehte, »Du bist noch aus drei Tage im Temple, Maurice; ich empfehle Dir den kleinen Capet.«

---

## XII.

### *Liebe.*

Maurice lebte in der That nach einiger Zeit sehr glücklich und sehr unglücklich. Es ist immer so beim Anfang großer Leidenschaften.

Seine gewöhnliche Arbeit bei der Section Lepelletier, seine Besuche am Abend in der Rue Vieille-Saint-Jacques, sein Erscheinungen da und dort im Club der Thermophylen füllten alle seine Tage aus.

Er verleugnete sich nicht, daß Geneviève jeden Abend in langen Zügen eine hoffnungslose Liebe trinkenieß.

Geneviève war eine von den züchtigen, aber scheinbar leichten Frauen, welche treuherzig einem Freunde die Hand reichen, unschuldig ihre Stirne seinen Lippen mit den, Vertrauen einer Schwester oder der Unwissenheit einer Jungfrau nahezuhalten, vor denen aber Liebesworte Blasphemie, und materielle Begierden Ruchlosigkeiten zu sein scheinen.

Gibt es in den reinsten Träumen, welche die erste Weise von Raphael auf die Leinwand befestigt hat, eine Madonna mit lächelnden Lippen, mit keuschen Augen, mit dem himmlischen Ausdrucke, so ist sie es, die man dem göttlichen Schüler von Perugino entlehnen muß, um daraus das Portrait von Geneviève zu machen.

Inmitten dieser Blumen, deren Frische und Wohlgeruch sie besaß, abgesondert von den Arbeiten ihres Gatten und von ihrem Gatten selbst, erschien Geneviève Maurice so oft er sie sah, wie ein lebendiges Räthsel, dessen Sinn er nicht errathen konnte, und dessen Schlüssel er nicht fordern wagte.

Eines Abends, als er wie gewöhnlich mit ihr allein geblieben war, als sie Beide an dem Fenster saßen, durch welches er einst so geräuschvoll und hastig eingedrungen als die Wohlgerüche des blühenden Flieders mit dem sanften Abendwinde herbeischwammen, der auf den strahlenden Sonnenuntergang folgt, wagte es Maurice, nach einer langen Stillschweigen, und nachdem er während dieses Stillschweigens dem verständigen, andächtigen Auge von Geneviève gefolgt war, das einen aus dem Azur des Himmels hervortretenden silbernen Stern betrachtete, wagte es, sie zu fragen, wie es käme, daß sie so jung wäre, während ihr Gatte bereits das mittlere Lebensalter überschritten hatte, so erhaben in ihrem Wesen, während Alles bei ihrem Gatten eine gewöhnliche Erziehung, eine niedrige Geburt bezeichnete; so poetisch endlich, indeß ihr Gatte seine Aufmerksamkeit ganz allein dem Geschäfte des Abwägens des Ausbreitens und des Färbens der Häute seiner Fabrik widmete.

»Warum,« fragte Maurice, »warum bei einem Gerbermeister diese Harfe, dieses Piano, diese Pastellmalereien von denen Sie mir zugestanden haben, sie seien Ihr Wert. Warum endlich diese Aristokratie, die ich bei Andern verabscheue, während ich sie bei Ihnen anbete?«

Geneviève heftete auf Maurice einen Blick voll Unschuld und antwortete:

»Ich danke für diese Frage; sie beweist mir, daß Sie der zartfühlender Mann sind, und daß Sie sich nie bei irgend Jemand nach mir erkundigt habe.,«

»Nie, Madame: ich habe einen ergebenen Freund, der für mich sterben würde, ich habe

hundert Kameraden, welche bereit sind, überallhin zu marschieren, wohin ich sie führen werde; doch wenn es sich um eine Frau handelt und besonders um eine Frau wie Geneviève, so kenne ich von allen diesen Herzen nur ein einziges, dem ich mich anvertraue, und das ist das meinige.«

»Ich danke, Maurice,« sprach die junge Frau. »Ich werde Sie also selbst von Allem unterrichten, was Sie zu wissen wünschen.«

»Zuerst Ihr Name als Mädchen?« fragte Maurice; »ich kenne Sie nur unter Ihrem Frauennamen.«

Geneviève begriff den verliebten Egoismus dieser Frage und lächelte.

»Geneviève du Treilly,« sagte sie.

Maurice wiederholte:

«Geneviève du Treilly.»

»Meine Familie,« fuhr Geneviève fort, »war zu Grunde gerichtet, seit dem amerikanischen Kriege, an welchem mein Vater und mein älterer Bruder Theil genommen hatten «

»Beide Edelleute?« versetzte Maurice.

»Nein, nein,« entgegnete Geneviève erröthend.

»Sie haben mir doch gesagt, Ihr Mädchenname sei Geneviève du Treilly gewesen«

»Ohne Partikel, Herr Maurice; meine Familie war reich, gehörte aber in keiner Hinsicht zum Adel.«

»Sie mißtrauen mir,« versetzte lächelnd der junge Mann.

»Oh! nein, nein,« erwiderte Geneviève. »In Amerika war mein Vater mit dem Vater von Herrn Morand in Verbindung getreten; Herr Dirmer war der Geschäftsfreund von Herrn Morand. Dieser sah, daß wir Grunde gerichtet waren, er wußte, daß Herr Dirmer ein unabhängiges Vermögen besaß, und stellte ihn meine Vater vor, der ihn wiederum mir vorstellte. Ich bemerkte daß man zum Voraus eine Heirath beschlossen hatte, ich begriff, daß dies der Wunsch meiner Familie war, ich liebte nicht, hatte nie geliebt, und willigte ein. Seit drei Jahren bin ich die Frau von Dirmer und ich muß sagen, seit drei Jahren ist mein Gatte so gut, so vortrefflich gegen mich gewesen, daß ich trotz der von ihnen wahrgenommenen Verschiedenheit des Geschmacks und des Alters die Verbindung nicht einen Augenblick bereut habe.«

»Doch als Sie Herrn Dirmer heiratheten, stand er noch nicht an der Spitze dieser Fabrik?«

»Nein, wir wohnten in Blois. Nach dem 10. August kaufte Herr Dirmer dieses Haus und die dazu gehörigen Werkstätten; damit ich nicht mit den Arbeiten vermengt wäre, und um mir sogar den Anblick der Dinge zu ersparen, welche meine, wie Sie sagten, ein wenig aristokratischen Gewohnheiten hätten verletzen können, schenkte er mir diesen Pavillon, wo ich allein, zurückgezogen, nach meinem Geschmacke, nach meinen Wünsche und glücklich lebe, wenn ein Freund, wie Sie, Maurice, kommt, um meine Träumereien zu zerstreuen oder zu theilen.«

Nach diesen Worten reichte Geneviève Maurice ein Hand, die dieser inbrünstig küßte.

Geneviève erröthete leicht.

»Nun, mein Freund,« sagte sie, indem sie ihre Hand zurückzog, »nun wissen Sie, wie es kommt, daß ich die Frau von Herrn Dirmer bin.«

»Ja,« versetzte Maurice, Geneviève fest anschauend »doch Sie sagen mir nicht, wie Herr Morand der Associé von Herrn Dirmer geworden ist?«

»Oh! das ist ganz einfach. Herr Dirmer hatte, wie ich Ihnen sagte, einiges Vermögen, doch

nicht genug, um für sich allein eine Fabrik von der Wichtigkeit dieser zu übernehmen. Der Sohn von Herrn Morand, seinem Beschützer, wie ich Ihnen sagte, von diesem Freunde meines Vaters, wie Sie sich erinnern, schoß die Hälfte der Fonds zu, und da er Kenntnisse in der Chemie besaß, gab er sich der Ausbeutung mit jener Thätigkeit hin, welche Sie selbst bemerken konnten, und durch die der Handel von Herrn Dirmer, der von ihm mit dem ganzen materiellen Theile beauftragt wurde, eine ungeheure Ausdehnung gewonnen hat.«

»Und Herr Morand ist auch einer von Ihren guten Freunden, nicht wahr, Madame?«

»Herr Morand ist eine edle Natur, eines von den erhabensten Herzen, die sich unter dem Himmel finden,« antwortete Geneviève mit ernstem Tone.

»Wenn er Ihnen keine andere Proben davon gegeben hat,« sagte Maurice etwas gereizt durch die Wichtigkeit, welche die junge Frau dem Associé ihres Mannes beilegte, »als die, daß er die Kosten des Etablissement mit Herrn Dirmer theilte und eine neue Farbe für den Maroquin erfand, so erlauben Sie mir, Ihnen zu bemerken, daß das Lob, das Sie ihm spenden, sehr pomphaft ist.«

»Er hat mir noch andere Beweise gegeben, mein Herr,« erwiderte Geneviève.

»Doch er ist noch jung, nicht wahr?« fragte Maurice, obgleich es bei seiner grünen Brille schwierig ist, zu sagen, welches Alter er hat.«

»Er ist fünf und dreißig Jahre alt.«

»Sie kennen sich seit langer Zeit?«

»Seit unserer Kindheit.«

Maurice biß sich aus die Lippen. Er hatte Morand stets im Verdacht gehabt, er liebe Geneviève.

»Ah!« sagte Maurice, »das erklärt seine Vertraulichkeit mit Ihnen.«

»In den Schranken gehalten, wie Sie stets gesehen haben, mein Herr,« entgegnete Geneviève lächelnd, »es scheint diese Vertraulichkeit, welche kaum die eines Freundes ist, bedurfte keiner Erklärung.«

»Oh! verzeihen Sie, Madame, Sie wissen, daß ich lebhaftere Zuneigung ihre Eifersucht hat, und meine Freundschaft war eifersüchtig auf die, welche Sie für Herr Morand zu hegen schienen.«

Er schwieg. Geneviève schwieg ebenfalls. Es war an diesem Tage nicht mehr die Rede von Morand, und Maurice verließ diesmal Geneviève verliebter als je, denn er war eifersüchtig.

So blind auch der junge Mann war, welche Binde, ihm seine Leidenschaft um die Augen legte, welche Unruhe sie auch in sein Herz brachte, so fanden sich doch in der Erzählung von Geneviève viele Lücken, viele Stockungen, viele Verschweigungen, auf welche er im Augenblick nicht aufmerksam geworden war, die ihm aber später wieder den Kopf kamen, ihn seltsam peinigten, ohne daß er dabei die große Freiheit, welche ihm Dirmer ließ, mit Geneviève so oft und so lange, als es ihm gefiel, zu plaudern, und die Einsamkeit, in der sich Beide jeden Abend befanden, zu beruhigen vermochten. Mehr noch, Maurice, der der tägliche Gast des Hauses geworden war blieb nicht nur in völliger Sicherheit mit Geneviève welche übrigens gegen die Wünsche des jungen Mann durch ihre Engelreinheit geschützt zu sein schien, sondern begleitete sie auch bei den Gängen, die sie von Zeit zu Zeit im Quartiere zu machen genöthigt war.

Inmitten dieses vertraulichen Verhältnisses, das er im Hause gewonnen hatte, setzte ihn Eines in Erstaunen, dies war der Umstand, daß je mehr er, allerdings vielleicht, um die Gefühle besser

bewachen zu können, die er bei ihm für Geneviève voraussetzte, daß je mehr er, sagen wir, nähere Bekanntschaft mit Morand zu machen suchte dessen Geist ihn, trotz seiner Vorurtheile, verführte, dessen erhabene Manieren ihn ungemein anzogen, dieser seltsam Mann sich absichtlich immer mehr von Maurice zu entfernen bemüht war. Er beklagte sich bitter bei Geneviève, denn er zweifelte nicht, daß Morand in ihm einen Nebenbuhler errathen hatte und daß es von seiner Seite die Eifersucht war, was ihn von ihm entfernte.

»Der Bürger Morand haßt mich,« sagte er eines Tages zu Geneviève.

»Sie,« entgegnete Geneviève, indem sie ihn mit ihrem schönen, erstaunten Auge anschaute; »Sie, mein Herr, Morand haßt Sie?«

»Ja, ich bin dessen sicher.«

»Und warum soll« er Sie hassen?«

»Soll ich es Ihnen sagen?« rief Maurice.

»Gewiß,« versetzte Geneviève.

»Nun wohl ... weil ich . . .«

Maurice hielt inne. Er wollte sagen: »weil ich Sie liebe.«

»Ich kann Ihnen nicht mittheilen, warum,« sprach Maurice erröthend. Der wilde Republikaner war bei Geneviève schüchtern und verzagt wie ein Mädchen.

Geneviève lächelte.

»Sagen Sie,« versetzte sie, »sagen Sie, es finde keine Sympathie zwischen Ihnen statt, und ich werde Ihnen vielleicht glauben. Sie sind eine glühende Natur, ein glänzender Geist, ein Mann von ausgezeichnetem Charakter. Morand ist ein auf einen Chemiker gepropfter Kaufmann. Er ist schüchtern, er ist bescheiden. Und diese Schüchternheit, diese Bescheidenheit verhindern ihn, den einen Schritt Ihnen entgegen zu thun.«

»Und wer verlangt, daß er mir den ersten Schritt entgegen thun soll? Ich habe fünfzig ihm entgegen gethan. Er hat mir nie geantwortet. Nein,« fuhr Maurice den Kopf schüttelnd fort, »nein, es ist sicherlich nicht dieses.«

»N»n, was ist es denn?«

Maurice zog es vor, zu schweigen.

Am andern Tage, nachdem er diese Erklärung mit Geneviève gehabt hatte, kam er Nachmittags um zwei Uhr zu ihr; er fand sie in einer Ausgangstoilette.

»Ah! seien Sie willkommen,« sagte Geneviève, »Sie werden mir als Ritter dienen.«

»Und wohin gehen Sie?« fragte Maurice.

»Ich muß nach Auteuil. Das Wetter ist köstlich und ich wünschte ein wenig zu Fuß zu gehen; unser Wagen wird uns bis jenseits der Barrière führen, dann gehen wir zu Fuße nach Auteuil, und wenn ich beendigt habe, was mir in Auteuil zu besorgen obliegt, kehren wir zurück und nehmen wieder unsern Wagen, der bei der Barrière auf uns wartet.«

»Oh!« rief Maurice entzückt, »welch einen herrlichen Tag bieten Sie mir!«

Die zwei jungen Leute entfernten sich. Jenseits der Barrière stiegen sie aus, sprangen leicht auf den Rand des Weges und setzten ihre Promenade zu Fuß fort.

Als sie nach Auteuil kamen, blieb Geneviève stehen.

»Erwarten Sie mich am Saume des Parkes,« sagt sie, »wenn ich meine Angelegenheiten beendigt habe, hole ich Sie wieder ab.«

»Zu wem gehen Sie?«

»Zu einer Freundin.«

»Zu der ich Sie nicht begleiten kann?«

Geneviève schüttelte lächelnd den Kopf und erwiderte:

»Unmöglich,«

Maurice biß sich aus die Lippen.

»Es ist gut,« sagte er, »ich werde warten.«

»Was denn?« fragte Geneviève.

»Nichts,« antwortete Maurice. »Werden Sie lange ausbleiben?«

»Wenn ich Sie zu belästigen geglaubt hätte, wenn ich gewußt hätte, daß Ihr Tag in Anspruch genommen ist,« versetzte Geneviève, »so hätte ich Sie nicht um den kleinen Dienst, mit mir zu kommen, gebeten; ich hätte mich von . . . .«

»Von Herrn Morand begleiten lassen,« unterbrach sie Maurice lebhaft.

»Nein, Sie wissen, daß Herr Morand in der Fabrik von Rambouillet ist und erst diesen Abend zurückkommen soll.«

»Ah! diesem Umstande habe ich den Vorzug zu verdanken?«

»Maurice,« sprach Geneviève mit sanftem Tone, ich kann die Person, mit der ich mich zusammen beschieden, nicht warten lassen: wenn es Ihnen lästig wird, mich zu führen, so kehren Sie nach Paris zurück, nur schicken Sie mir meinen Wagen.«

»Nein, nein, Madame,« versetzte Maurice lebhaft.

Und er grüßte Geneviève; diese stieß einen schwachen Seufzer aus und ging nach Auteuil hinein,

Maurice begab sich zu der verabredeten Stelle, spazierte auf und ab und schlug mit seinem Stocke, wie Tarquinius, alle Köpfe von Gräsern, Blumen oder Disteln ab, die er auf seinem Wege fand. Dieser Weg war indessen auf einen kleinen Raum beschränkt; wie alle sehr unruhige Menschen, drehte sich Maurice immer nach wenigen Schritten wieder um.

Was Maurice so sehr beunruhigte war, daß er durchaus hätte wissen mögen, ob ihn Geneviève liebte oder nicht liebte: ihr ganzes Benehmen gegen den jungen war das einer Schwester und einer Freundin; doch er fühlte, daß dies nicht mehr genügte. Er liebte mit seiner vollen Liebe. Sie war der einzige Gedanke seiner Tage, der unablässig erneuerte Traum seiner Nächte geworden. Früher verlangte er nichts Anderes, als Geneviève wiederzusehen, jetzt war dies nicht mehr genug: Geneviève mußte ihn lieben.

Geneviève blieb eine Stunde abwesend, die ihm ein Jahrhundert dünkte; dann sah er sie mit einem Lächeln auf den Lippen erscheinen. Maurice trat im Gegentheil mit gefalteter Stirne auf sie zu. Unser armes Herz ist so beschaffen, daß es den Schmerz gerade aus dem Schoß des Glückes zu schöpfen trachtet.

Geneviève nahm lächelnd den Arm von Maurice.

»Hier bin ich,« sagte sie; »verzeihen Sie, mein Freund daß ich Sie habe warten lassen.«

Maurice antwortete durch eine Bewegung des Kopfes und Beide wählten den Weg durch eine weiche, reizende schattige, buschige Allee, welche sie auf einem Umweg nach der Landstraße zurückführen sollte.

Es war einer von den köstlichen Frühlingsabende wo jede Pflanze dem Himmel ihre

Ausströmung zusendet, wo jeder Vogel, unbeweglich auf dem Zweige oder durch das Gesträuch hüpfend, Gott seine Liebeshymne zuwirft, einer von jenen Abenden endlich, welche in der Erinnerung zu leben bestimmt scheinen.

Maurice war stumm; Geneviève war nachdenkend, sie entblätterte mit einer Hand die Blumen eines Straußes, den sie mit ihrer andern Hand hielt, welche aus den Arm von Maurice gestützt war.

»Was haben Sie?« fragte plötzlich Maurice, »und was macht Sie heute so traurig?«

Geneviève hatte ihm antworten können: Mein Glück!

Sie schaute ihn mit ihrem sanften, poetischen Blick an und, sprach:

»Aber Sie selbst, sind Sie nicht trauriger als gewöhnlich?«

»Ich,« versetzte Maurice, »ich habe ein Recht, traurig zu sein, ich bin unglücklich; doch Sie . . .«

»Sie, unglücklich?«

»Allerdings; bemerken Sie nicht zuweilen am Zittern, meiner Stimme, daß ich leide? Begegnet es mir nicht, wenn ich mit Ihnen oder Ihrem Gatten spreche, daß ich plötzlich aufstehe und genöthigt bin, vom Himmel Luft zu verlangen, weil es mir vorkommt, als zerspränge mein Brust?«

»Welchem Umstande schreiben Sie dieses Leiden zu? fragte Geneviève verlegen

»Wenn ich ein geziertes Mädchen wäre,« sagte Maurice mit einem schmerzlichen Gelächter, »so würde ich Ihnen antworten, ich leide an den Nerven.«

»Und in diesem Augenblick leiden Sie?«

»Sehr.«

»Dann lassen Sie uns nach Hause zurückkehren.«

»Schon, Madame?«

.Allerdings.«

»Ah! es ist wahr,« murmelte der junge Mann, »ich vergaß, daß Herr Morand mit Einbruch der Nacht von Rambouillet zurückkommen soll, und daß die Nacht eben anbricht.«

Geneviève schaute ihn mit einem Ausdruck des Vorwurfes an.

»Ei! abermals,« sagte sie.

»Warum haben Sie neulich Herrn Morand ein so pomphaftes Lob gespendet?« versetzte Maurice. »Es ist Ihr Fehler.«

»Seit wann darf man in Gegenwart von Leuten, die man achtet, nicht sagen, was man von einem achtbaren Manne denkt?«

»Es ist eine sehr lebhaft Achtung, welche die Schritte so sehr beschleunigen macht, wie Sie es in diesem Augenblicke thun, aus Furcht, einige Minuten zu spät zu kommen.«

»Sie sind heute unendlich ungerecht, Maurice; habe ich nicht einen Theil des Tages mit Ihnen zugebracht?«

»Sie haben Recht, und ich bin in der That zu anspruchsvoll,« versetzte Maurice, der sich dem Ungestüm seines Charakters hingab. »Wir wollen Herrn Morand wiedersehen, vorwärts.«

Geneviève fühlte den Aerger von ihrem Geiste in ihr Herz übergehen.

»Ja,« sagte sie, »wir wollen Herrn Morand wiedersehen. Dieser ist wenigstens ein Freund, der mir nie eine



Pein bereitet.

»Solche Leute sind kostbare Freunde,« sagte Maurice, vor Eifersucht erstickend, »und ich weiß, daß ich meines Theils ähnliche kennen zu lernen wünschte«

Sie waren in diesem Augenblick aus der Landstraße. Der Horizont röthete sich; die Sonne fing an zu verschwinden und ließ ihre letzten Strahlen auf den, vergoldeten Simswork des Doms der Invaliden funkeln. Ein Stern, der erste, derjenige, welcher schon an einem anderen, Abend die Blicke von Geneviève auf sich gezogen hat, glänzte im flüssigen Azur des Himmels.

Geneviève verließ den Arm von Maurice mit dulddender Traurigkeit und sprach:

»Was haben Sie mich denn leiden zu machen?«

»Ah!« versetzte Maurice, »das geschieht, weil ich minder geschickt bin, als gewisse Menschen, die ich kenne, ich nicht weiß, wie man sich Liebe erringt.«

»Maurice! . . .« rief Geneviève.

»Oh! Madame, wenn er beständig gut, beständig gleich ist, so ist dies nur der Fall, weil er nicht leidet.

Geneviève stützte abermals ihre weiße Hand auf den mächtigen Arm von Maurice.

»Ich bitte Sie,« sagte sie mit bebender Stimme, »sprechen Sie nicht mehr, sprechen Sie nicht mehr.«

»Und warum?«

»Weil mir Ihre Stimme weh thut.«

»Also mißfällt Ihnen Alles an mir, sogar meine Stimme?«

»Schweigen Sie, ich beschwöre Sie.«

»Ich werde gehorchen, Madame.«

Und der ungestüme junge Mann fuhr mit der Hand über seine von Schweiß befeuchtete Stirne.

Geneviève sah, daß er wirklich litt. Die Natur von der Art von Maurice haben unbekannte Schmerzen.

»Sie sind mein Freund, Maurice,« sagte Geneviève, indem sie ihn mit einem himmlischen Ausdruck anschaute ein kostbarer Freund für mich: Maurice, machen Sie, daß ich meinen Freund nicht verliere.«

»Oh! Sie würden seinen Verlust nicht lange bedauern.«

«Sie täuschen sich, ich würde ihn lange bedauern, immer!«

»Geneviève! Geneviève!« rief Maurice, »haben Sie Mitleid mit mir!«

Geneviève schauerte.

Es war das erste Mal, daß Maurice ihren Namen mit so tiefen Ausdruck sprach,

»Nun wohl,« fuhr Maurice fort, »da Sie mich errathen haben, so lassen Sie mich Alles sagen, Geneviève; und sollten Sie mich auch mit einem Blicke tödten. . . ich schweige zu lange; ich werde sprechen, Geneviève.«

»Mein Herr,« rief die junge Frau, »ich habe Sie im Namen unserer Freundschaft angefleht, zu schweigen; mein Herr, ich flehe Sie abermals an, daß Sie meinerwegen schweigen, wenn Sie es nicht Ihrerwegen thun wollen, kein Wort mehr, im Namen des Himmels, kein Wort mehr!«

»Die Freundschaft, die Freundschaft. Ah! wenn Sie eine Freundschaft der ähnlich, welche Sie für mich hegen, auch für Herrn Morand haben, so leiste ich Verzicht auf Ihre Freundschaft, Geneviève: ich brauche mehr als Andere.«

»Genug,« versetzte Madame Dirmer mit einer königlichen Geberde, »genug, Herr, Lindey; hier ist unser Wagen, wollen Sie mich zu meinem Gatten zurückführen.«

Maurice zitterte vor Fieber und Aufregung; als Geneviève, um zum Wagen zurückzukehren, der nur ein paar Schritte entfernt stand, ihre Hand auf den Arm von Maurice legte, kam es dem jungen Mann vor, als wäre diese Hand von Flammen. Beide stiegen in den Wagen, fuhr durch ganz Paris, ohne daß Eines oder das Andere ein Wort gesprochen hätte. Nur hielt Geneviève auf der ganzen Fahrt ihr Sacktuch vor die Augen.

Als sie nach der Fabrik zurückkamen, war Dirmer in seinem Arbeitscabinet beschäftigt; Morand kehrte von Rambouillet nach Hause und wechselte eben die Kleider. Geneviève reichte Maurice in ihr Zimmer tretend die Hand und sagte zu ihm:

»Leben Sie wohl, Maurice, Sie haben es gewollt!

Maurice antwortete nicht, er ging gerade auf Kamin zu, wo ein Miniaturbild Geneviève vorstellt hing; er küßte es glühend, drückte es an sein Herz, brachte es wieder an seinen Platz und verließ das Zimmer.

Maurice kehrte in seine Wohnung zurück, ohne wissen wie; er durchschritt Paris, ohne etwas zu sehen ohne etwas zu hören; die Dinge waren vor ihm vorgefallen wie in einem Traum, und er konnte sich weder von seinen Handlungen, noch von seinen Worten, noch von dem Gefühl, das ihm dieselben eingeflüßt, Rechenschaft ablegen. Es gibt Augenblicke, wo die heiterste, die kräftigste Seele sich zu Heftigkeiten hinreißen läßt, welche die untergeordneten Gewalten der Einbildungskraft fehlen.

Maurice ging nicht nach Hause, er lief: er entkleidete sich ohne die Hilfe seines Kammerdieners; er antwortete seiner Köchin nicht, die ihm ein bereitstehendes Abendbrot zeigte, nahm, die Briefe des Tages vom Tische, las sie alle, einen nach dem andern, oh ein einziges Wort zu verstehen. Der Nebel der Eifersucht, der Rausch der Vernunft waren noch nicht verschwunden.

Um zehn Uhr legte sich Maurice maschinenmäßig nieder, wie er alle Dinge gethan hatte, seitdem er Geneviève verlassen.

Wenn man Maurice bei kaltem Blute wie von einer Andern sein seltsames Benehmen erzählt hatte, so würde er es nicht begriffen haben; er würde denjenigen für einen Narren gehalten haben, der diese verzweifelte Handlung begangen hätte, wozu ihn weder eine zu große Zurückhaltung, noch eine zu große Hingebung von Geneviève berechtigten; er fühlte nur einen furchtbaren Schlag, der seinen Hoffnungen versetzt worden war, seinen Hoffnungen, über die er sich nie Rechenschaft gegeben und aus denen, so schwankend sie auch waren, alle seine Glücksträume ruhten, welche, ungreifbarem Dunste ähnlich, gestaltlos am Horizont schwammen.

Es geschah Maurice auch, was beinahe immer in solchen Fällen geschieht; betäubt von dem Schläge, den er erhalten, entschlummerte er, sobald er sich im Bette fühlte, oder er blieb vielmehr bis am andern Morgen des Gefühls beraubt.

Ein Geräusch erweckte ihn indessen: es war das, welches sein Willfähriger die die Thüre öffnend machte; er kam, seiner Gewohnheit gemäß, um die Fenster des Schlafzimmers von Maurice, welche nach einem großen Garten lagen zu öffnen und um Blumen zu bringen.

Man cultivirte die Blumen ungemein im Jahr 93 und Maurice betete sie an; aber er warf nicht einmal einen Blick auf die seinigen. Halb erhoben stützte er seinen Kopf auf seine Hand und suchte sich dessen, was am Tage vorher vorgefallen war, zu erinnern.

Maurice fragte sich selbst, ohne sich Antwort geben zu können, was die Ursachen seiner Verdrießlichkeit gewesen seien; die einzige war seine Eifersucht gegen Monard; aber der Augenblick, sich mit der Eifersucht-gegen einen, Mann zu unterhalten, war schlecht gewählt, wenn ich dieser Mann in Rambouillet befand und wenn man unter vier Augen mit der Frau, die man liebt, dieses Alleinsein mit der Süßigkeit genießt, mit der es die Natur umgibt, welche an einem der schönen Frühlingstage erwacht.

Es war nicht das Mißtrauen in Beziehung auf das, was in dem Hause in Auteuil, wohin er Geneviève geführt und wo sie mehr als eine Stunde geblieben war, vorgefallen sein könnte; nein, die beständige Marter seines Lebens bildete der Gedanke, Morand wäre verliebt in Geneviève und — sonderbare Phantasie des Gehirns, seltsame Combination der Laune — nie hatte eine Geberde, nie hatte ein Blick, nie hatte ein Wort des Afficè, von Dirmer einer solchen Voraussetzung einen Anschein von Wirklichkeit gegeben!

Die Stimme des Kammerdieners entzog ihn seiner Träumerei.

»Bürger,« sagte dieser zu ihm, indem er aus die dem Tische liegenden offenen Briefe deutete, »haben Sie diejenigen ausgewählt, welche Sie behalten wollen, oder kann ich Alles verbrennen?«

»Was verbrennen?« versetzte Maurice.

»Die Briefe, die der Bürger gestern vor Schlafengehen gelesen hat.«

Maurice erinnerte sich nicht, einen einzigen gelesen zu haben.

»Verbrenne Alles,« sagte er.

»Hier sind die von heute, Bürger,« sprach der Willfähige.

Er reichte Maurice ein Paquet Briefe und warf die andern in das Feuer.

Maurice nahm das Paquet, das man ihm reichte fühlte Siegellack unter seinen Fingern und glaubte unbestimmt einen befreundeten Wohlgeruch zu erkennen.

Er suchte unter den Briefen und sah ein Siegel und eine Handschrift, die ihn beben machten

Dieser Mann, so stark jeder Gefahr gegenüber, erleichte schon bei dem Geruche eines Briefes.

Der Willfähige näherte sich ihm, um ihn zu fragen was er hätte; doch Maurice hieß ihn mit einem Zeichen seiner Hand hinausgehen.

Maurice drehte den Brief um und um; er hatte eine Ahnung, daß er ein Unglück für ihn enthielt, und zittert wie man vor dem Unbekannten zittert.

Er raffte indessen seinen ganzen Muth zusammen, öffnete den Brief und las wie folgt:

»Bürger Maurice,

*»Wir müssen Bande brechen, welche die Gesetze der Freundschaft zu überschreiten trachten. Sie sind ein Mann m Ehre Bürger, und nun, nachdem eine Nacht auf das, was gestern Abend zwischen uns vorgefallen, hingegangen, müssen Sie begreifen, daß Ihre Gegenwart in meinem Hause eine Unmöglichkeit geworden ist. Ich zähle darauf, daß Sie eine Entschuldigung nach Ihrem Belieben bei meinem Gatten finden werden. Dadurch, daß ich noch heute einen Brief von Ihnen für Herrn Dirmer ankommen sehe, werde ich mich überzeugen, daß ich den Verlust eines leider verirrtten Freundes zu beklagen habe, welchen wiederzusehen mich jedoch der gesellschaftliche Wohlanstand durchaus verhindert.*

*Leben Sie wohl für immer.*

N. S.

»Der Ueberbringer erwartet die Antwort.«

Maurice rief; der Kammerdiener erschien.

»Wer hat diesen Brief gebracht?«

»Ein Bürger Commissionär.«

»Und er ist noch da?«

»Ja,«

Maurice seufzte nicht, zögerte nicht. Er sprang aus dem Bette, zog eine Hose an, setzte sich vor sein Pult, nahm das erste, das beste Papier (zufällig war es ein Papier mit einem aus den Namen der Section gedruckten Briefkopf), und schrieb:

»Bürger Dirmer,

»Ich liebte Sie, ich liebe Sie noch, doch ich kann Sie nicht mehr sehen.«

Maurice suchte die Ursache, aus der er den Bürger Dirmer nicht mehr sehen konnte, und eine einzige bot seinem Geist; es war diejenige, welche sich zu jener, dem Geiste von Jedermann geboten hätte. Er fuhr fort:

»Es sind gewisse Gerüchte über Ihre Lauheit für öffentliche Sache im Umlauf. Ich will Sie nicht anklagen und habe von Ihm nicht den Austrag Sie zu vertheidigen. Empfangen Sie mein Bedauern und seien Sie überzeugt, daß Ihre Geheimnisse in meinem Herzen begraben bleiben werden.«

Maurice überlas nicht einmal mehr diesen Brief, den er, wie gesagt, unter dem Eindruck der ersten Idee, die sich ihm geboten, geschrieben hatte. Die Wirkung, welche er hervorbringen mußte, unterlag keinem Zweifel, Dirmer, ein vortrefflicher Patriot, wenigstens wie Maurice aus seinen Reden hatte entnehmen können, Dirmer würde sich bei Empfang desselben ärgern; seine Frau und der Bürger Morand würden ihn ohne Zweifel auffordern, beharrlich zu sein, er würde nicht einmal antworten und das Vergessen müßte sich wie ein schwarzer Schleier über die lachenden Vergangenheit ausbreiten, um sie in eine düstere Zukunft zu verwandeln. Maurice unterzeichnete, versiegelte den Brief, gab ihn seinem Willfährigen und der Commissionär ging ab.

Da entschlüpfte ein schwacher Seufzer dem Herzen des Republikaners, er nahm seine Handschuhe, seinen Hut, und begab sich auf die Section.

Der arme Brutus hoffte seinen Stoicismus bei den öffentlichen Angelegenheiten wiederzufinden.

Die öffentlichen Angelegenheiten waren furchbar. Der 31. Mai bereitete sich vor. Der Schrecken, der sich einem Strome ähnlich, vor der Montagne herabstürzt, suchte den Damm fortzureißen, den ihm die Girondisten entgegensetzen wollten, die Girondisten, diese kühnen gemäßigten, die es gewagt hatten, Rache für die Septembermetzeleien zu fordern und einen Augenblick zu kämpfen, um dem König das Leben zu retten.

Während Maurice mit so viel Eifer arbeitete, daß ihm das Fieber, welches er vertreiben wollte, seinen Kopf verzehrte, statt seines Herzens, kehrte der Bote in die Rue Vieille Saint-Jacques zurück und füllte das Haus mit Erstaunen und Schrecken.

Der Brief, nachdem er unter den Augen von Geneviève, vorübergegangen war, wurde Dirmer überbracht.

Dirmer öffnete und las ihn, ohne ihn Anfangs zu begreifen; dann theilte er denselben dem Bürger Morand mit, der seine elfenbeinweiße Stirne auf seine Hand fallen ließ.

In der Lage, in der sich Dirmer, Morand und seine Gefährten befanden, — eine Maurice völlig unbekannte Lage, welche jedoch unsere Leser durchdrungen haben, — war dieser Brief in der That ein Donnerschlag!

»Ist er ein ehrlicher Mann? fragte Dirmer voll Angst.

»Ja,« antwortete Morand ohne Zögern.

»Gleichviel!« versetzte derjenige, welcher für die äußersten Mittel gewesen war, »wir hatten, wie Sie sehen, Unrecht, daß wir ihn nicht tödteten.«

»Mein Freund,« sprach Morand, »wir kämpfen gegen die Gewalt; wir brandmarken sie mit dem Namen Verbrechen. Wir haben wohl daran gethan, was daraus erfolgen mag, daß wir keinen Menschen getödtet; denn, ich wiederhole es, ich halte Maurice für ein edles, redliches Herz.«

»Ja; doch wenn dieses edle, redliche Herz, das eines überspannten Republikaners ist, so wird er es, wenn er erlauscht hat, vielleicht selbst für ein Verbrechen halten, nicht seine eigene Ehre, wie Sie sagen, aus dem Altar des Vaterlandes zu opfern.«

»Aber glauben Sie, daß er etwas weiß?« versetzte Morand.«

»Ei! hören,Sie nicht? er spricht von Geheimnissen, die in seinem Herzen begraben bleiben sollen.«

»Diese Geheimnisse sind offenbar diejenigen, welche ihm von mir in Beziehung auf unsere Schmutzgelei anvertraut wurden; er kennt keine andere. Doch,« fuhr Morand fort, »hat er keinen Verdacht wegen der Zusammenkunft in Auteuil geschöpft? Sie wissen, daß er Ihre Frau begleitete.«

»Ich selbst hieß Geneviève Maurice als Schutzwache mitnehmen.«

»Hören Sie,« versetzte Morand, »wir werden bald sehen, ob Ihr Argwohn gegründet ist. Die Reihe der Wache im Temple kommt an unser Bataillon am 2. Juni das ist in acht Tagen; Sie sind Kapitän, Dirmer, und ich bin Lieutenant: wenn unser Bataillon, oder sogar unsere Compagnie Gegenbefehl erhält, wie ihn eines Tages das Bataillon der Butte-des-Moulins erhalten hat, welch Santerre durch das der Gravilliers ersetzen ließ, so ist Alles entdeckt und wir haben nur noch Paris zu fliehen, oder kämpfend zu sterben. Doch wenn Alles den gewöhnlichen Lauf der Dinge verfolgt. . .«

»So sind wir aus gleiche Weise verloren,« entgegnete Dirmer.

»Warum dies?«

»Bei Gott! lies denn nicht Alles auf die Mitwirkung dieses Municipal hinaus? War er es nicht, der uns, ohne es zu wissen, den Weg bis zur Königin öffnen sollte?

»Das ist wahr,« sprach Morand niedergeschlagen.

»Sie sehen also,« versetzte Dirmer, die Stirne faltend, »wir müssen um jeden Preis mit diesem jung, Mann wieder anknüpfen.«

»Doch wenn er sich weigert, wenn er sich zu gefährden befürchtet?«

»Hören Sie, ich will Geneviève befragen, sie hat er zuletzt verlassen und sie weiß vielleicht

etwas.«

»Dirmer, ich sehe sehr ungern, daß Sie mit all diesen Complotten Geneviève vermischen; nicht als ob ich eine Indiskretion von ihrer Seite befürchtete, oh! großer Gott, nein, doch das Spiel, das wir spielen, ist furchtbar,

und ich schäme mich und fühle zugleich Mitleid, daß wir bei unserem Einsatze den Kopf einer Frau gefährden.«

»Der Kopf einer Frau hat ganz dasselbe Gewicht, wie der eines Mannes, da wo die List, die Unschuld oder die Schönheit eben soviel und zuweilen sogar mehr vermögen, als die Kraft, die Macht und der Muth; Geneviève theilt meine Ueberzeugungen und unsere Sympathien, Geneviève wird unser Schicksal theilen.«

»Thun Sie es, lieber Freund,« erwiderte Morand, ich habe gesagt, was ich sagen mußte. Thun Sie es, Geneviève ist in jeder Beziehung würdig der Sendung, die Sie ihr übertragen oder die sie sich vielmehr selbst übertragen hat. Mit den Heiligen macht man die Märtyrer.«

Und er reichte seine weiße, frauenartige Hand Dirmer, der sie zwischen seinen kräftigen Händen drückte.

Dirmer empfahl Morand und seinen Gefährten mehr Wachsamkeit als je und ging zu Geneviève.

Sie saß vor einem Tische, das Auge aus eine Stickerei geheftet und die Stirne gesenkt.

Sie wandte sich bei dem Geräusch der Thüre um und erkannte Dirmer.

»Ah! Sie sind es, mein Freund,« sagte sie.

»Ja,« antwortete Dirmer mit einem heiteren, lächelnden Gesichte: »ich empfangen von unserem Freunde Maurice einen Brief, den ich nicht verstehe. Nehmen Sie, lesen Sie, und sagen Sie mir, was Sie davon denken.«

Geneviève nahm den Brief mit einer Hand, deren Zittern sie, trotz ihrer Selbstbeherrschung, nicht verbergen konnte, und las.

Dirmer folgte ihr mit dem Blicke; ihre Augen durchliefen jede Zeile.

»Nun?« fragte er, als sie geendigt hatte.

»Nun! ich denke, daß Herr Maurice Lindsey ein ehrlicher Mann ist, und daß man nichts von seiner Seite zu befürchten hat,« antwortete Geneviève.

»Sie glauben, er wisse nicht, wer die Personen sind die Sie in Auteuil besucht haben?«

»Ich bin es fest überzeugt«

»Warum dann der ungestüme Entschluß? Kam er Ihnen gestern kälter oder bewegter vor, als gewöhnlich?

»Nein,« sprach Geneviève, »ich glaube, daß er derselbe war.«

»Bedenken Sie wohl, was Sie sprechen, Geneviève, denn ihre Antwort wird, wie Sie begreifen müssen, einen gewichtigen Einfluß auf unsere Pläne haben.«

»Warten Sie doch,« sagte Geneviève mit einer Aufregung, welche, so sehr sie sich auch anstrebte, ihre Kälte zu bewahren, sichtbar wurde; »warten Sie doch . . .«

»Gut!« versetzte Dirmer mit einem leichten Zusammenziehen seiner Gesichtsmuskeln; »gut, sammeln Sie alle Ihre Erinnerungen.«

»Ja,« sprach die junge Frau, »ja, ich erinnere mich er war gestern verdrießlich; Herr Maurice,« fuhr sie mit einem leichten Zögern fort, »Herr Maurice ist ein wenig Tyrann bei seinen

Freundschaften und wir haben zuweilen ganze Wochen geschmollt.«

»Es wäre also ein einfaches Schmollen?« fragte Dirmer.

»Das ist wahrscheinlich.«

»Geneviève, Sie begreifen wohl, daß wir in unserer Lage keine Wahrscheinlichkeit brauchen, sondern eine Gewißheit.«

»Nun Wohl, mein Freund, ich bin dessen gewiß.«

»Dieser Brief wäre also nur ein Vorwand, um nicht mehr in das Haus zu kommen?«

»Mein Freund, wie soll ich Ihnen solche Dinge sagen?«

»Sprechen Sie, Geneviève, sprechen Sie, denn jede andere Frau als Sie würde ich nicht darüber fragen«

»Es ist ein Vorwand,« sprach Geneviève, die Augen niederschlagend.

»Ah!« machte Dirmer.

Dann nach einem Augenblick des Stillschweigens zog er seine Hand, mit der er die Schläge seines Herzens zurückgedrängt hatte, aus seiner Westentasche, legte sie auf die Lehne des Stuhles seiner Frau und sprach:

»Thun Sie mir einen Gefallen, liebe Freundin.«

»Und welchen?« fragte Geneviève, indem sie sich erstaunt umwandte.

»Kommen Sie einer Gefahr bis zum Schatten zuvor; Maurice ist vielleicht in unsere Geheimnisse tiefer eingedrungen, als wir argwöhnen. Was Sie für einen Vorwand halten, ist vielleicht eine Wirklichkeit. Schreiben Sie ihm ein Wort.«

»Ich?« versetzte Geneviève bebend.

»Ja, Sie; sagen Sie ihm, Sie haben den Brief geöffnet, und Sie wünschen eine Erklärung darüber zu haben; er wird kommen, Sie befragen ihn und werden nun leicht errathen, um was es sich handelt.«

»Oh! nein, nein,« rief Geneviève, »ich kann nicht tun, was Sie fordern, ich werde es nicht thun.«

»Liebe Geneviève, wie können Sie, wenn so mächtige Interessen wie die, welche auf uns beruhen, im Spiele sind, vor elenden Rücksichten der Eitelkeit zurückweichen?«

«Ich habe Ihnen meine Meinung über Maurice gesagt, mein Herr,« antwortete Geneviève; »er ist redlich, er ist ritterlich, doch er ist auch launenhaft, und ich will mich keiner andern Knechtschaft unterziehen, als der von einem Gatten.«

Diese Antwort wurde mit so viel Ruhe und so viel Festigkeit gegeben, daß Dirmer begriff, es wäre wenigstens für diesen Augenblick fruchtlos, wenn er aus seinem Verlangen bestehen würde; er fügte kein Wort mehr bei, schaute Geneviève an, ohne daß es den Anschein hatte, als betrachtete er sie, fuhr mit seiner Hand über seine Schweiß befeuchtete Stirne und ging hinaus.

Morand erwartete ihn voll Unruhe. Dirmer erzählte ihm Wort für Wort, was vorgefallen war.

»Gut,« sprach Morand, »bleiben wir hierbei und denken wir nicht mehr daran. Ehe ich Ihrer Frau einen Schatten von Kummer verursachen, ehe ich die Eitelkeit von Geneviève verletzen würde, leistete ich darauf Verzicht.. .

Dirmer legte ihm die Hand auf die Schulter, schaute ihn fest an und erwiderte:

»Sie sind ein Narr, mein Herr, oder Sie denken nicht ein Wort von dem, was Sie sagen.«

»Wie, Dirmer, Sie glauben?«

»Ich glaube, Chevalier, daß es Ihnen eben so wenig als mir freigestellt ist, Ihre Gefühle dem Impulse Ihres Herzens zu überlassen. Weder Sie, noch ich, noch Geneviève gehören uns, Morand. Wir sind Dinge, berufen, ein Princip zu vertheidigen, und die Principien stützen sich auf die Dinge, welche sie zermalmen.«

Morand bebte und schwieg — ein träumerisches schmerzliches Stillschweigen.

So machten sie einige Gänge durch den Garten ohne ein einziges Wort auszutauschen.

Dann verließ Dirmer Morand.

»Ich habe einige Befehle zu geben,« sagte er mit vollkommen ruhigem Tone, »Ich verlasse Sie, Her Morand.«

Morand reichte Dirmer die Hand, schaute ihm nach als er sich entfernte, und sprach:

»Armer Dirmer, ich befürchte sehr, daß bei Allem, er es ist, der am meisten wagt.«

Dirmer kehrte wirklich in seine Werkstätte zurück ertheilte einige Befehle, las die Zeitungen, ordnete eine Austeilung von Brot und Lohkuchen an die Armen der Section an, begab sich sodann in seine Wohnung und er tauschte seine Arbeitstracht gegen seine Ausgangskleider.

Eine Stunde nachher wurde Maurice, als er ganz und gar in seine Lesungen und Anreden vertieft war, durch die Stimme seines Willfähigen unterbrochen, der sich an sein Ohr neigte und ganz leise zu ihm sagte:

»Bürger Lindey, einer der Ihnen, wenigstens wie er behauptet, sehr wichtige Dinge mitzutheilen hat, erwartet Sie in Ihrem Hause.«

Maurice kehrte nach Hause zurück und war sehr erstaunt, als er in seiner Wohnung Dirmer in den Zeitungen blätternd fand. Auf dem ganzen Rückwege hatte er den Bedienten befragt, dieser aber war, da er den Meister Rothgerber nicht kannte, nicht im Stande gewesen, ihm eine Auskunft zu geben.

Da er Dirmer erblickte, blieb Maurice aus der Thürschwelle stehen und erröthete unwillkürlich.

Dirmer stand aus und reichte ihm lächelnd die Hand.

»Welche Fliege sticht Sie und was haben Sie mir geschrieben?« fragte er den jungen Mann. »In der That, das heißt mich fühlbar schlagen, mein lieber Maurice. >Ich, ein lauer und falscher Patriot, schreiben Sie! Gehen Sie doch, Sie können mir solche Dinge nicht in das Gesicht wiederholen; gestehen Sie vielmehr, daß sie einen schlimmen Streit mit mir suchen.«

»Ich werde Alles gestehen, was Sie wollen, mein lieber Dirmer, denn Ihr Benehmen gegen mich ist stets das eines artigen, zuvorkommenden Mannes gewesen, aber ich habe nichtsdestoweniger einen Entschluß gefaßt, und dieser Entschluß ist unwiderruflich.«

»Wie so?« fragte Dirmer; »Sie gestehen selbst zu, daß Sie uns nichts vorzuwerfen haben, und Sie verlassen uns dennoch?«

»Lieber Dirmer, glauben Sie mir, daß ich, um zu handeln, wie ich handle, um mich eines Freundes zu berauben, wie Sie sind, sehr triftige Gründe haben muß.«

»Ja,« versetzte Dirmer, indem er zu lächeln suchte, »ja, aber in jedem Fall sind diese Gründe nicht diejenigen, welche Sie mir geschrieben haben. Die, welche Sie mir schrieben, sind nur ein Vorwand.«

Maurice dachte einen Augenblick nach und erwiderte sodann:

«Hören Sie, Dinner, wir leben in einer Zeit? wo der Zweifel, in einem Briefe ausgesprochen,



Sie beunruhigen muß, das begreife ich wohl; es wäre also nicht die Sache eines Mannes von Ehre, Sie unter dem Gewicht einer solchen Unruhe zu lassen. Ja, Dirmer, die Gründe die ich Ihnen angegeben habe, waren nur ein Vorwand. Dieses Geständniß, das die Stirne des Handelsmannes hätte aufhellen sollen, schien sie im Gegentheil zu verdüstern.

»Nun aber den wahren Beweggrund?« versetzte Dirmer. »Ich kann Ihnen denselben nicht sagen,« erwiderte Maurice, »und dennoch, wenn Sie ihn kennen würde würden Sie ihn auch billigen, dessen bin ich sicher.«

Dirmer drang in ihn.

»Sie wollen also durchaus?« sagte Maurice.

»Ja,« antwortete Dirmer.

»Nun wohl,« sprach Maurice, der eine gewisse Erleichterung darin fühlte, daß er sich der Wahrheit nähern sollte; »hören Sie, wie sich die Sache verhält: Sie haben eine junge und hübsche Frau, und die, obgleich wohlbekannt, Keuschheit dieser jungen und hübschen Frau konnte, es nicht verhindern, daß meine Besuche bei Ihnen schlecht gedeutet wurden.«

Dirmer erleichte leicht.

»Wirklich!« sagte er; »dann mein lieber Maurice, muß Ihnen der Gatte für das Schlimme danken, das Sie dem Freunde zufügen.«

»Sie begreifen,« sprach Maurice, »ich bin nicht eitel zu wännen, meine Gegenwart könnte gefährlich für Ihre Ruhe oder für die Ihrer Frau sein, aber sie kann eine Quelle von Verleumdungen werden, und Sie wissen je alberner die Verleumdungen sind, desto leichter sind, sie Glauben.«

»Kind!« versetzte Dirmer die Achseln zuckend.

»Kind, so lange Sie wollen,« entgegnete Maurice, »doch in der Ferne werden wir darum nicht minder Freunde sein, denn wir werden uns Nichts vorzuwerfen haben, während in der Nähe im Gegentheil. . .«

»Nun in der Nähe?«

»Die Dinge am Ende eine schlimme Wendung hätten nehmen können.«

»Denken Sie, Maurice, ich hätte glauben können . . .«

»Ei! mein Gott . . .« versetzte der junge Mann.

»Aber warum haben Sie mir das nicht eher geschrieben, als gesagt, Maurice?«

»Sehen Sie, gerade um das, was in diesem Augenblick unter uns vorfällt, zu vermeiden.«

»Sind Sie ärgerlich, Maurice, da ich Sie hinreichend kenne, um hierher gekommen zu sein und Sie um eine Erklärung gebeten zu haben?«

Oh! ganz im Gegentheil,« rief Maurice, »ich schwöre ihnen, ich bin glücklich, Sie noch einmal gesehen zu haben, ehe ich Sie nicht mehr sehe.«

»Uns nicht mehr sehen, Bürger! wir liebten Sie doch sehr,« versetzte Dirmer, indem er die Hand des jungen Mannes nahm und zwischen den seinigen drückte.

Maurice bebte.

»Morand,« fuhr Dirmer fort, dem dieses Beben nicht entgangen war, der sich aber den Anschein gab, als hätte er es nicht bemerkt, »Morand wiederholte mir noch diesen Morgen: Thun Sie Alles, was Sie können, um den Herrn Maurice zurückzubringen,«

»Ah! mein Herr,« sprach der junge Mann die Stirne faltend, und seine Hand zurückziehend,

»ich hätte nicht geglaubt, daß ich so weit in der Freundschaft des Bürger Morand, vorgerückt wäre.«

«Zweifeln Sie daran?» versetzte Dirmer.

»Ich glaube es weder, noch zweifle ich daran; ich habe keinen Beweggrund, mich über diesen Gegenstand zu fragen: wenn ich zu Ihnen ging, Dirmer, ging ich ihretwegen und Ihrer Frau wegen, und nicht dem Bürger Morand zu Liebe.«

»Sie kennen ihn nicht, Maurice,« entgegnete Dirmer; Morand ist eine schöne Seele.«

»Ich will es Ihnen zugestehen,« sprach Maurice bitter lächelnd.

»Kommen wir nun aus den Gegenstand meines Besuches zurück,« fuhr Dirmer fort.

Maurice verbeugte sich wie ein Mensch, der nichts mehr zu sagen hat und wartet.

»Sie behaupten also, es sei ein Gerede entstanden?«

»Ja, Bürger.«

»Sprechen wir offenherzig. Warum schenkten Sie einem leeren Gewäsche müßiger Nachbarn irgend eine Aufmerksamkeit? Haben Sie nicht Ihr Gewissen, Maurice und hat Geneviève nicht ihre Redlichkeit?«

»Ich bin jünger als Sie,« sprach Maurice, der über diese Beharrlichkeit zu staunen anfang, »und ich sehe die Dinge vielleicht mit einem empfindlicheren Auge. Deshalb, erkläre ich Ihnen, daß über den Ruf einer Frau wie Geneviève nicht einmal das leere Gewäsche müßiger Nachbar stattfinden darf. Erlauben Sie mir also, lieber Dirmer daß ich bei meinem ersten Entschlusse beharre.«

»Wohl,« versetzte Dirmer, »und da wir eben im Zuge des Gestehens sind, so gestehen wir noch etwa Anderes.«

»Was?« fragte Maurice erröthend. »Was soll ich gestehen?«

»Daß es weder die Politik, noch das Gerede über Ihre häufigen Besuche bei mir ist, was Sie bewegt, uns zu verlassen.«

»Was ist es denn?«

»Das Geheimniß, das Sie erforscht haben.«

»Was für ein Geheimnis?« fragte Maurice mit einem Ausdruck naiver Neugierde, der den Rothgerber beruhigte.

»Die Angelegenheit der Schmuggelei, die Sie an dem Abend ergründeten, an welchem wir aus ein so seltsame Weise Bekanntschaft machten. Sie haben mir diesen Betrug nie vergeben, und Sie beschuldigen mich, ich sei ein schlechter Republikaner, weil ich mich englischer Erzeugnisse in meiner Gerberei bediene.«

»Mein lieber Dirmer,« erwiderte Maurice, »ich schwöre Ihnen, wenn ich zu Ihnen kam, hatte ich völlig vergessen, daß ich bei einem Schmuggler war.«

»In Wahrheit?«

»In Wahrheit.«,

»Sie hatten also keinen andern Beweggrund, von meinem Hause wegzubleiben, als den, welchen Sie mir nannten?«

»Bei meiner Ehre.«

»Nun wohl, Maurice, sprach Dirmer, indem er aufstand und dem jungen Mann die Hand drückte, »ich hoffe, Sie werden überlegen und von dem Entschluß zukommen, der uns Allen so

viel Schmerz bereitet.«

Maurice verbeugte sich und antwortete nicht, was einer letzten Weigerung gleichkam.

Dirmer entfernte sich, in Verzweiflung darüber, daß er sich die Verbindung mit diesem Manne hatte nicht erhalten können, den ihm gewisse Umstände nicht allein sehr nützlich, sondern auch beinahe unentbehrlich machten.

Es war Zeit. Maurice wurde von tausend entgegengesetzten Wünschen bewegt. Dirmer bat ihn, wiederzukommen; Geneviève könnte ihm verzeihen. Warum sollte er also verzweifeln? Lorin hätte an seiner Stelle sicher eine Menge von Aphorismen aus seinen Lieblingsschriftstellern gezogen. Doch da war der Brief von Geneviève; dieser förmliche Abschied, den er mit sich in die Section genommen, und den er auf seinem Herzen trug, mit dem kleinen Worte, das er am Morgen nach dem dem Tage erhalten, wo er sie aus den Händen der Menschen zerrissen, die sie beleidigten; dann sprach noch mehr als Alles dies die halsstarrige Eifersucht des jungen Mannes gegen den verhaßten Morand, die erste Ursache seines Bruches mit Geneviève.

Maurice blieb also unbeugsam in seinem Entschlusse.

Aber es ist nicht zu leugnen, es trat eine Leere für ihn ein, durch die Entbehrung des Besuches, den er jeden in der Rue Vieille-Saint-Jacques gemacht hatte; und wenn die Stunde kam, wo er nach dem Quartier Saint-Victor zu wandern gewohnt gewesen war, versank er in eine tiefe Schwermuth, und von diesem Augenblick durchlief er alle Phasen der Erwartung und des Beklagen.

Jeden Morgen erwartete er, wenn er erwachte, ein Brief von Dirmer zu finden, und diesmal sagte er sich, er, der dem mündlichen Andringen widerstanden hatte, würde einem Briefe nachgeben; jeden Tag ging er in der Hoffnung aus, Geneviève zu begegnen, und zum Voraus hatte er tausend Gründe gefunden, wenn er ihr begegnen würde, um auf sie zuzugehen und mit ihr sprechen. Jeden Abend kehrte er nach Hause zurück in der Hoffnung, den Boten zu finden, der ihm eines Morgens, ohne daß er es vermuthete, den Schmerz gebracht hatte, welcher seitdem sein beständiger Gefährte geworden war.

Oft auch in seinen Stunden der Verzweiflung brüllte dieser Mann mit der mächtigen Natur bei dem Gedanken, eine solche Qual zu fühlen, ohne sie demjenigen, welcher sie ihn hatte erdulden lassen, zurückzugeben. Die erste Ursache aber von allen seinen Leiden war Morand. Dann entwarf er ein Plan, Morand aufzusuchen und Streit mit ihm anzufangen. Doch der Associé von Dirmer war so schwächlich, harmlos, daß ihn beleidigen oder herausfordern eine Feigheit von Seiten eines Kolossen wie Maurice gewesen wäre.

Lorin hatte wohl zuweilen einige Zerstreung in den Kummer zu bringen gesucht, den ihm sein Freund hartnäckig verschwie, ohne ihm das Vorhandensein desselben abzuleugnen. Er hatte Alles gethan, was er in d Praxis und in der Theorie vermochte, um dem Vaterland ein Herz zurückzugeben, das völlig von den Schmerz einer andern Liebe eingenommen war. Aber, obgleich die Verhältnisse ernster Natur waren, obgleich er bei anderer Beschaffenheit des Geistes Maurice ganz und gar in den politischen Strudel fortgerissen hatte, war er doch nicht im Stande gewesen, dem jungen Republikaner die frühere Thätigkeit wieder zu verleihen, die aus ihm einen Helden des 14. Juli und 10. August gemacht hatte. Die zwei Systeme, welche sich seit beinahe zehn Monaten einander gegenüberstanden, aber bis jetzt gewissermaßen nur leichte Angriffe auf einander ausgeführt, nur durch Scharmützel präludirt hatten, schickten sich in der That nunmehr an, sich Leib an Leib zu fassen, und es war offenbar, daß der Kampf, wenn er

einmal begonnen, für das eine oder das andere tödtlich werden mußte. Diese beiden Systeme waren, im Schooße der Revolution selbst geboren, das der Mäßigung, vertreten durch die Girondisten, das heißt, durch Brissot, Pétion, Vergniaud, Valazé, Languinais, Barbarour u.s.w., und das des Schreckens oder der Montagne, vertreten durch Danton, Robespierre, Chénier, Fabre, Marat, Collot d'Herbois, Hébert u.s.w.

Nach dem 10. August schien der Einfluß wie nach jedem Treffen auf die gemäßigte Partei überzugehen. Ein Ministerium war aus den Trümmern des alten Ministeriums mit einer neuen Beifügung gebildet worden. Roland, Cervien und Clavières, ehemalige Minister, waren abermals berufen worden; Danton, Monge und Lebrun Arten neu ernannt. Mit Ausnahme von einem einzigen, de mitten unter seinen Collegen das energische Element vertrat, gehörten alle andere Minister der gemäßigten Partei an.

Wenn wir sagen gemäßigt, so begreift man wohl, daß wir beziehungsweise sprechen.

Doch der 10. August hatte sein Echo im Auslande gefunden und die Coalition hatte sich beeilt, nicht Ludwig XVI. persönlich, sondern dem in seinen Grundfesten erschütterten royalistischen Prinzip zu Hilfe zu marschieren. Es erschollen die bedrohlichen Worte von Braunschweig, und wie eine furchtbare Verwirklichung fielen Longwy und Verdun in die Gewalt des Feindes. Dann fand die terroristische Reaction statt. Danton träumte von den Septembertagen und verwirklichte diesen blutigen Traum, der dem Feinde Frankreich als in der Gesammtheit mitschuldig an einem ungeheuren Morde und bereit für gefährdetes Dasein mit der ganzen Energie der Verzweiflung zu kämpfen gezeigt hatte. Der September hat Frankreich gerettet, aber während er es gerettet, zugleich außer das Gesetz gestellt.

Sobald Frankreich gerettet und die Energie unnötig geworden war, gewann die gemäßigte Partei wieder Kräfte. Da wollte sie eine Anklage gegen die Schreckenstage erheben. Das Wort Mörder wurde ausgesprochen. Ein neues Wort wurde sogar dem Vocabularium Nation beigefügt, das Wort: *Septembriseur*.<sup>3</sup>

Danton hatte es muthig angenommen. Wie Chlod, hatte er einen Augenblick das Haupt unter der Bluttat gebeugt, doch nur um es höher und drohender wieder zu erheben. Es bot sich eine andere Gelegenheit, den vorübergegangenen Schrecken wieder auszunehmen, dies war der Prozeß des Königs. Die Gewaltthat und die Mäßigung traten noch nicht ganz in einen Kampf der Personen sondern in einen Kampf der Principien. Den Versuch der beziehungsweisen Kräfte machte man an dem königlichen Gefangenen. Die Mäßigung wurde besiegt und der Kopf von Ludwig XVI. fiel auf dem Schaffot.

Wie der zehnte August, so verlieh der 21. Januar der Coalition wieder ihre ganze Thatkraft. Es war abermals derselbe Mann, den man ihr entgegensetzte, aber nicht mehr dasselbe Glück. In seinen Fortschritten gehemmt, durch die Unordnung in allen Verwaltungszweigen, welche die Unterstützung an Mannschaft und Geld bis zu ihm zu gelangen verhinderte, erklärt sich. Dumouriez, gegen die Jacobiner, die er dieser Desorganisation beschuldigt, schlägt sich aus die Partei der Girondisten und richtet sie dadurch zu Grunde, daß er sich für ihren Freund erklärt.

Da erhebt sich die Vendée; die Departements drohen; die Unfälle führen Verräthereien herbei und die Verräthereien haben Unfälle zur Folge. Die Jacobiner klagen die Gemäßigten an und wollen sie am 10. März, nämlich an dem Abend, an welchem unsere Erzählung beginnt, schlagen. Doch zu viel Eile von Seiten ihrer Gegner rettet sie, und vielleicht auch jener Regen, der Pétion, diesem tiefen Anatomiker des Pariser Geistes, zu den Worten veranlaßt: »Es regnet, es wird in dieser Nacht nichts geschehen.«

Doch seit dem 11. März war Alles für die Girondisten eine Weissagung ihres Untergangs: Marat in Anklagestand versetzt und freigesprochen; Robespierre und Danton versöhnt, für den Augenblick wenigstens, wie sich ein Tiger und ein Löwe versöhnen, um den Stier niederzuwerfen, den sie verzehren sollen: Henriot, der Septembriseur, zum Generalcommandanten der Nationalgarde ernannt: Alles prophezeit den furchtbaren Tag, der in einem Sturme den letzten Damm fortreißen sollte, den die Revolution dem Schrecken entgegensetzte.

Dies waren die großen Ereignisse, an denen, unter allen andern Umständen, Maurice den thätigen Antheil genommen hätte, den ihm seine mächtige Natur, seine begeisterte Vaterlandsliebe zuwies. Doch zum Glück oder zum Unglück für Maurice hatten weder die Ermahnungen von Lorin, noch der schreckliche Aufruhr in den Straßen aus seinem Geiste den einzigen Gedanken, der ihn gefesselt hat, vertreiben können, und als der 31. Mai kam, lag lag furchtbare Stürmer der Bastille und der Tuilerien in seinem Bett, verzehrt von jenem Fieber, das die stärksten tödtet, während es nur eines Blickes bedarf, um es zu zerstreuen, eines Wortes, um es zu heilen.

---

### XIII.

*Der 31. Mai.*

Am Morgen des bekannten 31. Mai, wo die Sturmglocke und der Generalmarsch von Tagesanbruch an erschollen, rückte das Bataillon des Faubourg Saint-Victor im Temple ein.

Als alle die üblichen Förmlichkeiten vollzogen und die Posten vertheilt waren, sah man die Municipale vom Dienst ankommen und vier Kanonen wurden zur Verstärkung denjenigen beigefügt, welche man bereits am Thore des Tempel aufgepflanzt hatte.

Zu gleicher Zeit mit den Kanonen kam Santerre mit seinen gelben, wollenen Epauletten und seinem Rocke, auf dem sich seine Vaterlandsliebe in großen Fettflecken lesen ließ.

Er ließ das Bataillon die Revue passieren, fand es in geeignetem Zustand und zählte sodann die Municipale, welche nur ihrer drei waren.

»Warum drei Municipale?« fragte er, »und wer ist der schlechte Bürger, welcher fehlt.«

»Der Fehlende, Bürger General, ist kein Lauer,« antwortete unser alter Bekannter Agricola; »denn es ist der Secretaire der Section Lepelletier, der Anführer der braven Thermopylen, der Bürger Maurice Lindey.«

»Gut, gut,« versetzte Santerre, »ich muß wie Du den Patriotismus des Bürger Maurice Lindey anerkennen; dessen ungeachtet wird man ihn, wenn er in zehn Minuten nicht gekommen ist, auf die Liste der Abwesenden setzen.«

Und Santerre ging zu andern Dingen über.

Einige Schritte von dem General waren in dem Augenblick, wo er diese Worte sprach, ein Kapitän der Chasseurs und ein Soldat: der eine aus seine Flinte gestützt, der andere auf einer Kanone sitzend.

»Haben Sie gehört?« sagte mit halber Stimme der Kapitän zu dem Soldaten, »Maurice ist noch nicht gekommen.«

»Ja, doch seien Sie unbesorgt, er wird kommen, wenn er nicht in einem Aufruhr begriffen ist.«

»Wenn er nicht kommen könnte,« versetzte der Kapitän, »würde ich Sie als Schildwache aus die Treppe stellen, und da *sie* ohne Zweifel auf den Thurm steigt, so können Sie ihr ein Wort sagen.«

In diesem Augenblick trat ein Mann ein, in welchem man an seiner dreifarbigem Schärpe einen Municipal erkannte: nur war dieser Mann dem Kapitän und dem Chasseur unbekannt; ihre Augen richteten sich auch sehr aufmerksam auf ihn.

»Bürger General,« sprach der Eintretende, indem er sich an Santerre wandte, »ich bitte Dich, mich an der Stelle des Bürgers Maurice Lindey anzunehmen, der Krank ist; hier ist das Zeugniß des Arztes; die Reihe der Wache käme in acht Tagen an mich; ich tausche mit ihm, in acht Tagen wird er den Dienst für mich thun, wie ich ihn heute für ihn thue.«

»Wenn der Capet und die Capettes in acht Tagen noch leben,« versetzte einer von den Municipalen.

Santerre erwiderte den Scherz des Eiferers mit einem kleinen Lächeln, dann wandte er sich

gegen den Mandatar von Maurice um und sprach:

«Es ist gut, unterzeichne im Register am Platze von Maurice Lindey und trage bei der Colonne der Bemerkung die Ursache dieser Vertauschung ein.»

Der Kapitän und der Chasseur hatten sich mit freudigem Erstaunen angeschaut.

»In acht Tagen,« sagten sie zu einander.

»Kapitän Dirmer,« rief Santerre, »stellen Sie sich mit Ihrer Compagnie in den Garten.«

»Kommen Sie, Morand,« sprach der Kapitän zu seinem Gefährten.»

Die Trommel erscholl und die Compagnie entfernte sich, geführt von dem Meister Rothgerber, in der vorgeschriebenen Richtung.

Man stellte die Waffen in Pyramiden auf und die Compagnie trennte sich in Gruppen, welche nach ihrer Laune hin und her zu gehen anfangen.

Der Ort ihres Spazierganges war derselbe Garten, wo zur Zeit von Ludwig XVI. die königliche Familie zuweilen Luft geschöpft hatte. Dieser Garten war kahl, unfruchtbar, öde, und entbehrte völlig der Blumen, der Bäume und des Grüns.

Ungefähr fünf und zwanzig Schritte von demjenigen Theile der Mauer, der nach der Rue Porte-Foin ging, erhob sich eine Art von Hütte, welche die Vorsicht der Municipalität zur größeren Bequemlichkeit der im Temple aufgestellten Nationalgarden zu errichten gestattet hatte; diese Nationalgarden fanden hier an den Tagen des Aufruhrs, wo es hinauszugehen verboten war, zu essen und zu trinken. Die Direction dieser kleinen inneren Schenke war ein Gegenstand sehr vielseitigen Strebens gewesen. Endlich hatte man die Concession einer vortrefflichen Patriotin, der Witwe eines am 10. August getödteten Vorstädters gegeben, welche auf den Namen Frau Plumeau antwortete«.

Diese kleine, aus Brettern und Kleiberlehm gebaute Hütte lag mitten auf einer Rabatte, deren Grenze man noch an einer Hecke von Zwerchbuchs erkannte. Sie bestand aus einer einzigen Stube von etwa zwölf Fuß im Gevierte, unter welcher sich ein Keller ausdehnte, in den man auf Stufen hinabstieg, die nur plump aus der Erde ausgehauen waren. Hier verschloß die Witwe Plumeau ihre Flüssigkeiten und ihre Eßwaren, über welchen sie und ihre Tochter, ein Kind von zwölf bis fünfzehn Jahren, abwechselnd wachten.

Kaum hatten die Nationalgarden ihren Bivouac bezogen, als sie, wie gesagt, die einen im Garten auf- und abzugehen, die andern mit den Aufsehern zu sprechen anfangen, während diese die Zeichnungen an der Mauer betrachteten, welche alle irgend einen patriotischen Gegenstand darstellten, zum Beispiel den gehenkten König mit der Inschrift: »Herr Veto nimmt ein Luftbad,« oder den guillotinierten König mit der Inschrift: »Herr Veto spuckt in den Sack,« und während jene wiederum Madame Plumeau Eröffnungen über ihre gastronomischen Absichten machten, wie sie ihnen ihr mehr oder minder starker Appetit eingab.

Unter der Zahl der Letzteren war der Kapitän und der Chasseur, wie wir schon bemerkt haben.

»Ah! Kapitän Dirmer,« sagte die Wirthin, »ich habe herrlichen Wein von Saumur.«

»Gut, Bürgerin Plumeau, doch der Wein von Saumur taugt, wenigstens meiner Ansicht nach, nichts ohne den Käse von Brie,« erwiderte der Kapitän, der, ehe er dieses System aussprach, vorsichtig umhergeschaut und unter den verschiedenen Eßwaren, welche stolz auf den Fächern der Schenke ausgebreitet lagen, die Abwesenheit der von ihm geschätzten Speise wahrgenommen hatte.

»Ah! mein Kapitän, das ist eine unleugbare Thatsache, doch das letzte Stück ist genommen

worden.«

»Dann: keinen Käse von Brie, keinen Wein von Saumur,« versetzte der Kapitän, »und bemerke wohl, Bürgerin, der Verbrauch lohnte sich schon der Mühe, da ich die ganze Compagnie bewirthen wollte.«

»Mein Kapitän, ich verlange fünf Minuten von Dir und hole bei dem Bürger Aufseher, der mit mir concurrirt und immer Vorrath hat; ich werde ihn ein wenig theurer bezahlen, doch Du bist ein zu guter Patriot, um mich nicht zu entschädigen.«

»Ja, ja, gehe,« antwortete Dirmer, »und wir werden mittlerweile in Deinen Keller hinabsteigen und uns selbst unsern Wein wählen.«

»Thue, als ob Du zu Hause wärest, Kapitän.«

Und die Witwe lief aus Leibeskräften nach der Loge des Aufsehers, während der Kapitän und der Chasseur mit einem Lichte versehen die Fallthüre aufhoben und in den Keller hinabstiegen.

»Gut!« sagte Morand nach einer kurzen Untersuchung, »der Keller läuft in der Richtung der Rue Porte-Foin; er ist neun bis zehn Fuß tief und hat kein Mauerwerk.«

»Wie ist der Boden beschaffen?« fragte Dirmer.

»Kreidenartiger Tuff. Es ist aufgearbeitete Erde; alle diese Gärten sind wiederholt umgewühlt worden und es gibt nirgends einen Felsen.«

»Geschwinde!« rief Dirmer, »ich höre die Holzschuhe unserer Marketendnerin; nehmen Sie zwei Flaschen Wein, und lassen Sie uns wieder hinausgehen.«

Es erschienen Beide an der Oeffnung der Fallthür, als die Plumeau mit dem so dringend verlangten Biekäse zurückkehrte.

Hinter ihr kamen mehrere durch das gute Aussehen des berühmten Käses angelockte Chasseurs.

Dirmer machte die Honneurs: er bewirthete seine Compagnie mit ungefähr zwanzig Flaschen Wein, während der Bürger Morand von der Aufopferung von Curtius, von der Uneigennützigkeit von Fabricius und von der Vaterlandsliebe von Brutus und Cassius erzählte, lauter Geschichten, welche beinahe ebenso hoch geschätzt wurden, als der Käse von Brie und der Wein von Anjou, womit Dirmer die Chasseurs bewirthete, was nicht wenig besagen will.

Es schlug elf Uhr. Um halb zwölf Uhr löste man die Wachen ab.

»Geht nicht gewöhnlich von zwölf Uhr bis ein Uhr die Oesterreicherin spazieren?« fragte Dirmer Tison, der an der Hütte vorüberkam.

»Von zwölf bis ein Uhr, ganz richtig.«

Und er fing an zu singen:

»Madam' monte à son tour,  
Mironton, tonton, mirontaine.<sup>4</sup>

Dieser neue Spaß wurde mit einem allgemeinen Gelächter von den Nationalgarden aufgenommen.

Sogleich rief Dirmer die Leute von seiner Compagnie auf, welche von halb zwölf Uhr bis halb ein Uhr die Wache beziehen sollten, hieß das Frühstück beschleunigen und ließ Morand das Gewehr nehmen, um ihn, wie es verabredet war, in den letzten Stock des Thurmes, gerade in das Schilderhäuschen zu stellen, hinter dem Maurice sich am Tage verborgen hatte, wo er die Zeichen wahrgenommen, welche man der Königin von einem Fenster der Rue Porte-Foin machte.



Wer Morand in dem Augenblick, wo er diesen sehr Einfachen und sehr erwarteten Befehl erhielt, beobachtet haben würde, hätte ihn unter den langen Locken seiner Warzen Haare erbleichen sehen können.

Plötzlich erschütterte ein dumpfer Lärm die Höfe des Temple und man hörte es in der Ferne wie einen Orkan von Geschrei und Gebrülle.

»Was ist das?« fragte Dirmer Tison.

»Oh! oh! das ist nichts; eine kleine Meuterei, die uns gern diese Schurken von Brissotins machen möchten, ehe sie nach der Guillotine gehen.«

Der Lärm wurde immer bedrohlicher, man hörte die Artillerie rasseln, und eine Truppe von tobenden Menschen kam am Temple vorüber und schrie:

»Es leben die Sectionen! Es lebe Henriot! Nieder mit dem Brissotins! Nieder mit den Rolandisten! Nieder mit Madame Veto!«

»Gut, gut!« sprach Tison, sich die Hände reibend, »ich will Madame Veto öffnen, damit sie sich ohne Hindernis der Liebe erfreut, welche ihr Volk für sie hegt.«

»Oh! oh! Tison!« rief eine furchtbare Stimme.

»Mein General?« antwortete dieser, indem er rasch wieder stehen blieb.

»Heute kein Ausgang,« sagte Santerre, »die Gefangenen werden ihr Zimmer nicht verlassen.«

Der Befehl ließ keine Einrede zu.

»Gut,« sagte Tison, »das ist eine Mühe weniger, Dirmer und Morand wechselten einen düsteren Blick, dann spazierten sie wartend, bis die Stunde der Wache welche nun unnütz war, schlagen würde, Beide scheinbar gleichgültig zwischen der Hütte und der nach der Rue Porte-Foin gehenden Mauer hin und her. Hier fing Morand an, die Entfernung zu messen, indem er geometrische Schritte, nämlich Schritte von drei Fuß, machte.

»Wie groß ist die Entfernung?« fragte Dirmer.

»Sechzig bis ein und sechzig Fuß,« antwortete Morand.

»Wie viel Tage wird man brauchen?«

Morand dachte nach und zog auf dem Sande ein paar geometrische Linien, die er sogleich wieder verwischte.

»Man wird wenigstens sieben Tage brauchen,« sagte er.

»Maurice ist in acht Tagen aus der Wache,« flüsterte Dirmer. »Von heute bis in acht Tagen müssen wir nothwendig mit Maurice ausgesöhnt sein.«

Es schlug halb zwölf Uhr, Morand nahm seufzend wieder sein Gewehr und löste, geführt von seinem Coporal, die Wache ab, welche auf der Plattform des Thurmes hin und her ging.

---

## XIV.

### *Aufopferung.*

Am andern Tage, nachdem die von uns erzählten Scenen vorgefallen waren, nämlich am ersten Juni um zehn Uhr Morgens saß Geneviève an ihrem gewöhnlichen Platze beim Fenster; sie fragte sich, warum die Tage so traurig für sie anfangen, warum diese Tage so langsam vergingen, warum sie den Abend, statt ihn mit Sehnsucht zu warten, nunmehr mit Angst erwartete.

Ihre Nächte besonders waren traurig; ihre Nächte waren früher so schön gewesen, diese Nächte, welche in Träumen vom vorhergehenden Tage und vom kommenden verliefen.

In diesem Momente fielen ihre Augen aus einen prachtvollen Kasten mit getigerten Nelken und mit rothen Nelken, welche sie seit dem Winter in dem kleinen Treibhause, zog, wo Maurice gefangen gewesen war, um sie in ihrem Zimmer blühen zu lassen.

Maurice hatte sie dieselben in diesem Kasten von Mahagoniholz, in welchem sie eingeschlossen waren, pflegen gelehrt; sie hatte sie begossen, gesäubert, selbst mit Stäben versehen, während Maurice da gewesen war; denn wenn er am Abend kam, gefiel sie sich darin, ihm die Fortschritte zu zeigen, welche in Folge ihrer schwesterlichen Sorge die reizenden Blumen in der Nacht gemacht hatten, doch seitdem Maurice zu kommen aufgehört, waren die armen Nelken vernachlässigt worden, und in Ermangelung von Fürsorge und Erinnerung blieben die verschmachtenden Knospen leer und neigten sich vergelbend über ihre Ballustrade hinaus, auf welche sie halb verwelkt herabfielen.

Geneviève begriff bei diesem Anblick den Grund ihrer eigenen Traurigkeit. Sie sagte sich, es sei mit den Blumen wie mit gewissen Freundschaften, die man hegt, die man leidenschaftlich pflegt und anbaut und die dann das Herz blühen machen. Dann schneidet eines Morgens eine Laune oder ein Unglück die Freundschaft an ihrer Wurzel ab und das Herz, das diese Freundschaft belebte, zieht sich verschmachtend und verwelkt zusammen.

Die junge Frau empfand die furchtbare Bangigkeit ihres Herzens; das Gefühl, das sie hatte bekämpfen wollen, das sie zu besiegen gehofft, sträubte sich in ihrem Innersten und schrie mehr als je, es würde nur mit diesem Herzen sterben; dann hatte sie einen Augenblick der Verzweiflung, denn sie fühlte, daß ihr der Kampf immer unmöglicher wurde: sie neigte sachte das Haupt, küßte eine von den verwelkten Knospen und weinte.

Ihr Gatte trat in dem Augenblick bei ihr ein, wie sie ihre Thronen trocknete.

Doch Dirmer war seinerseits so sehr von seinen eigenen Gedanken in Anspruch genommen, daß er die schmerzliche Krise nicht errieth, welche seine Frau durchgemacht hat, und er schenkte der verrathenden Röthe ihrer Augenlieder keine Aufmerksamkeit. "

Allerdings erhob sich Geneviève rasch, als sie ihre Gatten erblickte, und lief ihm entgegen, so daß sie dem Fenster den Rücken in der Halbtinte zuwandte.

»Nun?« sagte sie.

»Nichts Neues; es ist unmöglich, sich ihr zu nähern, unmöglich ihr etwas zukommen zulassen, unmöglich sogar sie zu sehen.«

»Wie!« rief Geneviève, »bei all dem Lärmen, der in Paris stattgefunden hat.«

»Ei! gerade dieser Lärm hat das Mißtrauen der Wächter verdoppelt; sie befürchteten, man würde die allgemeine Aufregung benutzen, um einen Versuch aus den Temple zu machen, und in dem Augenblick, wo Ihre Majestät auf die Plattform steigen sollte, wurde von Santerre der Befehl gegeben, weder die Königin, noch Madame Elisabeth, noch die junge Prinzessin aus ihrem Zimmer zu lassen.«

»Armer Chevalier! er muß sehr betrübt gewesen sein.«

»Er war in Verzweiflung, als er sah, daß diese Chance uns entging, und erleichte dergestalt, daß ich ihn fortzog, aus Furcht, er könnte sich verrathen.«

»Aber,« fragte schüchtern Geneviève, »aber war denn im Temple kein Ihnen bekannter Municipal?«

»Es sollte einer dort sein, doch er ist nicht gekommen.«

»Wer?«

»Der Bürger Maurice Lindey,« erwiderte Dirmer, mit einem Ton, den er gleichgültig zu machen bemüht war.«

»Und warum ist er nicht gekommen?« fragte ihrerseits Geneviève, welche sich auf dieselbe Weise gegen sich anstrengte.

»Er war krank.«

»Krank?«

»Ja, und zwar ziemlich schwer, da er, der Ihnen bekannte Patriot, sich genöthigt sah, seine Reihe einem Andern abzutreten.«

»Das ist ärgerlich.«

»Oh! mein Gott! wäre er auch da gewesen, Geneviève,« versetzte Dirmer, »das hätte uns eben so wenig genützt. Nun, da wir entzweit sind, würde er es vielleicht vermieden haben, mit mir zu sprechen.«

»Ich glaube, mein Freund, Sie übertreiben die ernste Lage der Dinge. Es kann eine Laune von Herrn Maurice sein, nicht mehr hierherzukommen, er kann wichtige Gründe haben, Sie nicht mehr zu sehen; doch er ist darum nicht unser Feind. Die Kälte schließt die Höflichkeit nicht aus, und wenn er Sie hätte auf sich zukommen sehen, so wird er, davon bin ich fest überzeugt, die Hälfte des Weges gemacht haben.«

»Geneviève,« sprach Dirmer, »für das, was wir von Maurice erwarteten, würde es mehr als der Höflichkeit bedürfen, und es war nicht zu viel an einer wahren und tiefen Freundschaft. Diese Freundschaft ist gebrochen und wir haben von dieser Seite keine Hoffnung mehr.«

Und er stieß einen tiefen, Seufzer aus, während seine gewöhnlich so ruhige Stirne sich traurig faltete.

»Doch wenn Sie glauben, daß Maurice für Ihre Pläne so nöthig ist. . .« versetzte schüchtern Geneviève.

»Ja, ich verzweifle daran, sie ohne ihn gelingen zu sehen.«

»Warum versuchen Sie denn nicht einen neuen Schritt bei dem Bürger Lindey?«

Es kam ihr vor, als dürfte der Ton ihrer Stimme, wenn sie den jungen Mann bei seinem Familiennamen nennen würde, minder zärtlich sein, als wenn sie sei, Taufnamen ausspräche.

»Nein,« erwiderte Dirmer den Kopf schüttelnd, »nein, ich habe Alles gethan, was ich thun konnte; ein neuer Schritt würde seltsam erscheinen und müßte nothwendig bei ihm Verdacht

erregen; nein; und dann hören Sie Geneviève, ich sehe weiter als Sie in dieser ganzen Angelegenheit: es ist eine Wunde tief im Herzen von Maurice.«

»Eine Wunde?« fragte Geneviève sehr erschüttert.«

»Ei, mein Gott! was wollen Sie damit sagen? Sprechen Sie, mein Freund!«

»Ich will damit sagen, und Sie sind davon überzeugt, wie ich, Geneviève, daß unser Bruch mit dem Bürger Lindey auf etwas mehr, als aus einer Lage beruht,«

»Und was schreiben Sie denn diesen Bruch zu?«

»Dem Stolze vielleicht,« sprach Dirmer rasch.

»Dem Stolze? . . .«

»Ja, er that uns, wenigstens seiner Meinung nach Ehre an, dieser gute Bürger von Paris, dieser Halbaristokrat des Beamtenstandes, der seine Empfindlichkeiten unter seinem Patriotismus beibehalten hat, er that uns Ehre an, dieser in seinem Club, in seiner Section, in seiner Municipalität allmächtige Republikaner, indem seine Freundschaft Lederfabricanten schenkte. Vielleicht sind wir zu wenig zuvorkommend gegen ihn gewesen? vielleicht haben wir uns vergessen?«

»Doch wenn wir zu wenig zuvorkommend gewesen sind, wenn wir uns vergessen haben, so gleicht, wie mir scheint, der Schritt, den Sie gemacht, Alles aus.«

»Ja, vorausgesetzt, daß das Unrecht von meiner Seite gekommen wäre, wenn es aber im Gegentheil von Ihnen kam. . .«

»Von mir? Wie soll ich ein Unrecht gegen Herrn Maurice begangen haben?« sprach Geneviève erstaunt.

»Ei! wer weiß? bei einem solchen Charakter: habe Sie ihn nicht selbst, und zwar zuerst, der Laune beschuldigt, hören Sie, Geneviève, ich komme aus meinen ersten Gedanken zurück, Sie hatten Unrecht, Maurice nicht zu schreiben.«

»Ich!« rief Geneviève, »können Sie dergleichen denken?«

»Ich denke es nicht nur,« antwortete Dirmer, »sondern seit den drei Wochen, die der Bruch dauert, habe ich sogar sehr viel daran gedacht.«

»Und?« fragte Genevièves schüchtern.

»Und ich betrachte diesen Schritt als unerläßlich.«

.Oh!« rief Geneviève, »nein, nein, Dirmer, fordern Sie das nicht von mir.«

»Sie wissen, Geneviève, daß ich nie etwas von Ihnen fordere, ich bitte Sie nur; verstehen Sie mich wohl, ich bitte Sie, an den Bürger Maurice zu schreiben.«

»Aber . . .« versetzte Geneviève.

»Hören Sie,« sprach Dirmer, sie unterbrechend: »entweder sind ernste Ursachen zum Streite zwischen Ihnen und Maurice vorhanden, denn über mein Benehmen hat er sich nie beklagt, oder Ihre Zwistigkeit mit ihm rührt von einer Kinderei her.«

Geneviève antwortete nicht.

»Rührt diese Zwistigkeit von einer Kinderei her, so wäre es thöricht von Ihnen, sie in Ewigkeit auszudehnen: hat sie einen ernsten Beweggrund, so dürfen wir, auf dem Punkte wo wir stehen, begreifen Sie das wohl, weder mehr mit unserer Würde, noch mit unserer Eitelkeit rechnen. Glauben Sie mir, wir wollen einen Streit von jungen Leuten nicht mit unermeßlichen Interessen in die Waagschale legen. Ueberwinden Sie sich, schreiben Sie ein Wort an den Bürger Lindey,

und er wird wiederkommen.«

Geneviève dachte einen Augenblick nach und erwiderte:

»Aber könnte man denn nicht ein minder kompromittierendes Mittel finden, um das gute Einverständniß zwischen Ihnen und Herrn Maurice wiederherzustellen?«

»Kompromittierend, sagen Sie? Wir scheint, das es im Gegentheil ein ganz natürliches Mittel.«

»Nicht für mich, mein Freund.«

»Sie sind sehr hartnäckig, Geneviève.«

»Erlauben Sie mir, Ihnen zu sagen, daß Sie dies wenigstens zum ersten Male an mir bemerken.«

Dirmer, der seit einigen Augenblicken sein Sacktuch in seinen Händen zerknitterte, wischte seine schweißbedeckte Stirne ab und sprach:

»Ja, und gerade deshalb vermehrt sich mein Erstaunen.

»Mein Gott!« versetzte Geneviève, »ist es möglich Dirmer, daß Sie die Ursachen meines Widerstandes nicht begreifen und mich zum Sprechen zwingen wollen!«

Und sie ließ schwach und wie zum Aeußersten zu getrieben, ihren Kopf auf ihre Brust sinken, ihre Arme an de Seiten herabfallen.

Dirmer schien sich gewaltig gegen sich selbst anzustrengen, nahm Geneviève bei der Hand, nötigte sie, den Kopf emporzuheben, schaute ihr in die Augen und brach in ein Gelächter aus, das Geneviève sehr gezwungen vorgekommen sein mußte, wenn sie in diesem Augenblick minder erschüttert gewesen wäre.

»Ich sehe, was es ist,« sagte er; »in der That, Sie haben Recht. Ich war blind. Mit all Ihrem Geist Geneviève, mit all Ihrer Erhabenheit sind Sie einer Alltäglichkeit unterlegen. Sie haben befürchtet, Maurice könnte in Sie verliebt werden.«

Geneviève fühlte, wie eine tödtliche Kälte in ihr Herz drang. Diese Ironie ihres Gatten in Beziehung auf die Liebe, welche Maurice für sie hegte, auf eine Liebe deren Heftigkeit sie, so wie sie den Charakter des jungen Mannes kannte, zu schätzen wußte, auf eine Liebe endlich welche sie, ohne es sich anders als durch dumpfe Gewissensbisse gestanden zu haben, selbst in der Tiefe ihres Herzens theilte, diese Ironie versteinerte sie. Sie hatte nicht die Kraft, zu schauen. Sie fühlte, daß es ihr unmöglich wäre zu antworten.

»Nicht wahr, ich habe errathen?« versetzte Dirmer. »Nun wohl, beruhigen Sie sich, Geneviève, ich kenne Maurice; es ist ein wilder Republikaner, der keine andere Liebe in seinem Herzen hegt, als die für das Vaterland.«

»Mein Herr, sind Sie dessen, was Sie sagen, gewiß?« sprach Geneviève.

«Allerdings,« erwiderte Dirmer; »wenn Maurice Sie liebte, so hätte er, statt sich mit mir zu entzweien, die Zuvorkommenheit gegen denjenigen verdoppelt, welchen hintergehen in seinem Interesse lag. Liebte Sie Maurice so würde er nicht so leicht aus den Titel eines Hausfreundes, mit dessen Hilfe man gewöhnlich solche Verräthereien bedeckt, verzichtet haben.«

»Ich bitte Sie,« rief Geneviève, »scherzen Sie nicht über dergleichen Dinge.«

»Ich scherze nicht, Madame, ich sage Ihnen nur, daß Maurice Sie nicht liebt.«

»Und ich,« rief Geneviève erröthend, »ich sage Ihnen, daß Sie sich täuschen.«

»Dann ist Maurice, der die Kraft gehabt hat, sich zu entfernen, als das Vertrauen seines

Wirthes zu hintergehen, ein ehrlicher Mann; die ehrlichen Leute aber sind selten, Geneviève, und man kann nicht zu viel thun, um sie sich zurückzuführen, wenn sie sich entfernt haben. Geneviève, nicht wahr, Sie werden an Maurice schreiben?»

»Oh, mein Gott!« sprach die junge Frau.

Und sie ließ ihr Haupt in ihre Hände fallen; denn derjenige, auf welchen sie sich im Augenblick der Gefahr zu stützen gehofft hatte, entging ihr gänzlich und stürzte sie niederwärts, statt sie zurückzuhalten.

Dirmer schaute sie ein paar Secunden lang an, suchte dann zu lächeln und sprach:

»Auf, meine liebe Freundin, keine Fraueneitelkeit; will Maurice wieder ansingen, Ihnen eine gute Erklärung zu machen so lachen Sie über die zweite, wie Sie über die erste gelacht haben. Ich kenne Sie, Geneviève, Sie sind ein würdiges, edles Herz. Ich bin Ihrer sicher.«

»Oh!« rief Geneviève, indem sie sich so niedergleiten ließ, daß eines ihrer Kniee die Erde berührte; »o mein Gott! wer kann der Andern sicher sein, da Niemand seiner selbst sicher ist.«

Dirmer wurde bleich, als ob all sein Blut zum Herzen zurückflösse.

»Geneviève,« sprach er, »ich habe Unrecht gehabt, Sie alle Qualen durchmachen zu lassen, die Sie so eben ausgestanden. Ich hätte Ihnen sogleich sagen müsse, Geneviève, wir leben in der Zeit großer Opfer; Geneviève ich habe der Königin, unserer Wohlthäterin, nicht nur meinen Arm, nicht nur meinen Kopf, sondern auch meine Glückseligkeit geweiht. Andere werden ihr ihr Leben geben; ich werde mehr thun, ich werde meine Ehre aus das Spiel setzen; und geht meine Ehre unter, so ist es nur eine Thräne mehr in den Ocean der Schmerzen, der Frankreich zu verschlingen sich anschickt. Doch meine Ehre wagt nicht wenn sie unter der Obhut einer Frau wie meine Geneviève steht.«

Zum ersten Male hatte sich Dirmer ganz geoffenbart.

Geneviève erhob das Haupt, heftete aus ihm ihre Augen voll Bewunderung, stand langsam auf, gab ihm ihre Stirne zu küssen und sprach:

»Sie wollen es?«

Dirmer machte ein bejahendes Zeichen.

»So dictiren Sie,« sagte sie und nahm eine Feder.

»Nein, nein,« entgegnete Dirmer, »es ist genug damit, daß man diesen würdigen jungen Mann braucht, vielleicht mißbraucht; und da er sich mit uns in Folge eines Briefes, den er von Geneviève empfängt, aussöhnen wird, so soll dieser Brief auch wirklich von Geneviève und nicht von Herrn Dirmer sein.«

Dirmer küßte seine Frau zum zweiten Male aus die Stirne, dankte ihr und entfernte sich.

Dann schrieb Geneviève zitternd:

>»Bürger, Maurice,

*»Sie wissen, wie sehr Sie mein Gatte liebte. Haben drei Wochen der Trennung, die uns wie ein Jahrhundert vorgekommen sind, gemacht, daß Sie ihn vergessen? Kommen Sie, wir erwarten Sie; Ihre Rückkehr wird für uns ein wahres Fest sein.*

Geneviève.«

---

## XV.

### *Die Göttin Vernunft.*

Maurice war, wie er es dem General Santerre hatte lagen lassen, ernstlich krank.

Seitdem er das Zimmer hütete, besuchte ihn Lorin regelmäßig und that Alles, was er vermochte, um ihn zu irgend einer Zerstreung zu bestimmen. Aber Maurice blieb unerschütterlich. Es gibt Krankheiten, die man nicht heilen will.

Am 1. Juni kam er gegen ein Uhr.

»Was geht denn heute Besonderes vor?« fragte Maurice; »Du bist herrlich.«

Das Costume von Maurice war wirklich streng der Vorschrift gemäß: eine rothe Mütze, die Carmagnole und der dreifarbigte Gürtel geschmückt mit den zwei Instrumenten, die man damals die Schenkkännchen des Abbé Maury nannte, während sie früher und seitdem ganz einfach dm Namen Pistolen hatten.

»Zuerst,« antwortete Lorin, »gibt es im Allgemeinen Eisbruch der Gironde, welche sich hinzurichten im Begriffe ist, jedoch beim Rasseln der Trommeln. In diesem Augenblick zum Beispiel macht man die rothen Kugeln auf der Place du Caroussel glühend; insbesondere aber findet eine Feierlichkeit statt, zu der ich Dich auf übermorgen einlade.«

»Aber was gibt es denn heute? Du kommst, um mich zu holen, sagst Du?«

»Ja, heute haben wir die Probe.«

»Welche Probe?«

»Die Probe von der großen Feierlichkeit.«

»Mein Lieber, Du weißt, daß ich seit acht Tage, nicht ausgehe; folglich bin ich mit nichts aus dem Laufenden und ich bedarf sehr der Belehrung.«

»Wie, ich habe es also nicht gesagt?«

»Du hast mir nichts gesagt.«

»Du weißt vor Allem, daß wir Gott aus einige Zeit unterdrückt und daß wir ihn durch das höchste Wesen ersetzt haben.«

»Ja, ich weiß das.«

»Nun, es scheint, man hat wahrgenommen, daß das höchste Wesen ein Gemäßigter, ein Rolandist, ein Girondist war.«

»Lorin, keinen Scherz über heilige Dinge; Du weißt, ich liebe das nicht.«

»Was willst Du, mein Lieber, man muß seinem Jahrhundert angehören. Ich liebte auch meinen alten Gott, vor Allem, weil ich an ihn gewöhnt war. Was das höchste Wesen betrifft, so scheint es, daß dasselbe wirklich Unrecht hat, und daß; seitdem es da oben ist, Alles schief geht, unsere Gesetzgeber haben endlich seine Absetzung beschlossen.«

Maurice zuckte die Achseln.

»Zucke die Achseln, so lange Du willst,« versetzte Lorin.

»Auf der Weisen ernstes Geheiß

Soll auch der Thorheit ein Cult sich weihen,

Schwarz bleibt Schwarz und Weiß bleibt Weiß,  
Doch mögen den Schein sie sich leihen,  
Wir Stützen des Momos, wir Narren,  
Opfern der Thorheit den Farren,  
Obgleich nur in partibus.«

»So, daß wir nun ein wenig die Göttin Vernunft anbeten werden,« fügte Lorin bei.

»Und Du machst alle diese Mummereien mit?« sprach Maurice.

»Ah! mein Freund, wenn Du die Göttin Vernunft kennen würdest, wie ich sie kenne, so wärest Du einer ihrer wärmsten Parteigänger. Höre, ich will sie mit Dir bekannt machen, ich will sie Dir vorstellen.«

»Laß mich mit all' diesen Narrheiten in Ruhe; ich bin traurig, Du weißt es wohl.«

»Ein Grund mehr; sie wird Dich erheitern, denn es ist ein gutes Mädchen. Ei! Du kennst sie, die strenge Göttin, welche die Pariser mit dem Lorbeer bekränzen und auf einem Karren von Goldpapier umherführen werden! Es ist . . . errathe . . .«

»Wie soll ich errathen?«

»Es ist Arthemise.«

»Arthemise?« versetzte Maurice, in seinem Gedächtniß suchend, ohne daß sich bei diesem Namen irgend eine Erinnerung in ihm regte.

»Ja, eine große Brünette, deren Bekanntschaft ich im vorigen Jahre auf einem Ball der Oper gemacht habe; kannst Du Dich nicht mehr entsinnen, Du speistest mit uns zu Nacht und machtest sie berauscht.«

»Ah! ja, es ist wahr,« erwiderte Maurice, »ich erinnere mich nun; und sie ist es . . .«

»Sie ist es, welche am meisten Hoffnung hat . . . Ich habe sie bei dem Concourse vorgeschlagen: alle Thermophylen haben mir ihre Stimmen zugesagt. In drei Tagen die allgemeine Wahl. Heute vorbereitendes Mahl; heute vergießen wir Champagnerwein; übermorgen werden wir vielleicht Blut vergießen! Doch man mag antworten, was man will, Arthemise wird Göttin, oder der Teufel soll mich holen. Auf, komm', wir wollen sie ihre Tunica anlegen lassen.«

»Ich danke. Ich hatte immer einen Widerwillen gegen dergleichen Dinge.«

Gegen das Ankleiden der Göttinnen? Pest! mein Lieber, Du bist schwierig. Nun, so höre, wenn es Dich zerstreuen kann, werde ich ihr die Tunica anlegen, und Du magst sie ihr ausziehen.«

»Lorin, ich bin krank, und habe nicht nur keine Heiterkeit mehr, sondern auch die Heiterkeit der Andern thut mir weh.«

»Ah! Du erschreckst mich! Maurice. Du Dich nicht mehr, Du lachst nicht mehr, solltest Du zufällig conspiriren?«

»Ich? Gefiele es Gott!«

»Du willst sagen: gefiele es der Göttin Vernunft!«

»Laß mich, Lorin, ich kann nicht, ich will nicht ausgehen, ich bin im Bette und bleibe hier.«

Lorin kratzte sich hinter dem Ohr und erwiderte:

»Gut! ich sehe, was es ist.«

»Und was siehst Du?«

»Ich sehe, daß Du die Göttin Vernunft erwartest.«



»Beim Teufel!« rief Maurice, »die witzig sind sehr lästig; gehe, «der ich belade Dich mit Verwünschungen, Dich und die Göttin.«

Maurice hob die Hand auf, um zu fluchen, als er durch seinen Willfähigen unterbrochen wurde, der in diesem Augenblick einen Brief für den Bürger, Bruder, in der Hand haltend eintrat.

»Bürger Agesilaus,« sprach Lorin, »Du trittst in einem schlimmen Augenblick ein; Dein Herr war im Begriff, erhaben zu werden.«

Maurice ließ seine Hand fallen und streckte sie gleich gütig nach dem Briefe aus; doch kaum hatte er ihn berührt, als er bebte, denselben gierig seinen Augen näherte die Schrift und das Siegel mit dem Blicke verschlang, und erbleichend, als ob er einer Ohnmacht nahe wäre, dieses Siegel erbrach.

Oh! oh!« murmelte Lorin, »es scheint, unser Interesse erwacht.«

Maurice hörte nicht mehr, er las mit seiner ganzen Seele die vier Zeilen von Geneviève. Nachdem er so gelesen, las er sie noch einmal, dreimal, viermal, dann wischte er sich die Stirne ab, ließ seine Hände zurückfallen und schaute Lorin wie ein völlig verduztter Mensch an.

»Teufel!« sagte Lorin, »dieser Brief muß wohl wichtige Nachrichten enthalten.«

Maurice las den Brief zum fünften Male und eine neue Röthe färbte sein Antlitz. Seine vertrockneten Augen befeuchteten sich, ein tiefer Seufzer erweiterte seine Brust; dann vergaß er plötzlich seine Krankheit und die Schwäche, welche eine Folge daran war, und sprang aus seinem Bette.

»Meine, Kleider!« rief er seinem erstaunten Willfähigen zu, »meine Kleider, Agesilaus. Ah! mein armer Lorin, mein guter Lorin, ich erwartete es jeden Tag, doch ich hoffte nicht darauf. Dort, eine weiße Hose, ein Jabothemd: man frisire und rasire mich auf der Stelle.«

Der Willfähige beeilte sich, die Befehle von Maurice zu vollziehen, frisirte und rasirte ihn in einem Nu.

»Oh! sie wiedersehen, sie wiedersehen!« rief der junge Mann. »Lorin, in der That, ich habe bis jetzt nicht gewußt, was das Glück ist.«

»Rein armer Maurice,« sagte Lorin, »ich glaube, Du bedarfst des Besuches, den ich Dir gerathen habe.«

»Oh! lieber Freund,« rief Maurice, »verzeihe mir, doch in Wahrheit, ich habe meine Vernunft nicht mehr.«

»Dann biete ich Dir die meinige an,« versetzte Lorin, über diesen abscheulichen Calembour lachend.

Am Wunderbarsten dabei war, daß Maurice auch lachte.

Das Glück hatte ihn leicht zugänglich für den Witz gemacht.

Das war noch nicht Alles.

»Halt,« sagte er, indem er ein mit Blüthen bedecktes Orangenbäumchen abschnitt, »biete diesen Strauß in meinem Namen der würdigen Witwe von Mausolos an.«

»Das lasse ich mir gefallen!« rief Lorin, »das ist eine hübsche Artigkeit! ich verzeihe Dir auch. Und dann kommt es mir vor, als wärest Du im höchsten Maße verliebt, und ich habe stets die tiefste Achtung vor großem Unglück gehabt.«

»Nun wohl, ja, ich bin verliebt,« rief Maurice, den das Herz beinahe vor Freude überströmte; »ich bin verliebt, und kann es nun gestehen, da sie mich liebt, denn da sie mich zurückruft, liebt

sie mich, nicht wahr, Lorin?«

»Ganz gewiß,« antwortete gefälliger Weise der Anbeter der Göttin Vernunft; »doch nimm Dich in Acht, Maurice, die Art, wie Du die Sache auffassest, mir bange. . .

»Was ist's, wenn Dein Herz Egeria liebt,  
Ein Verrath, den Eros der Zwingherr verübt,  
Lieb' die Vernunft wie ich, und auf immer  
Schwindet für Dich der Thorheit Schimmer!«

»Bravo! bravo!« rief Maurice in die Hände klatschend.

Und er sprang unaufhaltsam und zu vier und vier die Treppe hinab, erreichte den Quai und eilte in der so wohlbekanntenen Richtung der Rue Vieille-Saint-Jacques fort.

»Ich glaube, er hat Beifall geklatscht, Agesilaus?« fragte Lorin.

»Ja, gewiß, Bürger, und darüber dürfen Sie sich nicht wundern, denn was Sie sagten, war sehr hübsch.«

»Dann ist er kranker, als ich glaubte,« sagte Lorin, Und er stieg ebenfalls die Treppe hinab, doch mit einem ruhigeren Schritt. Denn Arthemise war nicht **Geneviève**.

Kaum befand sich Lorin mit seinem blühenden Orangenbäumchen in der Rue Saint-Honoré, als eine Menge von jungen Bürgern, denen er je nach der Stimmung seines Geistes Decimen oder Fußtritte unter die Carmagnolen zu ertheilen die Gewohnheit angenommen hatte, ihm ehrfurchtsvoll folgte, ohne Zweifel im Glauben, er sei einer von den tugendhaften Männern, denen nach einem Antrage von Saint Jest ein weißes Kleid und ein Strauß von Orangenblüthen geboten werden sollten.

Da das Gefolge sich immer mehr vergrößerte, so selten war selbst in jener Zeit ein tugendhafter Mann zu sehen, so hatten sich mehrere tausend junge Bürger versammelt, als der Strauß Arthemise angeboten wurde, eine Huldigung, worüber mehrere andere Vernünftige, welche sich um denselben Rang bewarben, bis zur Migräne erkrankten.

An diesen. Abend verbreitete sich in Paris die berühmte Cantate

Vive la déesse Raison!  
Flamme pure, douce lumière.<sup>5</sup>

Und da sie ohne den Namen eines Verfassers, was den Scharfsinn der revolutionären Archäologen sehr in Anspruch genommen hat, auf uns gelangt ist, so hätten dir beinahe die Kühnheit, zu behaupten, sie sei für die schöne Arthemise von unserem Freund Hyacinth Lorin gemacht worden.

---

## XVI.

### *Der verlorene Sohn.*

Maurice wäre nicht schneller gewesen, hätte er Flügel besessen.

Die Straßen waren voll von Menschen, doch Maurice bemerkte diese Menge nur, weil sie seinen Lauf verzögerte; man sagte in allen Gruppen, der Convent sei belagert, die Majestät des Volks sei in seinen Vertretern, die man auszugehen verhindere, beleidigt, und dies hatte wohl einige Wahrscheinlichkeit, denn man hörte die Sturmglocke erklingen und die Lärmkanonen donnern.

Doch was kümmerte sich Maurice in diesem Augenblick um die Sturmglocke und um die Lärmkanonen? Was machte es ihm, ob die Abgeordneten heraus konnten oder nicht heraus konnten, da sich das Verbot nicht auf ihn erstreckte? Er lief nur. Während er lief, bildete er sich ein, Geneviève erwarte ihn an dem kleinen Fenster, das nach dem Garten ging, um ihm aus der Fenster, sobald sie ihn nur immer erblickte, ihr reizendstes Lächeln zuzusenden.

Dirmer wäre ohne Zweifel auch von dieser glücklichen Rückkehr unterrichtet und würde Maurice seine gute dicke, in ihrem Drucke so treuherzige, redliche Hand reichen.

Er liebte Dirmer, an diesem Tage liebte er sogar Morand und seine schwarzen Haare und seine grüne Brille unter der er bis daher ein duckmäuserisches Auge glitzern zu sehen geglaubt hatte.

Er liebte die ganze Schöpfung, denn er war glücklich; er hätte gern Blumen aus den Kopf von all Menschen geworfen, damit alle Menschen glücklich gewesen wären wie er.

Er täuschte sich jedoch in seinen Hoffnungen, der arme Maurice; er täuschte sich, wie es zehnmal um zwanzigmal dem Menschen geschieht, der mit seinem Herzen und nach seinem Herzen rechnet.

Statt des sanften Lächelns, das Maurice, wie erwartete, aus der Ferne, sobald er erblickt würde, empfangen sollte, hatte sich Geneviève gelobt, Maurice eine kalte Höflichkeit zu zeigen — ein schwacher Damm den sie dem Strom entgegensetzte, der ihr Herz zu überfluthen drohte.

Sie halte sich in ihr Zimmer im ersten Stock zurückgezogen und wollte erst in das Erdgeschoß hinabgehen wenn sie gerufen würde.

Ach! sie täuschte sich auch.

Nur Dirmer täuschte sich nicht; er belauerte Maurice durch ein Gitter und lächelte ironisch.

Der Bürger Morand färbte phlegmatisch kleine Schwänze, welche man auf weiße Katzenfelle setzen sollte, um Hermelin daraus zu machen.

Maurice stieß die kleine Gangthüre aus, um vertraulich durch den Garten einzutreten; wie früher ließ die Thüre ihr Glöckchen auf die besondere Weise ertönen, welche andeutete, daß es Maurice war, der die Thüre öffnete.

Geneviève, welche an ihrem geschlossenen Fenster stand, bebte.

Sie ließ den Vorhang wieder fallen, den sie leicht geöffnet hatte.

Das erste Gefühl von Maurice, da er bei seinem Wirthe eintrat, war also eine Enttäuschung. Geneviève erwartete ihn nicht nur nicht an ihrem Fenster im Erdgeschoße, sondern als er in den

kleinen Salon kam, wo er von ihr Abschied genommen hatte, sah er sie nicht und war genöthigt, sich melden zu lassen, als ob er während der drei Wochen seiner Abwesenheit ein Fremder geworden wäre.

Sein Herz schnürte sich zusammen.

Es war Dirmer, den Maurice zuerst sah; Dirmer lief herbei und schloß Maurice mit einem Freudengeschrei in seine Arme.

Da kam Geneviève herab; sie hatte sich mit ihrem Perlmuttermesser auf die Wangen geschlagen, um das Blut zurückzurufen, aber sie war noch nicht zwanzig Stufen hinabgestiegen, als der gezwungene Carmin, gegen das Herz zurückfließend, wieder verschwand.

Maurice sah Geneviève im Halbschatten der Thüre erscheinen; er ging lächelnd auf sie zu, um ihr die Hand zu küssen, und gewahrte nun erst, wie sehr sie sich verändert hatte.

Sie bemerkte ihrerseits mit Schrecken die Magerkeit von Maurice, sowie das glänzende, fieberhafte Licht seines Blicks.

»Sie sind also hier, mein Herr?« sagte sie zu ihm mit einer Stimme, deren Bewegtheit sie nicht zu bewältigen vermochte.

Sie hatte sich gelobt, mit gleichgültigem Tone zu ihm zu sagen:

»Guten Abend Bürger Maurice, warum machen sie sich denn so selten?«

Die Variante kam Maurice noch kalt vor, und dann noch welche Nuance!

Dirmer schnitt die langen Prüfungen und gegenseitigen Anschuldigungen kurz ab. Er ließ das Mittagsbrod auftragen, denn es war beinahe zwei Uhr.

Als man in den Speisesaal kam, bemerkte Maurice daß sein Gedeck gelegt war.

Dann erschien der Bürger Morand mit demselben kastanienbraunen Rocke und derselben Weste. Er hatte immer noch seine grüne Brille, seine großen schwarzen Locken und seinen weißen Jabot, Maurice war so freundlich, als er nur immer konnte, gegen diese Gesamtheit die ihm, wenn er sie unter den Augen hatte, unendlich weniger Furcht einflößte, als wenn er davon entfernt war.

In der That, welche Wahrscheinlichkeit, daß Geneviève diesen kleinen Chemiker liebte? Man mußte sehr verliebt und folglich sehr närrisch sein, um sich solchen Possen in den Kopf zu setzen.

Ueberdies wäre der Augenblick zur Eifersucht schlecht gewählt gewesen. Maurice hatte in seiner Westentasche den Brief von Geneviève und sein Herz schlug freudig darunter.

Geneviève hatte ihre Heiterkeit wieder gewonnen. Es ist eine Eigenthümlichkeit in der Organisation der Frauen daß die Gegenwart beinahe immer die Spuren der Vergangenheit und die Drohungen der Zukunft bei ihnen verwischen vermag.

Geneviève, welche sich glücklich fühlte, wurde wieder Herrin ihrer selbst, das heißt, ruhig und kalt, obgleich freundlich . . . eine andere Nuance, welche Maurice zu begreifen nicht stark genug war. Lorin hätte die Erklärung davon in Parny, in Bertin oder in Gentil-Bernhard gefunden.

Das Gespräch fiel auf die Göttin Vernunft; der Fall der Girondisten und der neue Cultus, der die Erbschaft des Himmels zu einem Kunkellehen machte, waren die zwei Ereignisse des Tages. Dirmer behauptete, es wäre ihm nicht unangenehm gewesen, wenn er diese schätzbare Ehre Geneviève angeboten gesehen hätte, Maurice wollte darüber lachen. Doch Geneviève trat der Meinung ihres Gatten bei und Maurice schaute Beide, erstaunt darüber an, daß der Patriotismus einen so verständigen Geist wie den von Dirmer und eine so poetische Natur wie die von

Geneviève in diesem Grade irreleiten konnte.

Morand entwickelte eine Theorie der politischen Frau, wenn er von Théroigne von Méricourt, der Heldin des 10. August, zu Madame Roland, dieser Seele der Girondisten aufstieg. Dann schleuderte er beiläufig ein paar Worte gegen die Strickerinnen. Diese Worte machte Maurice lächeln; es waren jedoch grausame Spöttereien gegen die Patriotinnen, denen man später den Namen Guillotine-Leckerinnen gab.

»Ah! Bürger Morand,« sprach Dirmer, »ehren wir den Patriotismus, selbst wenn er sich verirrt.«

»Ich meines Theils,« versetzte Maurice, »ich finde Frauen stets patriotisch genug, wenn sie nur nicht zu aristokratisch sind.«

»Sie haben Recht,« sagte Morand, »Ich gestehe offenherzig, ich finde eine Frau eben so verächtlich, wenn sie das Wesen eines Mannes affectirt, als ich einen Mann feige finde, der eine Frau beschimpft, selbst wenn es seine grausamste Feindin wäre.«

Morand hatte Maurice auf einem ganz natürlichen Wege auf ein zartes Gebiet geführt. Maurice antwortete durch ein bestätigendes Zeichen. Die Schranken waren geöffnet. Dirmer fügte, wie ein Herold, der die Stimme hebt, bei:

»Einen Augenblick Geduld, Morand; Sie nehmen hoffentlich die Frauen aus, welche feindselig gegen die Nation gesinnt sind.«

Ein Stillschweigen von einigen Secunden erfolgte auf diesen Gegenstoß gegen die Antwort von Morand auf das Zeichen von Maurice.

Maurice unterbrach dieses Stillschweigen und sagte mit traurigem Tone:

»Wir wollen Niemand ausnehmen; ach! die Frauen welche die Feindinnen der Nation gewesen, sind heute hoch gestraft, wie mir dünkt.«

»Sie meinen die Gefangenen des Temple, die Oesterreicherin, die Schwester und die Tochter von Capet,« sagte Dirmer mit einer Zungenfertigkeit, welche seinen Worten jeden Ausdruck benahm.

Morand erbleichte in Erwartung der Antwort des jungen Municipal, und wenn man sie gesehen, hätte man glauben können, seine Nägel wollten eine Furche auf seiner Brust ziehen, so tief drückten sie sich ein.

»Ganz richtig, sie meine ich,« sprach Maurice.

»Wie?« versetzte Morand mit gepreßter Stimme, »ist es wahr, was man sagt, Bürger Maurice?«

»Und was sagt man?« fragte der junge Mann.

»Daß die Gefangenen zuweilen grausam gerade von denjenigen behandelt werden, deren Pflicht es wäre, sie beschützen.«

»Es gibt Menschen,« erwiderte Maurice, »die den Namen eines Menschen nicht verdienen. Es gibt Feinde welche nicht gekämpft haben und die Besiegten nothwendig morden müssen, um sich selbst zu überreden, daß sie Sieger seien.«

»Oh! Sie gehören nicht zu diesen Menschen, dessen bin ich gewiß,« rief Geneviève.

»Madame,« antwortete Maurice, »ich habe Wache die bei dem Schaffot bezogen, aus welchem der König gestorben ist. Ich hatte den Säbel in der Hand und war bereit um Jeden zu tödten, der ihn hätte retten wollen. Als er aber in meine Nähe kam, nahm ich unwillkürlich den Hut ab, wandte mich gegen meine Leute um und sprach zu ihnen: »Bürger, ich sage Euch, daß

ich dem Ersten der den ehemaligen König schmäht, den Säbel durch den Leib renne.«« Oh! Ich fordere Männiglich auf, zu sagen, ob sich ein einziger Schrei sich aus meiner Campagnie hörbar gemacht hat. Ich war es auch, der zuerst einen von den zehn tausend Zetteln schrieb, welche in Paris angeheftet wurden, als der König von Varennes zurückkam:

»»Wer den König grüßt, wird geschlagen, wer ihn schmäht wird gehenkt.««

»Nun wohl,« fuhr Maurice fort, ohne die furchtbare Wirkung zu bemerken, welche diese Worte in der Versammlung hervorbrachten, »ich habe also bewiesen, daß ich ein guter und offenerziger Vaterlandsfreund bin, daß ich die Könige und ihre Parteigänger verabscheue. Aber trotz meinen Ansichten, welche durchaus auf die tiefster Überzeugung beruhen, trotz der Gewißheit, der ich lebe, daß die Oesterreicherin einen großen Antheil an dem Unglück hat, das Frankreich verheert, nie, nie wird ein Mensch, wer es auch sein mag, und wäre es Santerre selbst, Exkönigin in meiner Gegenwart beleidigen.«

»Bürger, unterbrach ihn Dirmer, wie ein Mann, der eine Keckheit nicht billigt, »wissen Sie, daß Sie unserer sehr sicher sein müssen, um solche Dinge in unserer Gegenwart zu sagen?«

»Vor Ihnen, vor Allen, Dirmer, und ich füge bei: Sie wird vielleicht auf dem Schafotte ihres Gemahls sterben, doch ich gehöre nicht zu denjenigen, welchen eine Frau bange macht, und ich werde stets mit schonender Achtung behandeln, was schwächer ist als ich.«

»Und die Königin,« fragte schüchtern Geneviève, »hat sie Ihnen zuweilen bewiesen, Herr Maurice, daß sie empfänglich für die Zartheit war, an die sie entfernt nicht gewöhnt ist?«

»Die Gefangene hat mir wiederholt für meine Rücksichten gegen sie gedankt, Madame.«

»Dann muß sie es mit Vergnügen sehen, wenn die Reihe der Wache an Sie kommt?«

»Ich glaube es,« antwortete Maurice.

»Sagen Sie,« sprach Morand zitternd wie ein Weib, »da Sie zugestanden haben, was Niemand jetzt mehr gesteht, nämlich ein edles Herz: Sie verfolgen die Kinder eben so wenig?«

»Ich!« versetzte Maurice, »fragen Sie den schändlichen Simon, was der Arm des Municipal wiegt, in dessen Gegenwart er den kleinen Capet zu schlagen die Frechheit gehabt hat.«

Diese Antwort brachte eine unwillkürliche Bewegung an dem Tische von Dirmer hervor: alle Gäste erhoben sich ehrfurchtsvoll.

Maurice allein blieb sitzen und vermuthete nicht, daß er diesen Aufschwung der Bewunderung veranlaßte.

»Nun, was gibt es denn?« fragte er erstaunt.

»Ich glaubte, man habe aus der Werkstätte gerufen, antwortete Dirmer.

»Nein, nein,« sagte Geneviève. ich glaubte es Anfangs auch, doch wir haben uns getäuscht.«

Und Alle setzten sich wieder wieder.

»Ah! Bürger,« sagte Morand mit zitternder Stimme, »Sie sind also der Municipal, von dem man so viel gesprochen, und der ein Kind so edelmüthig vertheidigt hat

»Man hat davon gesprochen?« versetzte Maurice in einer fast erhabenen Naivetät.

»Ah! das ist ein edles Herz,« rief Morand, stand vom Tische auf, um seine Gefühle nicht zum Ausbruch kommen zu lassen, und begab sich in die Werkstätte, als ob ihn eine dringende Arbeit dahin rief.

»Ja, Bürger,« antwortete Dirmer, »ja man hat davon gesprochen, und man muß sagen, daß alle Menschen von Herz und Muth Sie gelobt haben, ohne Sie zu kennen.

»Und lassen wir ihn unbekannt,« versetzte Geneviève, »der Ruhm, den wir ihm geben würden, wäre ein gefährlicher Ruhm.«

So hatte Jedes, bei diesem seltsamen Gespräche, ohne es zu wissen, ein Wort über Heldenmuth, Aufopferung und Gefühl vorgebracht.

Selbst die Liebe hatte ihre lauten Klänge gefunden.

---

## XVII.

### *Die Minirer.*

Im Augenblick, wo man den Tisch verließ, wurde Dirmer benachrichtigt, sein Notar erwarte ihn in seinem Cabinet; er entschuldigte sich bei Maurice, den er übrigens auf diese Art zu verlassen die Gewohnheit hatte, und begab sich an den Ort, wo ihn der Notar erwartete.

Es handelte sich um den Ankauf eines kleinen Hauses der Rue de la Corderie, dem Garten des Temple gegenüber. Es war mehr ein Platz als ein Haus, was Dirmer kaufte, denn das gegenwärtige Gebäude zerfiel beinahe in Trümmer, doch er hatte die Absicht, es wieder aufbauen zu lassen.

Der Handel hatte auch durchaus keinen Anstand bei dem Eigenthümer gefunden; der Notar hatte ihn an demselben Morgen besucht und war mit ihm für die Summe von neunzehn tausend fünfhundert Livres übereingekommen. Er erschien bei Dirmer, um den Vertrag unterzeichnen zu lassen und das Geld für das Gebäude in Empfang zu nehmen; der Eigenthümer sollte im Verlaufe des Tages das Haus völlig räumen, damit die Arbeiter schon am nächsten Morgen zum Werke schreiten könnten.

Sobald der Vertrag unterzeichnet war, begaben sich Dirmer und Morand mit dem Notar nach der Rue de la Corderie, um sogleich die neue Erwerbung in Augenschein zu nehmen, denn man hatte den Kauf mit Vorbehalt der Besichtigung abgeschlossen,

Dieses Haus lag ungefähr da, wo jetzt die Nummer ist, hatte drei Stockwerke und darüber eine Mansarde. Der untere Theil war früher an einen Weinhändler vermietet gewesen und enthielt vortreffliche Keller.

Der Eigenthümer rühmte hauptsächlich die Keller, das war der bemerkenswerthe Theil des Hauses; Dirmer und Morand schienen einen geringen Werth auf den Keller zu legen, und dennoch stiegen Beide, wie aus Gefälligkeit, in das hinab, was der Eigenthümer seine Souterains nannte.

Gegen die Gewohnheit der Hauseigenthümer hatte dieser nicht gelogen; die Keller waren herrlich, einer derselben erstreckte sich bis unter die Rue de la Corderie und man hörte von diesem Keller aus die Wagen über die Kopfe hinrollen.

Dirmer und Morand schienen diesen Vortheil durchaus nicht hoch anzuschlagen und sprachen sogar davon die Gewölbe auffüllen zu lassen, welche, obgleich vortrefflich für einen Weinhändler, für gute Bürger, die das ganze Haus einzunehmen gedächten, durchaus unnütz wären.

Nach dem Keller besuchte man den ersten, dann den zweiten, dann den dritten Stock: aus dem dritten schau man völlig in die Gärten des Temple; sie waren, wie gewöhnlich von der Nationalgarde besetzt, welche es sich dort bequem machte, seitdem die Königin nicht mehr spazieren ging.

Dirmer und Morand erkannten ihre Freundin, die Witwe Plumeau, welche mit ihrer gewöhnlichen Thätigkeit die Honneurs ihrer Schenke machte; doch ohne Zweifel war ihr



Verlangen, ebenfalls von derselbe erkannt zu werden, nicht groß, denn sie hielten sich hinter dem Hauseigenthümer verborgen, der sie auf die Vortheile dieser eben so wechselreichen, als angenehmen Aussicht aufmerksam machte.

Der Käufer verlangte sodann die Mansarden zu sehen.

Der Eigenthümer hatte diese Forderung ohne Zweifel nicht erwartet, denn er trug den Schlüssel nicht bei sich; doch gerührt durch das Bündel von Assignaten, das man ihm gezeigt, ging er rasch hinab, um ihn zu holen.

»Ich hatte mich nicht getäuscht,« sagte Morand, »dieses Haus taugt Vortrefflich für unsere Zwecke.«

»Und was sagen Sie zum Keller?«

»Daß dies eine Unterstützung der Vorsehung ist, die uns zwei Tage Arbeit ersparen wird.«

»Glauben Sie, daß er in der Richtung des Kellers der Schenke geht?«

»Er neigt sich ein wenig nach links, doch gleichviel.«

«Aber wie können Sie Ihre unterirdische Linie mit der Gewißheit verfolgen, daß Sie ausmünden, wo Sie wollen?» versetzte Dirmer.

»Seien Sie unbesorgt, das ist meine Sache.«

»Wenn wir von hier aus das Zeichen geben würden, daß wir wachen?«

»Die Königin würde es von der Plattform aus nicht sehen, denn ich glaube, nur die Mansarden allein sind in der Höhe der Plattform, und daran zweifle ich noch.«

»Gleichviel,« sagte Dirmer, »Toulan oder Mauny können es von irgend einer Oeffnung aus sehen und werden Ihre Majestät benachrichtigen.«

Hiernach machte Dirmer Knoten unten an einen Vorhang von weißem Calicot und ließ den Vorhang durch das offene Fenster gehen, als ob ihn der Wind hinausgetrieben hätte.

Dann, als wären Beide ungeduldig, die Mansarden in Augenschein zu nehmen, gingen sie hinaus, um den Eigenthümer auf der Treppe zu erwarten, nachdem sie zuvor die Thüre des dritten Stockwerkes zugemacht hatten, damit dem würdigen Manne nicht der Gedanke käme, seinen flatternden Vorhang zurückzuziehen.

Die Mansarden erreichten, wie es Morand vorhergesehen, noch nicht einmal die Höhe der Zinnen des Thurmes. Dies war zugleich eine Schwierigkeit und ein Vortheil: eine Schwierigkeit, weil man sich nicht durch Zeichen der Königin mittheilen konnte; ein Vortheil, weil die Unmöglichkeit jeden Verdacht beseitigte. Die hohen Häuser waren natürlich diejenigen, welche man am Schärfsten bewachte.

»Man müßte durch Mauny, Toulan oder die Tochter Tison ein Mittel finden, ihr sagen zu lassen, sie möge, Obacht geben,« sprach Dirmer.

»Ich werde darauf bedacht sein,« antwortete Morand.

Man ging hinab. Der Notar wartete im Wohnzimmer mit dem Vertrage.

»Es ist gut,« sprach Dirmer, »das Haus sagt mir zu; bezahlen Sie dem Bürger die neunzehn tausend fünfhundert Livres und lassen Sie ihn unterzeichnen.«

Der Hauseigenthümer zählte ängstlich die Summe und unterzeichnete.

»Du weißt, Bürger,« sprach Dirmer, »die Hauptbedingung ist, daß mir das Haus noch diesen Abend übergeben wird, damit schon morgen die Arbeiten anfangen können.«

»Ich werde mich darnach richten, Bürger, Du kannst die Schlüssel mitnehmen, diesen Abend

um acht Uhr wird es völlig geräumt.«

»Ah! Bürger Notar,« sagte Dirmer, »hast Du uns nicht gesagt, das Haus habe einen Ausgang nach der Rue Porte-Foin?«

»Ja, Bürger,« antwortete der Hauseigenthümer, »doch ich ließ ihn verschließen, denn ich habe nur einen Willfähigen und dieser arme Teufel hatte, genöthigt zwei Thüren zu bewachen, zu viel Mühe. Der Ausgang der indessen auf eine Weise vermauert, daß man ihn abmachen, mit einer Arbeit von kaum zwei Stunden anbringen kann. Wollt Ihr Euch davon überzeugen, Bürger?«

»Ich denke, es ist unnöthig,« erwiderte Dirmer, »ich lege keinen Werth auf diesen Ausgang.«

Und Beide entfernten sich, nachdem sie zum dritten Male den Hauseigenthümer sein Versprechen, die Wohnung bis acht Uhr Abends zu räumen, hatten wiederholen lassen.

Um neun Uhr kamen Beide zurück, in einer gewissen Entfernung gefolgt von fünf bis sechs Männern, auf «eiche bei der in Paris herrschenden Verwirrung Niemand aufmerksam war,

Sie traten zuerst Beide ein; der Verkäufer hatte Wort gehalten, das Haus war völlig leer.

Man schloß die Läden, mit der größten Sorgfalt, schlug dann Feuer und zündete Kerzen an, welche Morand in seiner Tasche mitgebracht hatte.

Hiernach traten die fünf oder sechs Männer hinter einander ein.

Es waren die gewöhnlichen Gäste des Meister Rothgerbers, dieselben Schmuggler, welche eines Abends Maurice hatten tödten wollen und seitdem seine Freunde geworden waren.,

Man schloß die Thüren und stieg in den Keller hinab.

Dieser am Tage so sehr verachtete Keller war am Abend der wichtigste Theil des Hauses geworden.

Man hörte, wie es der Eigenthümer bemerkt hatte, die Wagen über dem Kopfe rollen, was, bewies, daß man sich wirklich unter der Straße befand.

Man verstopfte zuerst alle Oeffnungen, durch welche ein neugieriger Blick dringen konnte.

Dann richtete Morand ein leeres Faß auf und zeichnete auf ein Papier mit Bleistift geometrische Linien.

Während er diese Linien zeichnete, traten seine Gefährten, von Dirmer geführt, aus dem Hause, folgten der Rue de la Corderie und blieben an der Ecke der Rue du Beauce vor einem bedeckten Wagen stehen. In diesem Wagen saß ein Mann, der Jedem ein Pionier-Werkzeug gab, dem Einen ein Grabscheit, dem Andern eine Haue, Diesem eine Hebestange, Jenem einen Karst. Jeder verbarg das Werkzeug, das man ihm gegeben hatte, entweder in seinem Oberrock oder unter seinem Mantel. Die Gräber schlugen wieder den Weg nach dem kleinen Haus ein und der Wagen verschwand.

Morand hatte seine Arbeit beendet.

Er ging gerade auf eine Ecke des Kellers zu und sprach:

»Hier grabt.«

Die Befreiungsarbeiter schritten sogleich zum Werk.

Die Lage der Gefangenen im Temple war immer ernster und besonders immer schmerzlicher geworden. Einen Augenblick hatten die Königin, Madame Elisabeth und Madame Royale wieder einige Hoffnung gefaßt. Von Mitleid für die erhabenen Gefangenen ergriffen, hatten ihnen die Municipale Toulan und Lepitre Theilnahme kundgegeben. Wenig an diese Zeichen von Mitgefühl gewöhnt, waren die armen Frauen Anfangs mißtrauisch gewesen. Doch man mißtraut

nicht lange, wenn man hofft. Was konnte übrigens der Königin geschehen, welche von ihrem Sohne durch das Gefängniß, von ihrem Gatten, durch den Tod getrennt war? daß sie wie dieser das Blutgerüste besteigen mußte. Das war ein Schicksal, welches sie seit langer Zeit vor sich erblickte, ein Schicksal, an das sie sich endlich gewöhnt hatte

Als zum ersten Male die Reihe wieder an Toulan und Lepitre kam, bat sie die Königin, sie möchten ihnen wenn sie wirklich an ihrem Schicksale Theil nähmen, die einzelnen Umstände bei dem Tode des Königs erzählen. Dies war eine traurige Prüfung, der man ihr Mitgefühl unterwarf. Lepitre hatte der Hinrichtung beigewohnt, er gehorchte dem Befehl der Königin

Die Königin verlangte die Zeitungen, welche einen Bericht über die Hinrichtung enthielten. Lepitre versprach sie bei der nächsten Wache zu bringen; die Reihe der Wache kehrte von drei zu drei Wochen wieder.

Zur Zeit des Königs waren vier Municipale im Temple, nach seinem Tod nur noch drei; einer wachte bei Tag und zwei wachten in der Nacht. Toulan und Lepitre ersannen eine List, um stets bei Nacht mit einander, auf der Wache zu sein.

Ueber die Wachestunden wurden Loose gezogen; man schrieb auf einen Zettel Tag und auf die zwei anderen Nacht. Jeder zog einen Zettel aus einem Hut, der Zufall brachte die Wächter der Nacht zusammen.

Lepitre und Toulan waren jedes Mal mit einander auf der Wache; sie schrieben Tag auf die drei Zettel und boten, den Hut dem Municipal, den sie beseitigen wollten. Dieser streckte die Hand in die improvisierte Urne und zog notwendig einen Zettel heraus, aus dem das Wort Tag stand. Toulan und Lepitre vernichteten die zwei andern und murrten dabei gegen den Zufall, der ihnen beständig die unangenehmere Wache gab, nämlich die der Nacht.

Als die Königin ihrer zwei Wächter sicher war, brachte sie dieselben in Verbindung mit dem Chevalier von Maison-Rouge. Dann wurde ein Entweichungsplan festgestellt. Die Königin und Madame Elisabeth sollten verkleidet als Municipalbeamte mit Karten fliehen, die man ihnen verschaffen würde. Was die zwei Kinder, nämlich Madame Royale und den jungen Dauphin betrifft, so hatte man bemerkt, daß der Mann, der die Laternen im Temple anzündete, stets zwei Kinder von demselben Alter wie die Prinzessin und der Prinz mitbrachte. Es wurde verabredet, daß Turgy, von dem wir noch nicht gesprochen, sich in die Tracht des Anzünders kleiden und Madame Royale und den Dauphin entführen sollte.

Wir wollen nun mit zwei Worten sagen, wer Turgy war.

Turgy war ein ehemaliger Diener der Mundküche des Königs, der mit einem Theile des Haushaltes der Tuileries in den Temple kam, denn der König hatte Anfangs eine ziemlich gut organisierte Tafelbedienung. Im ersten Monat kostete diese Bedienung die Nation dreißig bis vierzig tausend Franken,

Eine solche Verschwendung konnte begreiflicher Weise nicht lange dauern. Die Gemeinde traf eine andere Anordnung. Man entließ Küchenmeister, Köche und Küchenjungen. Ein einziger Küchendiener wurde beibehalten, dieser Küchendiener war Turgy.

Turgy war daher ein ganz natürlicher Vermittler zwischen den Gefangenen und ihren Parteigängern, denn Turgy konnte hinausgehen und folglich Billets wegtragen und Antworten zurückbringen.

Gewöhnlich waren diese Billets als Pfropfe zusammengerollt aus den Mandelmilchflaschen, die man der Königin und Madame Elisabeth zukommen ließ. Es waren mit Citrone geschrieben

und die Buchstaben blieben den unsichtbar, bis man sie dem Feuer näherte.

Alles war zur Flucht bereit, als eines Tags Tison seine Pfeife mit einem Propfe von einer dieser Flaschen anzündete. Während das Papier brannte, sah er Charaktere erscheinen. Er löschte das halbverbrannte Papier aus und überbrachte das Bruchstück dem Rath des Temple. Hier näherte man es dem Feuer, doch man konnte nur einige Worte ohne Folge lesen, da die andere Hälfte Papiers in Asche verwandelt war.

Nur erkannte man die Handschrift der Königin. Als man Tison befragte, erzählte er, er habe einige Gefälligkeiten von Seiten von Lepitre und Toulan gegen Gefangenen zu bemerken geglaubt. Die zwei Commisäre, wurden der Municipalität angezeigt und konnten nicht mehr in den Temple zurückkehren.

Es blieb noch Turgy. Doch das Mißtrauen war im höchsten Grade rege gemacht; nie ließ man ihn allein bei den Prinzessinnen, jede Verbindung mit Außen war also unmöglich geworden.

Eines Tags gab jedoch Madame Elisabeth Turgy zum Reinigen ein kleines Messer mit einem goldenen Hefte, dessen sie sich bediente, um ihr Obst zu schneiden. Turgy vermuthete etwas und zog, während er es abwischte, das Heft zurück: es enthielt ein Billet.

Dieses Bittet war ein ganzes Alphabet von Zeichen.

Turgy gab das Messer Madame Elisabeth zurück doch ein anwesender Municipal entriß es ihren Händen und untersuchte das Messer, an dem er ebenfalls die Klinge vom Hefte trennte; glücklicher Weise war das Billet nicht mehr darin. Der Municipal confiscirte nichtsdestoweniger das Messer,

Da ersann der unermüdliche Chevalier von Maison-Rouge den zweiten Versuch, den man mittelst des Hauses, das Dirmer gekauft, ausführen sollte.

Die Gefangenen hatten indessen allmählig alle Hoffnung verloren. Die Königin, welche ungemein über das Geschrei erschrak, das von der Straße bis zu ihr drang, und durch eben dieses Geschrei erfuhr, daß man die Girondisten, die letzte Stütze des Moderantismus, in Anklagezustand zu versetzen beabsichtigte, war an diesem Tage von einer schmerzlichen Traurigkeit. Denn waren die Girondisten todt, so hatte die königliche Familie keinen Vertheidiger mehr im Convent.

Um sieben, Uhr trug man das Abendbrod auf. Die Municipale untersuchten jede Platte wie gewöhnlich, entfalteten eine nach der andern die Servietten, sondierten das Brot, der Eine mit einer Gabel, der Andere mit den Fingern, und ließen die Macronen und die Nüsse erbrechen, Alles aus Furcht, es könnte ein Billet bis zu m Gefangenen gelangen; als diese Vorsichtsmaßregeln genommen waren, luden sie die Königin und die Prinzessin ein, sich zu Tische zu setzen, dies mit den einfachen Worten:

»Witwe Capet, Du kannst speisen.«

Die Königin schüttelte den Kopf, zum Zeichen, daß Sie keinen Hunger habe.

Doch in diesem Augenblick kam Madame Royale auf sie zu, als ob sie ihre Mutter umarmen wollte, und sagte zu ihr:

»Setzen Sie sich zu Tische, Madame, ich glaube, Turgy macht uns ein Zeichen.«

Die Königin bebte und schaute empor. Turgy stand ihr gegenüber, die Serviette auf dem linken Arme und mit der rechten Hand sein Auge berührend.

Sie erhob sich sogleich, ohne eine Schwierigkeit machen, und nahm ihren gewöhnlichen Platz am Tische.

Die zwei Municipale wohnten dem Mahle bei; es war ihnen verboten, die Prinzessinnen einen Augenblick mit Turgy allein zu lassen.

Die Füße der Königin und die von Madame Elisabeth begegneten sich unter dem Tische und drückten sich.

Da die Königin Turgy gegenüber saß, so entging ihr nicht eine Geberde des Dieners. Uebrigens war, seine Geberden so natürlich, daß sie den Municipal, kein Mißtrauen einflößen konnten und auch wirklich kein, einflößten.

Nach dem Abendbrote trug man mit denselben Vorsichtsmaßregeln ab, die man beim Auftragen genommen hatte: die geringsten Brotbrocken wurden aufgehoben und untersucht; dann ging Turgy zuerst hinaus, ihm folgten die Municipale, doch die Tison blieb.,

Diese Frau war ganz wild geworden, seitdem sie von ihrer Tochter getrennt hatte, von deren Schicksal sie durchaus nichts wußte. So oft die Königin Madame Royale umarmte, bekam sie Anfälle von Wuth, welche dem Wahnsinn glichen; die Königin, deren mütterliches Herz den Schmerz der Mutter begriff, hielt oft in dem Augenblick inne, wo sie sich diesen Trost, den einzigen der ihr blieb, den Trost, ihre Tochter an ihr Herz zu drücken, geben wollte.

Tison kam, um seine Frau zu holen, doch diese erklärte, sie würde sich nicht eher entfernen, als bis die Witwe Capet sich niedergelegt hätte.

Madame Elisabeth nahm nun Abschied von der Königin und ging in ihr Zimmer,

Die Königin entkleidete sich und ging zu Bette, ebenso Madame Royale; dann nahm die Frau Tison die Kerze und entfernte sich.

Die Municipale lagen bereits aus ihren Gurtbetten im Corridor.

Der Mond, dieser bleiche Gast der Gefangenen, ließ durch die Oeffnung des Ladens einen schrägen Strahl fallen, der vom Fenster zum Fuße des Bettes der Königin glitt.

Einen Augenblick blieb Alles ruhig und schweigsam im Zimmer

Dann drehte sich sachte eine Thüre auf ihren Angeln: ein Schatten trat in den Lichtstrahl und näherte sich den Häupten des Bettes. Es war Madame Elisabeth.

»Haben Sie gesehen?« sagte sie mit leiser Stimme.

»Ja,« antwortete die Königin.

»Haben Sie verstanden?«

»So gut, daß ich nicht daran glauben kann.«

»Wir wollen die Zeichen wiederholen.«

»Zuerst berührte er sein Auge, um uns zu bezeichnen, daß etwas Neues vorgehe.«

»Dann legte er seine Serviette von seinem linken Arm auf seinen rechten, was besagen will, daß man sich mit unserer Befreiung beschäftigt.«

»Hierauf drückte er die Hand an seine Stirne, wodurch er bedeutete, die Hilfe, die er uns ankündige, komme aus dem Innern und nicht vom Ausland.«

»Als Sie ihn sodann baten, morgen Ihre Milch nicht zu vergessen, machte er zwei Knoten an sein Taschentuch.«

»Es ist also abermals der Chevalier von Maison-Rouge. Edles Herz!«

»Er ist es,« sprach Madame Elisabeth.

»Schläfst Du, meine Tochter?« fragte die Königin.

»Nein, meine Mutter,« antwortete Madame Royale.

»So bete, Du weißt für wen.«

Madame Elisabeth kehrte geräuschlos in ihr Zimmer zurück, und fünf Minuten lang hörte man die Stimme der jungen Prinzessin, welche in der Stille der Nacht mit Gott sprach.

Es war dies gerade in dem Augenblicke, wo auf die Angabe von Morand die ersten Schläge mit der Haue in dem kleinen Hause der Rue de la Corderie geschahen.

---

## XVIII.

### *Wolken.*

Abgesehen von der Berausung der ersten Blick, hatte sich Maurice unter seiner Erwartung bei der Aufnahme gefunden, die ihm Geneviève bereitet, und er rechne, auf die Einsamkeit, um den Weg wieder zu gewinnen, den er auf der Bahn seiner Zuneigung verloren hatte, oder wenigstens verloren zu haben schien.

Doch Geneviève hatte ihren festen Plan; sie gedachte ihm keine Gelegenheit mehr zu einem Zusammensein unter vier Augen zu geben, um so mehr, als sie sich gerade durch ihre Süßigkeit erinnerte, wie gefährlich solche Zusammenkünfte waren,

Maurice zählte auf den andern Tag; eine Verwandtin ohne Zweifel zum Voraus benachrichtigt, war zum Besuch gekommen und Geneviève hatte sie zurückgehalten, Diesmal ließ sich nichts sagen, denn es konnte kein Fehler auf Seiten von Geneviève sein.

Als Maurice wegging, wurde er beauftragt, die Verwandtin, welche in der Rue des Fossés-Saint-Vivtor wohnte, zurückzuführen.

Maurice entfernte sich mit einem verdrießlichen Gesichte, doch Geneviève lächelte ihm zu und Maurice nahm dieses Lächeln für ein Versprechen.

Leider täuschte sich Maurice. Am andern Tag, am 2. Juni, einem furchtbaren Tage, der den Fall der Girondisten sah, gab Maurice seinem Freunde Lorin, welcher ihn durchaus in den Convent mitnehmen wollte, den Abschied und setzte Alles bei Seite, um seine Freundin zu sehen. Die Göttin der Freiheit hatte eine furchtbare Nebenbuhlerin an Geneviève. Maurice traf Geneviève in ihrem kleinen Salon, Geneviève voll Anmuth und Zuvorkommenheit; doch bei ihr war eine junge Kammerfrau n der dreifarbigem Cocarde, welche in einer Fensterecke Sacktücher zeichnete und ihren Platz nicht verließ.

Maurice faltete die Stirne: Geneviève bemerkte, daß der Olympier schlechter Laune war; doch da sie ihre Liebenswürdigkeit nicht so weit trieb, daß sie die junge Willfährige entließ, so wurde Maurice ungeduldig und entfernte sich eine Stunde früher als gewöhnlich.

Alles dies konnte Zufall sein. Maurice faßte Geduld, diesen Abend war überdies die Lage der Dinge so furchtbar, daß, obgleich Maurice seit einiger Zeit, außerhalb der Poilitik lebte, der Lärmen bis zu ihm drang. Es bedurfte nicht weniger als den Fall einer Partei, welche zehn Monate in Frankreich regiert hatte, um ihn einen Augenblick seiner Liebe zu entziehen.

Am andern Tage dasselbe Verfahren von der Seite von Geneviève: Maurice hatte in der Voraussicht dieses Systems einen Plan festgestellt: als Maurice zehn Minuten nach der Ankunft sah, daß die Kammerfrau, nachdem sie ein Dutzend Sacktücher gezeichnet, sechs Dutzend Servietten zerriss, zog er seine Uhr, stand auf, grüßte Geneviève und entfernte sich ohne ein Wort zu sagen.

Mehr noch: als er wegging, drehte er sich nicht ein einziges Mal um.

Geneviève, welche sich erhoben hatte, um ihm mit den Augen durch den Garten zu folgen, blieb einige Secunden ohne Gedanken, bleich, die Nerven angegriffen, und fiel dann ganz bestürzt über die Wirkung ihrer Diplomatie auf ihren Stuhl zurück.

In diesem Augenblick trat Dirmer ein.

»Maurice ist weggegangen?« rief er erstaunt.

»Ja,« stammelte Geneviève.

»Aber er ist kaum erst gekommen?«

»Ungefähr vor einer Viertelstunde.«

»Dann wird er wohl wieder kommen.«

»Ich bezweifle es.«

»Lassen Sie uns, Muguet<sup>6</sup>« sagte Dirmer.

Die Kammerfrau hatte diesen Blumennamen aus Haß gegen den Namen Marie angenommen, den sie unglücklicher Weise wie die Oesterreicherin führte.

Aus die Aufforderung ihres Herrn stand sie aus und ging hinaus.

»Nun, liebe Geneviève,« fragte Dirmer, »ist der Friede mit Maurice geschlossen?«

»Im Gegenteil, mein Freund, ich glaube, wir sind zu dieser Stunde kälter als je.«

»Und wer hat diesmal Unrecht?«

»Maurice ohne allen Zweifel.«

»Lassen Sie hören, machen Sie mich zum Richter.«

»Wie!« versetzte Geneviève erröthend, »Sie erraten nicht?«

»Warum er sich geärgert hat? Nein.«

»Er ist Muguet gehässig geworden, wie es scheint.«

»Bah! wahrhaftig? Dann muß man dieses Mädchen wegschicken. Ich werde mich wegen einer Kammerjungfer nicht eines Freundes wie Maurice berauben.«

»Oh!« sagte Geneviève, »ich glaube nicht, daß er verlangen würde, man sollte sie aus dem Hause verbannen und er dürfte sich wohl damit begnügen. . .«

»Womit?«

»Daß man sie aus meinem Zimmer verbannte.«

»Und Maurice hat Recht,« sprach Dirmer. »Ihnen und nicht Muguet macht Maurice Besuch, es ist also unnöthig, daß Muguet im Zimmer bleibt, wenn Maurice kommt.«

Geneviève schaute ihren Gatten erstaunt an.

»Aber, mein Freund . . .« sagte sie.

»Geneviève,« erwiderte Dirmer, »ich glaubte in Ihnen eine Verbündete zu haben, die mir die Aufgaben, welche ich mir gestellt, leichter machen würde, und Ihre Befürchtungen verdoppeln unsere Schwierigkeiten. Vor vier Tagen glaubte ich Alles unter uns abgethan und festgestellt, nun ist Alles wieder auszugleichen. Geneviève, habe ich, Ihnen nicht gesagt, ich vertraue auf Sie, auf Ihre Ehre; habe ich Ihnen nicht gesagt, Maurice müsse ein innigerer, ein minder mißtrauischer Freund von uns werden, als je? O mein Gott! die Frauen sind doch ein ewiges Hinderniß bei unsern Plänen.«

»Haben Sie denn nicht ein anderes Mittel? Für uns Alle, wie ich bereits gesagt, wäre es besser, wenn Maurice entfernt würde.«

»Ja, für uns Alle vielleicht, doch für diejenige, welche über uns ist, der wir unser Vermögen, unser Leben, unser Glück sogar zu opfern geschworen haben, muß dieser junge Mann zurückkommen. Wissen Sie, daß man gegen Turgy Verdacht hat, und daß man davon spricht, den Prinzessinnen einen andern Diener zu geben?«



»Es ist gut, ich werde Muguet wegschicken.«

»Ei, mein Gott, Geneviève,« sprach Dirmer, mit einer von jenen Bewegungen der Ungeduld, welche so selten bei ihm vorkamen, »warum sprechen Sie mir hiervon? Warum blasen Sie das Feuer meines Geistes mit dem Ihrigen an, warum schaffen Sie mir Schwierigkeiten in der Schwierigkeit selbst? Geneviève, thun Sie als ehrliche, ergebene Frau, was Sie thun zu müssen glauben, mehr sage ich Ihnen nicht; morgen werde ich ausgegangen sein; morgen ersetze ich Morand bei seinen Ingenieurarbeiten. Ich speise nicht mit Ihnen zu Mittag, doch er wird mit Ihnen speisen; wir haben etwas von Maurice zu erbitten, er wird Ihnen erklären, was das ist. Bedenken Sie wohl, was von ihm zu erbitten ist, denn es handelt sich um eine wichtige Sache; es ist nicht das Ziel, auf das wir losgehen, sondern das Mittel; es ist die letzte Hoffnung dieses so guten, so edlen, so ergebenen Mannes, dieses Beschützers von Ihnen und von mir, für den wir unser Leben hingeben müssen.«

»Und für den ich das meinige auch hingeben würde,« rief Geneviève voll Begeisterung.

»Ich weiß nicht, wie es gekommen ist, Geneviève, doch Sie haben diesen Mann nicht bei Maurice beliebt zu machen gewußt, und es war doch vor Allem von Belang, daß er ihn liebte. In der schlimmen Stimmung des Geistes, in die Sie ihn versetzt haben, wird somit Maurice vielleicht Morand verweigern, was sich dieser von ihm erbittet und was wir um jeden Preis erhalten müssen. Soll ich Ihnen nun sagen, Geneviève, wohin Morand alle ihre Zartheiten und Empfindsamkeiten führen werden

»Oh! mein Herr,« rief Geneviève die Hände falte und erbleichend, »oh! mein Herr, sprechen wir nie hiervon.«

»Nun wohl,« versetzte Dirmer,« indem er seine Lippen auf die Stirne seiner Frau drückte, »seien Sie stark und überlegen Sie.«

Und er verließ das Zimmer.

»Oh, mein Gott! mein Gott!« murmelte Geneviève voll Bangigkeit, »wie viel Gewalt thun sie mir an, damit ich diese Liebe annehme, der meine ganze Seele entgegenfliegt.«

Der andere Tag war wie gesagt eine Decadi.<sup>7</sup>

Es gab ein Herkommen in der Familie Dirmer, wie bei allen bürgerlichen Familien jener Zeit; dies war ein längeres und feierlicheres Mittagmahl am Sonntag, als an den andern Tagen. Seit seinem vertraulichen Verkehr mit dem Hause hatte Maurice, einmal für allemal zum Mittagessen eingeladen, nie hierbei gefehlt. An diesem Tag kam Maurice, obgleich man sich erst um zwei Uhr zu Tische zu setzen pflegte, zur Mittagsstunde.

Nach der Art und Weise, wie er weggegangen im verzweifelte Geneviève beinahe, ihn zu sehen.

Es schlug in der That zwölf Uhr, ohne daß man Maurice erblickte, dann halb ein Uhr, dann ein Uhr.

Es läßt sich nicht beschreiben, was während dieses Wartens in dem Herzen von Geneviève vorging.

Sie hatte sich Anfangs so einfach als möglich gekleidet, als sie aber sah, daß er zögerte, steckte sie, in jenem Gefühle der dem Herzen der Frau natürlichen Coquetterie, eine Blume an ihre Seite, eine Blume in ihre Haare und wartete abermals, indeß sie ihr Herz immer mehr sich zusammenschnüren fühlte. So erreichte man beinahe den Augenblick, wo man sich zu Tische setzen sollte, und Maurice erschien nicht.

Um zwei Uhr weniger zehn Minuten hörte Geneviève den Tritt des Pferdes von Maurice, den ihr so wohlbekanntem Tritt.

.Oh! da ist er,« rief sie; »sein Stolz konnte nicht gegen seine Liebe standhalten. Er liebt mich! er liebt mich!«

Maurice sprang von seinem Pferde und übergab es im Gärtner, befahl ihm aber, ihn zu erwarten, wo er war. Geneviève sah ihn absteigen und bemerkte voll Unruhe, daß der Gärtner das Pferd nicht in den Stall führte.«

Maurice trat ein; er war an diesem Tag von einer glänzenden Schönheit. Der weite schwarze Rock mit großen Umschlägen, die weiße Weste, die gemlederne Hose, welche Beine geformt nach denen von Apollo hervorhob, sein Kragen von weißem Batist und seine schönen, eine breite, glatte Stirne enthüllenden Haare machten aus ihm einen Typus von Zierlichkeit und kräftiger Natur.

Er trat ein; das Herz von Geneviève erweiterte sich und sie empfing ihn strahlend.

»Ah! Sie sind hier,« sprach sie, indem sie ihm die Hand reichte, »nicht wahr, Sie speisen mit uns zu Mittag?«

»Im Gegentheil, Bürgerin,« erwiderte Maurice in kaltem Tone, »ich wollte Sie um Erlaubniß bitten, wegbleiben zu dürfen.«

»Wegbleiben?...«

»Ja, die Geschäfte der Section nehmen mich in Anspruch. Ich befürchtete, Sie könnten auf mich warte und mich der Unhöflichkeit beschuldigen; deshalb bin ich gekommen.«

Geneviève fühlte, wie ihr Herz, das einen Augenblick von einem Wohlbehagen ergriffen gewesen war, sich abermals zusammenpreßte.

»O mein Gott!« sprach sie, »und Dirmer, der nicht hier speist, Dirmer zählte darauf, Sie bei seiner Rückkehr zu finden, und beauftragte mich, Sie zurückzuhalten.«

»Ah! dann begreife ich, warum Sie auf mein Bleiben dringen, Madame. Es ist die Folge eines Befehles Ihres Gatten. Und ich errieth das nicht sogleich! In der That, ich werde nie von meinen Albernheiten zurückkommen.«

»Maurice!«

»Doch ich habe mich mehr an Ihre Handlungen, als an Ihre Worte zu halten. Es geziemt sich für mich, einzusehen, daß, wenn Dirmer nicht hier speist, für mich ein Grund mehr vorhanden ist, nicht zu bleiben. Seine Abwesenheit wäre ein Zuwachs von Beengung für Sie.«

»Warum dies?« fragte schüchtern Geneviève.

»Weil Sie es sich seit meiner Rückkehr zur Ausgabe gemacht zu haben scheinen, mich zu vermeiden; weil ich Ihretwegen, nur Ihretwegen allein zurückgekommen bin mein Gott! das wissen Sie wohl, und weil ich seit meine Rückkehr beständig Andere als Sie getroffen habe.«

»Stille!« versetzte Geneviève, »Sie sind abermals ungehalten, mein Freund, und ich thue doch mein Bestes.«

»Nein, Geneviève, Sie können noch etwas Bessere, thun, Sie können mich empfangen wie früher oder mich ganz und gar fortjagen.«

»Hören Sie, Maurice,« erwiderte Geneviève mit zärtlichem Tone, »begreifen Sie meine Lage, errathen Sie meine Bangigkeit und spielen Sie nicht mehr den Thyrrannen gegen mich.«

Und die junge Frau näherte sich ihm und schaute ihn voll Traurigkeit an.

Maurice schwieg.

»Aber was wollen Sie denn von mir?« fuhr sie fort.

»Ich will Sie lieben, Geneviève, da ich fühle, daß ich nun nicht mehr ohne diese Liebe leben kann.«

»Maurice, haben Sie Mitleid!«

»Madame, dann hätten Sie mich sollen sterben lassen!« rief Maurice.

»Sterben!«

»Ja, sterben oder vergessen.«

»Sie könnten also vergessen,« rief Geneviève, der die Thränen aus dem Herzen in die Augen sprangen.

»Oh! nein, nein,« sprach Maurice, während er auf die Kniee fiel, »nein, Geneviève, sterben vielleicht, vergessen, nie! nie!«

»Und dennoch,« versetzte Geneviève mit Festigkeit, dennoch wäre es das Beste, Maurice, denn diese Liebe ist ein Verbrechen.«

»Haben Sie das Herrn Morand gesagt?« versetzte Maurice, der durch diese plötzliche Kälte wieder Fassung erlangte.

»Herr Morand ist kein Wahnsinniger wie Sie, Maurice, ich habe nie nöthig gehabt, ihm anzudeuten, wie er sich in dem Hause eines Freundes benehmen sollte.«

»Wetten wir,« erwiderte Maurice ironisch lächelnd, wetten wir, daß, wenn Dirmer auswärts speist, Morand sich nicht von hier weg begeben wird. Ah! das müssen Sie mir entgegenstellen, Geneviève, wenn Sie mich verhindern wollen, Sie zu lieben; denn so lange Morand hier ist, hier an Ihrer Seite, ohne Sie eine Secunde zu verlassen,« fuhr er mit Verachtung fort, »oh! Nein, nein, so lange dies der Fall ist, werde ich Sie nicht lieben, oder mir wenigstens nicht gestehen, daß ich Sie liebe.

»Und ich,« rief Geneviève, durch diesen ewigen Verdacht bis zum Aeüßersten getrieben, indem sie den Arm des jungen Mannes mit einer Art von Wuth drückte, »ich schwöre Ihnen, hören Sie wohl, Maurice, es sei dies ein für allemal gesagt, es sei gesagt, um nie wiederzukehren, ich schwöre Ihnen, daß Morand nie ein Wort von Liebe an mich gerichtet, daß mich Morand nie geliebt hat, daß mich Morand nie lieben wird: ich schwöre Ihnen bei meiner Ehre, ich schwöre es Ihnen bei der Seele meiner Mutter!«

»Ach! ach!« rief Maurice, »wie gern möchte ich Ihnen glauben.«

»Oh! glauben Sie mir, armer Narr,« sagte sie m einem Lächeln, das für jeden Andern als einen Eifersüchtigen ein reizendes Geständniß gewesen wäre, »glauben Sie mir; wollen Sie übrigens mehr hierüber wissen. Nun wohl, Morand liebt eine Frau, vor der alle Frauen der Erde verschwinden, wie die Blumen des Feldes von den Gestirnen des Himmels verschwinden.«

»Und welche Frau kann so die andern Frauen verdunkeln, während sich Geneviève unter ihrer Zahl findet?«

»Ist diejenige, welche man liebt, nicht immer ein Meisterwerk der Schöpfung?« versetzte Geneviève lächelnd.

»Nun,« sprach Maurice, »wenn Sie mich nicht lieben, Geneviève . . .«

Die junge Frau erwartete voll Bangen das Ende des Satzes.

»Wenn Sie mich nicht lieben,« fuhr Maurice fort, »so können Sie mir doch wenigstens

schwören, nie einen Andern zu lieben.«

»Oh! was das betrifft, Maurice, ich schwöre es Ihnen und zwar von ganzem Herzen,« rief Geneviève entzückt, daß ihr Maurice selbst diesen Vergleich mit ihrem Gewissen bot.

Maurice ergriff die beiden Hände, welche Geneviève zum Himmel erhob, und bedeckte sie mit glühenden Küssen.

»Nun werde ich gut, leicht zugänglich, vertrauensvoll, edelmüthig sein,« sprach er. »Ich will Ihnen zulächeln, ich will glücklich sein.«

»U« Sie werden nicht mehr verlangen?«

»Ich werde mich bemühen.«

»Ich denke, es ist nun unnöthig, daß man Ihnen dieses Pferd an der Hand hält,« sagte Geneviève.

»O Geneviève! ich wollte, die ganze Welt würde warten, und ich könnte sie Ihretwegen warten lassen.«

Man hörte Tritte im Hofe.

»Man kommt, um uns zu melden, daß aufgetragen ist,« sprach Geneviève.

Sie drückten sich verstohlen die Hand.

Morand kam und verkündigte, daß man nur Maurice und Geneviève erwarte, um sich zu Tische zu setzen.

Er hatte sich für dieses Mittagmahl auch schön gemacht.

---

## XIX.

### *Die Bitte.*

Aus eine ausgesuchte Weise gekleidet, war Morand ein, Gegenstand nicht geringer Neugierde von Maurice.

Der verfeinertste Muscadin hätte nichts an dem Knoten seiner Halsbinde, an den Falten seiner Stiefeln, an der Zartheit seiner Wäsche zu tadeln gefunden.

Doch es ist nicht zu leugnen, es waren immer dieselben Haare und dieselbe Brille.

Es kam dann Maurice vor, so sehr hatte ihn der Schwur von Geneviève beruhigt, als erblickte er zum ersten Male diese Haare und diese Brille unter ihrem wahren Lichte.

»Der Teufel soll mich holen!« sagte Maurice zu sich selbst, indem er ihm entgegen ging, »der Teufel soll mich holen, wenn ich je mehr gegen Dich eifersüchtig bin, vortrefflicher Bürger Morand! Ziehe, wenn Du willst, alle Tage Dein taubenhalsfarbiges Kleid von den Decadis an und laß Dir für diese Decadis einen Rock von Goldstoff machen. Von heute an verspreche ich Dir nur noch Deine Haare und Deine Brille zu sehen und Dich nicht nicht mehr zu beschuldigen, Du liebest Geneviève.«

Man begreift, wie viel offener und inniger der, Händedruck, den er dem Bürger Morand in Folge dieses Selbstgespräches gab, sein mußte, als der, welchen er ihm gewöhnlich gab.

Gegen die Gewohnheit fand das Mittagemahl in kleinem Ausschuß statt. Nur drei Couverte lagen auf einem schmalen Tische. Maurice begriff, daß er unter diesem Tisch dem Fuße von Geneviève begegnen könnte, der Fuß würde dann die von der Hand begonnene stumme verliebte Phrase fortsetzen.

Man nahm Platz. Maurice sah Geneviève in schräger Richtung, sie saß zwischen dem Lichte und ihm; ihr schwarzen Haare hatten einen blauen Reflex wie der Flügel des Adlers; ihre Gesichtshaut funkelte, ihr Auge war feucht vor Liebe.

Maurice suchte und traf den Fuß von Geneviève. Bei der ersten Berührung, deren Wiedersehen er auf ihrem Gesichte wahrzunehmen trachtete, sah er sie zugleich erröthen und erbleichen, doch der kleine Fuß blieb friedlich unter dem Tische, entschlummert zwischen seinen zwei Füßen

Mit seinem taubenhalsfarbigen Rocke schien Morand seinen Decadi-Geist wieder angenommen zu haben, diesen glänzenden Geist, den Maurice zuweilen von den Lippen dieses seltsamen Mannes hatte springen sehen, diesen Geist, der ohne Zweifel so gut die Flamme seiner Augen begleitet haben würde, hätte nicht eine grüne Brille diese Flamme erstickt.

Er sprach tausend Tollheiten, ohne je zu lachen: was die Kraft der Scherzhaftigkeit von Morand bildete, was seinen Einfällen einen seltsamen Zauber verlieh, war sein unsterblicher Ernst. Dieser Kaufmann, welcher so viele Reisen, für den Handel mit Fellen aller Art gemacht hatte, von den Pantherfellen bis zu den Kaninchenbälgen, dieser Chemiker mit den rothen Armen, kannte Aegypten wie Herodot, Afrika wie Levaillant und die Oper und die Boudoirs wie ein Muscadin.

«Aber der Teufel soll mich holen, Bürger Morand,« sprach Maurice, »Sie sind nicht allein ein

Gelehrter, sondern auch ein Weiser.«

»Oh! ich habe viel gesehen, und besonders viel gelesen,« erwiderte Morand; »und dann muß ich mich nicht auch ein wenig auf das Leben der Vergnügungen vorbereiten, das ich zu umfassen gedenke, sobald ich mein Glück gemacht habe? Es ist Zeit, Bürger Maurice, »es ist Zeit!«

»Bah!« versetzte Maurice, »Sie sprechen wie ein Greis; wie alt sind Sie denn?«

Morand wandte sich bebend bei dieser Frage um, so natürlich sie auch war.

»Ich bin acht und dreißig Jahre alt,« sagte er. »Ah! so ist es, wenn man ein Gelehrter ist, wie Sie sagen, man hat kein Alter mehr.«

Geneviève fing an zu lachen, Maurice bildete den Chor; Morand begnügte sich zu lächeln,

»Sie sind also viel gereist?« fragte Maurice, indem n den Fuß von Geneviève, der sich unmerklich frei zu machen suchte, fest zwischen seine Füße preßte.

«Einen Theil meiner Jugend habe ich im Auslande hingebracht,« antwortete Morand.

»Viel gesehen, verzeihen Sie, viel beobachtet, hätte ich sagen sollen, denn ein Mann wie Sie kann nicht sehen, ohne zu beobachten.«

»Meiner Treue, ja, viel gesehen,« erwiderte Morand, »ich möchte beinahe sagen, daß ich Alles gesehen.«

»Alles, Bürger! das ist viel,« entgegnete Maurice lachend; »ei! wenn Sie suchten.«

»Oh! ja, Sie haben Recht. Es gibt zwei Dinge, die ich nie gesehen habe. Freilich werden diese zwei Dinge immer seltener.«

»Was ist das? fragte Maurice.

»Das erste,« antwortete Morand mit ernstem Tone »ist ein Gott.«

»Ah! Bürger Morand,« rief Maurice, »in Ermangelung eines Gottes könnte ich Ihnen eine Göttin zeigen.«

»Wie dies?« unterbrach ihn Geneviève,

»Ja, eine Göttin von ganz neuer Schöpfung, die Göttin Vernunft. Ich habe einen Freund, von dem Sie mich zuweilen sprechen hörten, meinen lieben, braven Lorin, ein goldenes Herz, einen trefflichen Mann, der nur den einzigen Fehler hat, daß er Reime und Wortspiele macht.«

.Nun? . . .«

»Er hat die Stadt Paris mit einer vollkommen beschaffenen Göttin Vernunft beschenkt, gegen die man nichts einzuwenden gefunden. Es ist die Bürgerin Arthemise, Extänzerin der Oper und gegenwärtig Parfümeriehändlerin in der Rue Martin. Sobald sie definitiv als Göttin angenommen ist, kann ich sie Ihnen zeigen.«

Morand dankte Maurice ernst mit dem Kopfe und fuhr fort:

»Das andere ist ein König.«

»Oh! das ist noch schwieriger,« sprach Geneviève, indem sie sich zu lächeln zwang; »es gibt keinen mehr.«

»Sie hatten den letzten sehen sollen,« versetzte Maurice, das wäre klug gewesen.«

»Die Folge davon ist,« sprach Morand, »daß ich mir keinen Begriff von einer gekrönten Stirne machen kann; das muß sehr traurig sein.«

»In der That sehr traurig,« sagte Maurice; »ich stehe Ihnen dafür, ich, der ich ungefähr alle Monate eine solche sehe.«

»Eine gekrönte Stirne?« fragte Geneviève.

»Oder wenigstens eine, welche die schwere, schmerzliche Last einer Krone getragen hat,« antwortete Maurice.

»Ah! ja die Königin,« sprach Morand, »Sie haben Recht, das muß ein trübseliges Schauspiel sein.«

»Ist sie so schön und so stolz, als man sagt?« fragte Geneviève.

»Haben Sie diese Frau nie gesehen, Madame?« fragte nun Maurice erstaunt.

»Ich? Nie,« erwiderte Geneviève.

»In der That, das ist seltsam!« rief Maurice.

»Und warum seltsam?« versetzte Geneviève; »wir wohnten bis zum Jahre 91 in der Provinz; seit 91 wohne ich in der Rue Vieille-Saint-Jacques, welche ungemein der Provinz gleicht, abgesehen davon, daß man nie Sonne und ebenso wenig Luft und Blumen hat; Sie kennen mein Leben, Bürger Maurice. . . es ist stets dasselbe gewesen; wie soll ich die Königin gesehen haben? Nie hat sich eine Gelegenheit dazu geboten.«

»Und ich glaube nicht, daß Sie diejenige benützen würden, welche sich leider bieten dürfte,« sprach Maurice.

»Was wollen Sie damit sagen?« fragte Geneviève.

»Der Bürger Maurice spielt aus eine Sache an, welche kein Geheimnis mehr ist,« erwiderte Morand.

»Auf was?« fragte Geneviève.

»Auf die wahrscheinliche Verurtheilung von Marie Antoinette und auf ihren Tod auf dem Schaffot, auf dem ihr Gemahl gestorben ist. Der Bürger sagt endlich, Sie werden, um sie zu sehen, nicht den Tag benützen, wenn sie den Temple verläßt, um nach dem Richtplatze zu gehen.«

»Oh! gewiß nicht,« rief Geneviève bei diesen von Morand mit einer eisigen Kaltblütigkeit ausgesprochenen Worten.

»Dann machen Sie sich zur Trauer bereit,« fuhr der unempfindliche Chemiker fort, »denn die Oesterreicherin ist gut bewacht, und die Republik ist eine Fee, welche unsichtbar macht, wenn es ihr gutdünkt.«

»Ich gestehe,« sagte Geneviève, »ich wäre doch sehr neugierig gewesen, diese arme Frau zu sehen.«

»Sprechen Sie,« rief Maurice, eifrig bemüht, allen Wünschen von Geneviève entgegenzukommen, »habe Sie wirklich große Lust hierzu? Dann sagen Sie ein Wort: die Republik, ich pflichte hierin dem Bürger Morand bei, die Republik ist eine Fee; doch ich in meiner Eigenschaft als Municipal bin ein wenig Zauberer.«

»Könnten Sie mich die Königin sehen lassen?« rief Geneviève.

»Gewiß kann ich es.«

»Und wie dies?« fragte Morand mit Geneviève einen raschen Blick wechselnd, welcher unbemerkt von dem jungen Manne vorüberging,

»Nichts ist einfacher,« antwortete Maurice. »Es gibt allerdings Municipale, denen man mißtraut, aber ich hab hinreichend Beweise von meiner Anhänglichkeit an die Sache der Freiheit geliefert, um nicht zu diesen zu gehören. Ueberdies hängt die Erlaubniß des Eintritts in den Temple gemeinschaftlich von den Municipalen und den Anführern des Postens ab. Der Anführer

des Postens ist aber gerade an diesem Tage mein Freund Lorin, der mir berufen zu sein scheint, den General Santerre zu ersetzen, indem er in drei Monaten vom Grade eines Corporal zu dem eines Adjutant-Majors gestiegen ist. Nun wohl suchen Sie mich im Temple an dem Tage aus, wo ich die Wache habe, nämlich nächsten Donnerstag.«

»Ah! ich hoffe, Sie sind nach Wünschen bedient,« sagte Morand; »sehen Sie, wie sich das gut trifft!«

»Oh! nein, nein,« sagte Geneviève, »ich will nicht!«

»Und worum nicht?« rief Maurice, der in diesem Besuche im Temple nichts Anderes erblickte, als ein Mittel Geneviève an einem Tag zu sehen, wo er dieses Glückes beraubt zu sein glaubte.

»Weil dies,« antwortete Geneviève, »weil dies vielleicht Sie, lieber Maurice, einer Gefahr, einem unangenehmen Streite aussetzen hieße, und weil ich es mir in meinem ganzen Leben nicht verzeihen könnte, wenn Ihnen, unserem Freunde, durch die Befriedigung einer Laune von mir eine Sorge bereitet würde.«

»Das ist sehr weise gesprochen, Geneviève,« sagte Morand. »Glauben Sie mir, das Mißtrauen ist groß, die besten Patrioten werden gegenwärtig beargwöhnt; leisten Sie auf diesen Plan Verzicht, der bei Ihnen, wie Sie sagen, eine einfache Laune der Neugierde ist.«

»Man sollte glauben, Sie sprächen aus Eifersucht, Morand, und da Sie weder eine Königin noch einen König gesehen, so wollen Sie auch nicht, daß Andere solche sehen. Streiten Sie nicht mehr, seien Sie von der Partie.«

»Ich! meiner Treue, nein.«

»Es ist nicht mehr die Bürgerin Dirmer, welche in den Temple zu kommen wünscht, ich bin es, der Sie bittet, sowie auch Sie, Herr Morand, einem armen Gefangenen eine Zerstreuung zu bereiten,« sprach Maurice, »denn sobald das große Thor hinter mir geschlossen wird, bin ich, glücklicher Weise nur für vier und zwanzig Stunden, eben so sehr Gefangener, als es ein König, ein Prinz von Geblüt wäre.«

Und mit seinen beiden Füßen den Fuß von Geneviève drückend, fügte er bei:

»Kommen Sie doch, ich bitte Sie darum.«

»Hören Sie, Morand,« sagte Geneviève, »begleiten Sie mich.«

»Es ist ein verlorener Tag, der um eben so viel den verzögern wird, wo ich mich aus dem Geschäfte zurückziehe. . .« versetzte Morand.

»Dann gehe ich nicht,« sprach Geneviève.

»Und warum nicht?« fragte Morand.

»Ei mein Gott! das ist ganz einfach: weil ich nicht darauf zählen kann, daß mich Dirmer begleitet, und weil ich, wenn Sie mich nicht begleiten, Sie, ein vernünftiger Mann, ein Mann von acht und dreißig, Jahren, nicht die Keckheit haben werde, allein den Posten der Kanoniere, der Grenadiere und der Chasseurs zu trotzen um nach einem Municipal zu fragen, der nicht mehr als drei bis vier Jahre älter ist als ich.«

»Wenn Sie meine Gegenwart für unerläßlich halten, Bürgerin. . .« versetzte Morand

»Vorwärts, vorwärts, gelehrter Bürger, seien Sie galant, als ob Sie ein ganz einfacher Mensch wären, sprach Maurice, »opfern Sie die Hälfte Ihres Tages Frau Ihres Freundes.«

»Es sei!« sagte Morand.



»Nun bitte ich Sie nur um Eines,« fuhr Maurice fort, »um Verschwiegenheit. Ein Besuch im Temple, ein verdächtiger Schritt und irgend ein Unfall, der sich in Folge dieses Besuches ereignete, wurde uns Alle unter die Guillotine bringen. Pest! die Jacobiner scherzen nicht, Sie haben gesehen, wie die Girondisten von ihnen behandelt worden sind.«

»Teufel!« rief Morand, »was der Bürger Maurice da sagt, ist wohl zu erwägen: das wäre eine Art, mich aus dem Geschäft zurückzuziehen, die mir durchaus nicht behagen würde.«

»Haben Sie nicht gehört, daß der Bürger Maurice Alle sagte?«

»Nun wohl, Alle?«

»Alle mit einander.«

»Ja gewiß,« erwiderte Morand, »die Gesellschaft ist angenehm, doch meine schöne Empfindsame, ich will lieber in Ihrer Gesellschaft leben, als darin sterben.«

»Ah! Teufel, wo hatte ich denn meinen Kopf, ah! ich glaubte, dieser Mensch wäre in Geneviève verliebt?« fragte sich Maurice.

»Es ist also abgemacht,« versetzte Geneviève; »Morand, mit Ihnen spreche ich, mit Ihnen, dem Zerstreuten, mit Ihnen, dem Träumer; nächsten Donnerstag: fangen Sie nicht Mittwoch Abend einen chemischen Versuch an, der Sie vier und zwanzig Stunden in Anspruch nimmt, wie dies zuweilen der Fall ist.«

»Seim Sie unbesorgt,« antwortete Morand; »überdies werden Sie mich bis dahin daran erinnern.«

»Geneviève stand vom Tische auf; Maurice ahmte ihr Beispiel noch; Morand wollte dasselbe thun und ihnen vielleicht folgen, als einer von den Arbeitern dem Chemiker eine kleine Flasche mit einer Flüssigkeit brachte, welche seine ganze Aufmerksamkeit erregte.

»Beeilen wir uns,« sagte Maurice, Geneviève fortziehend.

»Oh! seien Sie unbesorgt,« erwiderte diese, »er ist wenigstens für eine gute Stunde beschäftigt.«

Und die junge Frau überließ ihm ihre Hand, die er zärtlich in seinen Händen drückte. Sie hatte Gewissensbisse für ihren Verrath und bezahlte ihm dieselben mit Glück.

»Sehen Sie,« sagte sie durch den Garten schreitend, indem sie Maurice Nelken zeigte, die man in einer Kiste von Mahagoniholz in den Garten gebracht hatte, um sie, wenn es möglich wäre, wiederzuerwecken: »sehen Sie, meine Blumen sind todt.«

»Wer hat sie getödtet?« versetzte Maurice, »Ihre Nachlässigkeit: arme Nelken!«

»Nicht meine Nachlässigkeit, sondern Ihr Abfall, mein Freund,«

»Sie verlangten doch nur wenig, Geneviève: ein wenig Wasser und sonst nichts, und mein Abgang mußte Ihnen viel Zeit lassen.«

»Ah!« sprach Geneviève, »wenn die Blumen sich mit Thränen begießen würden, so wären diese armen Nelken, wie sie dieselben nennen, nicht todt.«

Maurice umfing sie mit seinen Armen, zog sie rasch an sich und drückte, ehe sie Zeit hatte, sich zu vertheidigen, seine Lippen aus das halb lächelnde, halb schmachttende Auge, die Kiste mit den verwelkten Pflanzen betrachtete.

Geneviève hatte sich so viel vorzuwerfen, daß sie nachsichtig war.

Dinner kam spät zurück, und als er kam, fand er Morand, Geneviève und Maurice, welche im Garten über Botanik plauderten.



## XX.

### *Das Sträußermädchen.*

Endlich erschien der große Tag, der Tag der Wacht von Maurice.

Man trat eben in den Monat Juni ein. Der Himmel war dunkelblau und von diesem Indigogewölbe hob sich das matte Weiß der neuen Häuser ab. Man bekam allmählig ein Vorgefühl von der Ankunft des furchtbaren Hundes, den die Alten als von einem unauslöschlichen Durste verzehrt darstellten, und der nach dem Sprichworte des Pariser Pöbels die Pflastersteine so gut leckt. Paris war sauber wie ein Teppich, und aus der Luft fallend, von den Bäumen aufsteigend, aus den Blumen hervor strömend, kreisten und berauschten Wohlgerüche, wollten sie die Bewohner der Hauptstadt ein wenig den Blutdunst vergessen machen, der unablässig auf dem Pflaster seiner Plätze dampfte.

Maurice sollte um neun Uhr in den Temple eintreten; seine zwei Collegen waren Mercevault und Agricola, Um acht Uhr war er in der Rue Vieille-Saint-Jacques, im großen Costume eines Bürger-Municipal, nämlich mit einer dreifarbigem Schärpe, welche seine geschmeidige, nervige Gestalt umschloß; er war wie gewöhnlich zu Pferd zu Geneviève gekommen und hatte unter Wegs die durchaus nicht verhehlten Lobeserhebungen und Beifallsbezeugungen der guten Patrioten, die ihn vorüber kommen sahen, einernten können.

Geneviève war schon bereit: sie trug ein einfaches Kleid von Mousseline, eine Art von Mantel von leichtem Taffet und eine kleine Haube mit der dreifarbigem Cocarde verziert.

Morand, der sich, wie wir gesehen, viel hatte bitten lasen, trug ohne Zweifel aus Furcht, der Aristokratie verdächtig zu sein, sein Alltagskleid, ein halb bürgerliches, halb handwerkännisches Kleid. Er war kaum nach Hanse zurückgekehrt, und sein Gesicht trug die Spuren großer Müdigkeit an sich.

Er behauptete die ganze Nacht gearbeitet zu haben, um ein wichtiges Geschäft zu vollenden.

Dirmer war sogleich nach der Rückkehr seines Freundes Morand ausgegangen.

»Nun!« fragte Geneviève, »was haben Sie beschlossen, Maurice, und wie werden wir die Königin sehen?«

»Hören Sie,« antwortete Maurice, »mein Plan ist gemacht. Ich komme mit Ihnen in den Temple; ich empfehle Sie Lorin, meinem Freude, der die Wache commandirt. Ich übernehme meinen Posten und hole Sie im günstigen Augenblick.«

»Aber wo werden wir die Gefangene sehen, und wie werden wir sie sehen?« fragte Morand.

»Während ihres Frühstücks, oder während ihres Mittagmahles, wenn es Ihnen genehm ist, durch die Glasthüre der Municipale.«

»Vortrefflich!« sprach Morand.

Maurice sah nun, wie Morand sich dem Schranke im Hintergrunde des Speisesaales näherte und hastig ein Glas intern Wein trank. Das fiel ihm auf. Morand war im sehr nüchterner Mann und trank gewöhnlich nur gerötetes Wasser.

Geneviève bemerkte, daß Maurice den Trinker erstaunt anschaute, und sagte:

»Stellen Sie sich vor, daß dieser unglückliche Morand sich mit der Arbeit umbringt, so daß er wohl im Stande ist, seit gestern Morgen nichts zu sich genommen zu haben.«

»Er hat also nicht hier zu Mittag gespeist?« fragte Maurice.

»Nein, er machte Versuche in der Stadt.«

Geneviève ging mit einer unnöthigen Vorsicht zu Werke. Als wahrhaft Verliebter, das heißt, als Egoist hatte Maurice diese Handlung von Morand nur mit der oberflächlichen Aufmerksamkeit bemerkt, die der Verliebte Allem zugesteht, was nicht die Frau ist, die er liebt.

Diesem Glas Wein fügte Morand eine Schnitte Brot bei, die er rasch verschluckte.

»Und nun,« sagte der Esser, »nun bin ich bereit Bürger Maurice; gehen wir, wenn es Ihnen beliebt.«

Maurice, der die verwelkten Stempel von einer der toden Nelken, die er im Vorübergehen gepflückt hatte, entblätterte, bot Geneviève seinen Arm und sprach:

»Gehen wir.«

Sie gingen wirklich. Maurice war so glücklich, daß seine Brust sein Glück nicht fassen konnte. Hätte er nicht an sich gehalten, er würde vor Freude geschrien haben. In der That, was konnte er mehr verlangen: nicht nur liebte man Morand nicht, dessen war er gewiß, sondern man liebte sogar ihn, das hoffte er. Gott sandte eine schöne Sonne auf die Erde, der Arm von Geneviève zitterte unter dem seinigen, und aus vollem Halse den Triumph der Jacobiner und den Sturz von Brissot und seinen Genossen brüllend, verkündigten die öffentlichen Ausrufer, Vaterland sei gerettet.

Es gibt wirklich im Leben Augenblicke, wo das Herz des Menschen zu klein ist, um die Freude oder den Schmerz zu fassen, der sich darin zusammendrängt.

»Oh! welch ein schöner Tag!« rief Morand.

Maurice wandte sich erstaunt um, es war dies erste Erguß, der in seiner Gegenwart aus diesem beständig zerstreuten oder gedrückten Geiste hervorkam.

»Oh! ja, ja, sehr schön,« sprach Geneviève, indem sie sich an den Arm von Maurice hing. »Mochte er bis zum Abend rein und wolkenlos bleiben, wie er es in diesem Augenblick ist!«

Maurice wandte dieses Wort aus sich an, und sein Glück verdoppelte sich.

Morand betrachtete Geneviève durch seine grüne Brille mit einem besondern Ausdruck von Dankbarkeit: vielleicht wandte er dieses Wort auch auf sich an.

So schritt man über dem Petit Pont, durch die Rue Saint-Juiverie ein und über den Pont Notre-Dame; dann schlug man den Weg nach der Rue Bar-du-Bec und die Rue Siant-Avoye ein, Je weiter man kam, desto leichter wurde der Schritt von Maurice, während im Gegenteil der von seiner Gefährtin und seinem Gefährten, immer langsamer wurde.

Man gelangte zu der Ecke der Rue des Vieilles-Handriettes, als plötzlich ein Sträußermädchen unsern Wanderern den Weg versperrte, und ihnen ihren blumenbeladenen Korb anbot.

»Oh! die herrlichen Nelken!« rief Maurice.

»Oh! ja, sie sind sehr schön,« sprach Geneviève. »Es scheint diejenigen, welche dieselben pflegten, wurden durch nichts Anderes beunruhigt, denn diese sind nicht todt.«

Dieses Wort erklang sehr sanft in dem Herzen des jungen Mannes.

»Ah! mein schöner Municipal,« sagte das Sträußermädchen, »kaufe der hübschen Bürgerin einen Strauß, Sie ist weiß gekleidet, hier sind herrliche rothe Nelken; Weiß und Purpur gehen

sehr gut zusammen; sie steckt den Strauß an ihr Herz, und da ihr Herz ganz nahe bei keinem blauen Rocke ist, so habt Ihr die Nationalfarbe.«

Das Sträußermädchen war jung und hübsch; es sprach sein kleines Compliment mit einer ganz eigenthümlichen Anmuth; dabei war sein Compliment bewunderungswürdig gewählt, und hätte sie es ausdrücklich gethan, es würde nicht besser auf die Umstände gepaßt haben. Ueberdies waren die Blumen beinahe symbolisch. Es waren Nelken, denen ähnlich, welche in der Mahagonikiste gestorben.

»Ja, sprach Maurice, »Ich kaufe Dir ab, weil es Nelken sind, hörst Du wohl? Alle andere Blumen hasse ich.

»Oh! Maurice« sagte Geneviève, »das ist ganz unnöthig, wir haben so viele im Garten.«

Doch trotz dieser Weigerung der Lippen sagten die Augen von Geneviève, daß sie vor Verlangen, eine Strauß zu besitzen, starb.

Maurice nahm den schönsten von allen Sträußen es war übrigens derjenige, welchen ihm die hübsche Blumenhändlerin darreichte; er bestand aus ungefähr zwanzig hochrothen Nelken von zugleich scharfem und lieblichen Geruch.

»Nimm,« sagte Maurice zu der Händlerin, indem er ein Assignat von fünf Livres auf ihren Korb warf, »nimm, das ist für Dich.«

»Ich danke, mein schöner Municipal,« erwiderte das Sträußermädchen, »fünfmal Dank.«

Und das Mädchen ging auf ein anderes Bürgers zu, in der Hoffnung, ein Tag, der so herrlich angefangen würde ein guter Tag sein. Während dieser scheinbar einfachen Scene, welche nur einige Minuten gedauert hatte wischte sich Morand, der aus seinen Beinen wankte, die Stirne ab, war Geneviève bleich und zitternd. Sie nahm ihre reizende Hand krampfhaft zusammenpressend, den, Strauß, den ihr Maurice bot, und hielt ihn vor ihr Gesicht, weniger um den Geruch einzuathmen, als um ihr Aufregung zu verbergen,

Der übrige Weg wurde lustig zurückgelegt, wenigstens was Maurice betrifft. Die Heiterkeit von Geneviève war erzwungen. Die von Morand offenbarte sich auf eine bizarre Weise, nämlich durch unterdrückte Seufzer, durch schallendes Gelächter und durch furchtbare Scherze, welche wie ein Rottenfeuer auf die Vorübergehenden fielen.

Um neun Uhr kam man in den Temple.

Santerre verlas die Municipale.

»Hier,« rief Maurice, indem er Geneviève unter der Obhut von Morand zurückließ.

»Ah! sei willkommen,« sprach Santerre und reichte Maurice die Hand.

Maurice hütete sich wohl, die Hand zurückzuweisen, die ihm angeboten wurde. Die Freundschaft von Santerre war sicherlich eine der kostbarsten in jener Zeit,

Als sie den Menschen sahen, der das bekannte Rasseln der Trommeln befehligt hatte, schauerte Geneviève, erbleichte Morand.

»Wer ist denn diese hübsche Bürgerin? fragte Santerre Maurice, »und was will sie hier?«

»Es ist die Frau des braven Bürgers Dirmer; Du hast gewiß von diesem braven Patrioten sprechen hören, Bürger General?«

»Ja, ja,« versetzte Santerre, »er ist Eigenthümer nun Rothgerberei und Kapitän bei den Chasseurs der Legion Victor.«

»So ist es.«

»Gut! gut! Sie ist, meiner Treue, hübsch. Und dieser Affe, der ihr den Arm gibt?«

»Ist der Bürger Morand, der Associé ihres Gatten, Chasseur in der Compagnie von Dirmer.«

Santerre näherte sich Geneviève und sagte:

»Guten Morgen, Bürgerin.«

Geneviève raffte ihren ganzen Muth zusammen und erwiderte lächelnd:

»Guten Morgen, Bürger General.«

Santerre fühlte sich zugleich durch das Lächeln und den Titel geschmeichelt.

«Und was willst Du hier, schöne Patriotin?» fuhr Santerre fort.

»Die Bürgerin hat nie die Witwe Capet gesehen und möchte sie nun gern einmal anschauen,« erwiderte Maurice.

»Ja,« sprach Santerre, »ehe. . . «

Und er machte eine abscheuliche Geberde.

»Ganz richtig,« antwortete Maurice mit kaltem Tone.«

»Gut,« versetzte Santerre; «mache nur, daß man sie nicht in den Thurm gehen sieht; das wäre ein schlechte Beispiel; übrigens verlasse ich mich aus Dich.«

Santerre drückte Maurice abermals die Hand, machte Geneviève eine Protectorsgeberde mit dem Kopf und ging zu Erledigung seiner anderen Functionen über.

Nach vielen Evolutionen von Grenadieren und Chasseurs, nach einigen Manoeuvres der Kanonen, von denen man glaubte, ihr dumpfes Schallen würde eine heilsam Einschüchterung in der Umgegend verbreiten, nahm Maurice wieder den Arm von Geneviève und ging auf den Posten am Thore zu, bei welchem sich Lorin, sein Bataillon befehlend, heiser schrie.

»Gut!« rief er, »hier kommt Maurice mit einer Frau die mir ein wenig angenehm zu sein scheint. Sollte de Duckmäuser Mitbewerber bei meiner Göttin Vernunft sein, Arme Arthemise, wenn dem so wäre!«

»Nun, Bürger Adjutant,« sagte der Kapitän.

»Ah! richtig; aufgepaßt!« rief Lorin, »in Rotten links, links . . . guten Morgen, Maurice; . . . Geschwind schritt, Marsch!«

Die Trommeln rasselten, die Compagnien bezogen ihr Posten, und als jede aus dem ihrigen war, lief Lorin herbei.

Die ersten Complimente wurden ausgetauscht.

Maurice stellte Lorin Geneviève und Morand vor.

Dann begannen die Erklärungen.

»Ja, ja, ich begreife,« sagte Lorin; »Du wünschst, daß der Bürger und die Bürgerin Einlaß in den Thurn erhalten, das ist leicht; ich werde die Schildwachen stellen und ihnen sagen, sie können Dich mit Deiner Gesellschaft durchlassen.«

Zehn Minuten nachher traten Geneviève und Morand im Gefolge von drei Municipalen ein und stellten sich hinter die Glashüre.

---

## XXI.

### *Die rothe Nelke.*

Die Königin war so eben erst aufgestanden, Seit zwei oder drei Tagen krank, blieb sie länger als gewöhnlich im Bette. Da sie indessen von ihrer Schwägerin hörte, die Sonne sei prachtvoll aufgegangen, strengte sie sich an und verlangte, um ihre Tochter frische Lust schöpfen zu lassen, auf der Terrasse spazieren zu gehen, was ihr ohne Schwierigkeiten bewilligt wurde.

Dann bestimmte sie auch noch eine andere Ursache. Einmal, allerdings nur ein einziges Mal, hatte sie den Dauphin von der Höhe des Thurmes herab im Garten erblickt. Aber bei der ersten Geberde, welche Sohn und Mutter ausgetauscht, war Simon dazwischen getreten und hatte das Kind hineingehen heißen.

Doch sie hatte ihn gesehen und das war viel. Wohl war der junge Gefangene sehr bleich und sehr verändert. Dann war er auch wie ein Kind aus dem Volke in eine Carmagnole und in eine grobe Hose gekleidet. Aber man hatte ihm wenigstens seine schönen, blonden gelockten Haare gelassen, welche ihm eine Glorie machten, die das Märtyrerkind ohne Zweifel nach dem Willen Gottes für den Himmel behalten sollte.

Wenn sie ihn nur einmal wiedersehen könnte, welches Fest für dieses Mutterherz!

Hierzu kam noch etwas Anderes.

»Meine Schwester,« hatte Madame Elisabeth zu ihr gesagt, »Sie wissen, daß wir im Corridor einen Strohalm gefunden haben, der in einer Ecke der Mauer empor stand. In unserer Zeichensprache bedeutet das, daß wir auf Alles um uns her aufmerksam sein sollen und daß ein Freund nahe.«

»Es ist wahr,« hatte die Königin geantwortet, die ihre Schwägerin und ihre Tochter mitleidig anschaute und sich selbst ermutigte, daß sie nicht an ihrer Rettung verzweifeln möge.

Den Anforderungen des Dienstes war Genüge geschehen, Maurice war nun um so mehr Herr im Thurm als der Zufall ihn für die Wache am Tage und die Municipale Agricola und Mercevault als Wächter für die Nacht bezeichnet hatte.

Die abgehenden Municipale entfernten sich, nachdem sie ihr Protokoll bei dem Rathe des Temple zurückgelassen hatten.

»Nun, Bürger Municipal,« sagte die Frau Tison, als sie Maurice begrüßte, »Ihr bringt Gesellschaft, um unsere Tauben anzuschauen. Nur ich bin verurtheilt meine arme Heloise nicht mehr zu sehen.«

»Es sind Freunde von mir, welche die Frau Capet nie gesehen haben,« erwiderte Maurice.

»Sie werden vortrefflich hinter der Glasthüre stehen.«

»Gewiß,« sagte Morand.

»Nur werden wir das Ansehen von jenen grausamen, Neugierigen haben, welche von der andern Seite eines Gitters sich an den Qualen eines Gefangenen weiden,« sprach Geneviève.

»Nun, warum führt Ihr sie nicht aus den Weg nach dem Thurme, Eure Freunde, da die Frau heute dort mit ihrer Schwägerin und ihrer Tochter spazieren geht, denn ihr haben sie die Tochter

gelassen, während man mir die ich nicht schuldig bin, mein Kind genommen hat. Oh die Aristokraten! was man auch thun mag, sie werden immer noch Begünstigungen für sie haben, Bürger Maurice.«

»Aber sie haben ihr den Sohn genommen,« versetzte dieser.

»Ah! wenn ich einen Sohn hätte,« murmelte die Gefangenenwärterin, »ich glaube, dann würde ich den Verlust meiner Tochter weniger beklagen.«

Geneviève hatte während dieser Zeit einige Blicke mit Morand gewechselt.

»Mein Freund,« sagte die junge Frau zu Maurice, »die Bürgerin hat Recht. Wenn Sie mich auf irgend eine Weise an den Weg von Marie Antoinette stellen könnten, so würde mir das minder widerstreben, als sie von hier aus zu betrachten. Mir scheint, daß diese Art, die Personen zu beschauten, zugleich demüthigend für sie und für uns ist.«

»Gute Geneviève,« versetzte Maurice, »Sie haben also jegliches Zartgefühl?«

»Ah! bei Gott, Bürgerin,« rief einer von den zwei Collegen von Maurice, welcher im Vorzimmer Brod und Würste frühstückte, »wenn Sie Gefangene wären und die Witwe Capet die Neugierde hätte, Sie sehen zu wollen, sie würde nicht so viele Umstände machen, die Schelmin, um diese Laune zu befriedigen.«

Mit einer Bewegung, rascher als der Blitz, wandte Geneviève die Augen auf Morand, um zu beobachten, weiche Wirkung diese Beleidigung auf ihn hervorbrächte. Morand bebte in der That; ein seltsamer, so zu sagen phosphorescirender Schimmer sprang aus seinen Augenlidern hervor und seine Fäuste zogen sich einen Augenblick krampfhaft zusammen; doch alle diese Zeichen waren so rasch, daß sie unbemerkt vorübergingen.

»Wie heißt dieser Municipal?« fragte Geneviève Maurice.

»Es ist der Bürger Mercevault,« antwortete der junge Mann; dann fügte er bei, als wollte er seine Grobheit entschuldigen: »ein Steinhauer.«

Mercevault hörte es und warf einen Seitenblick aus Maurice.

»Vorwärts!« sagte die Frau Tison, »mach' ein Ende mit Deiner Wurst und mit Deiner Halbflasche, daß ich abtragen kann!«

Es ist nicht der Fehler der Oesterreicherin, wenn ich zu dieser Stunde hier speise; hätte sie mich am 10. August umbringen können, so würde sie es sicherlich gethan haben; am Tage wo sie in den Sack niesen muß, werde ich auch der Erste in Reihe und Glied und fest aus dem Posten sein.

Morand wurde bleich wie ein Todter.

»Gehen wir, Bürger Maurice,« sagte Geneviève, »gehen wir, wohin Sie uns zu führen versprochen haben, hier komme ich mir wie eine Gefangene vor, ich ersticke.«

Maurice führte Morand und Geneviève hinaus; von Lorin in Kenntniß gesetzt, ließen sie die Schildwachen ohne Schwierigkeit vorüber.

Er stellte sie an einen kleinen Gang des obere Stockes, so daß in dem Augenblick, wo die Königin, Madame Elisabeth und die junge Prinzessin zur Galerie hinaufstiegen, die erhabenen Gefangenen nothwendig an ihnen vorüberkommen mußten.

Da der Spaziergang aus zehn Uhr bestimmt war und man nur noch einige Minuten zu warten hatte, so verließ Maurice nicht nur seine Freunde nicht, sondern er nahm sogar den Bürger Agricola, dem er begegnet war mit sich, damit nicht der leiseste Verdacht über diesem etwa, ungesetzlichen Schritte schwebte.



Es schlug zehn Uhr.

»Oeffnet!« rief unten aus dem Thurme eine Stimme in der Maurice die des General Santerre erkannte.

Sogleich nahm die Wache ihre Gewehre und man schloß die Gitter. Im ganzen Thurme entstand ein Geräusch von Eisen, von Steinen und Tritten, das einen gewaltigen Eindruck auf Morand und Geneviève machte, denn Maurice sah sie Beide erbleichen.

»Welche Vorsichtsmaßregeln, um drei Frauen zu bewachen!« flüsterte Geneviève.

»Ja,« sagte Morand, der zu lachen sich anstrengte, »wenn diejenigen, welche es versuchen, sie entweichen zu lassen, an unserem Platze wären und sehen würden was wir sehen, das dürfte ihnen das Gewerbe entleiden,«

»In der That,« sprach Geneviève, »ich fange an, zu befürchten, daß sie nicht entkommen werden.«

»Und ich hoffe es,« versetzte Maurice.

Bei diesen Worten neigte er sich über das Treppengeländer und sagte sodann:

»Aufgepaßt, hier sind die Gefangenen.«

»Nennen Sie mir dieselben, denn ich kenne sie nicht,« sprach Geneviève.,

»Die, zwei Ersten, welche heraufsteigen, sind die Schwester und die Tochter von Capet. Die Letzte, der ein Hund vorangeht, ist Marie Antoinette.«

Geneviève machte einen Schritt vorwärts. Morand lehnte sich im Gegentheil, statt zu schauen, an die Mauer an. '

Seine Lippen waren bleicher und erdfahler als der Stein des Thurmes.

Geneviève mit ihrem weißen Gewande und ihren silbernen, reinen Augen schien ein Engel zu sein, der die Gefangenen erwartete, um ihren bitteren Pfad zu erleichtern und im Vorübergehen etwas Freude in ihr Herz zu bringen.

Madame Elisabeth und die königliche Prinzessin gingen vorbei, nachdem sie einen erstaunten Blick aus die Fremden geworfen hatten; ohne Zweifel dachte die Erstere, es wären diejenigen, welche ihnen die Zeichen verkündigten, denn sie wandte sich lebhaft gegen die junge Prinzessin und drückte ihr die Hand, während sie zugleich ihr Sacktuch, um die Königin aufmerksam zu machen, fallen ließ.

»Geben Sie Obacht, meine Schwester,« sagte sie, »ich habe mein Sacktuch entschlüpfen lassen.«

Und sie ging mit der jungen Prinzessin weiter.

Die Königin, bei der ein keuchender Athem und ein kurzer, trockener Husten ein Unwohlsein ankündigten, bückte sich, um das Sacktuch aufzuheben, das zu ihren Füßen gefallen war; aber schneller als sie bemächtigte sich ihr kleiner Hund desselben und brachte es Madame Elisabeth. Sie stieg daher weiter hinauf und befand sich nach einigen Stufen ebenfalls vor Geneviève, Morand und dem jungen Municipal.

»Oh! Blumen!« sagte sie; »ich habe lange keine mehr gesehen. Wie das gut riecht und wie glücklich sind Sie, daß Sie Blumen besitzen, Madame.«

Schnell wie der Gedanke, der sich in diesen schmerzlichen Worten geäußert hatte, streckte Geneviève die Hand aus, um ihren Strauß der Königin anzubieten. Madame Antoinette erhob das Haupt, schaute sie an, und eine unmerkliche Rothe erschien auf ihrer entfärbten Stirne.

Aber durch eine ganz natürliche Bewegung, in die Gewohnheit des leidenden Gehorsams gegen die Vorschrift streckte Maurice die Hand aus, um den Arm von Geneviève zurückzuhalten.

Die Königin zögerte, sie schaute Maurice an, erkannte in ihm den jungen Municipal, der mit ihr zwar mit Festigkeit, zugleich aber auch mit Ehrfurcht zu sprechen pflegte, und fragte:

»Ist es verboten, mein Herr?«

»Nein, nein, Madame,« antwortete Maurice. »Geneviève, Sie können Ihren Strauß anbieten,«

»Oh! Dank, Dank, mein Herr,« rief die Königin, mit lebhafter Erkenntlichkeit; dann grüßte Marie Antoinette Geneviève mit einer anmuthreichen Freundlichkeit griff mit einer abgemagerten Hand nach dem Strauße pflückte auf den Zufall eine Nelke aus der Masse der Blumen.

»Nehmen Sie Alles, Madame, nehmen Sie,« sagte Geneviève schüchtern.

»Nein,« entgegnete die Königin mit einem reizende Lächeln; »dieser Strauß kommt vielleicht von einer Person, die Sie lieben, und ich will Sie desselben nicht berauben.«

Geneviève erröthete und diese Röthe machte die Königin lächeln,

»Vorwärts, Bürgerin Capet,« sprach Agricola, »Sie müssen Ihren Weg fortsetzen.«

Die Königin grüßte und stieg weiter hinauf; doch ehe sie verschwand, wandte sie sich noch einmal um und murmelte:

»Wie gut riecht diese Nelke und wie hübsch ist diese Frau!«

»Sie hat mich nicht gesehen,« flüsterte Morand, der, beinahe knieend im Halbschatten des Corridors, wirklich den Blicken der Königin entgangen war.

»Aber Sie haben sie gut gesehen, nicht wahr, Morand, nicht wahr, Geneviève?« sagte Maurice, doppelt glücklich, einmal durch das Schauspiel, das er seinen Freunden verschafft, und dann durch das Vergnügen, das er um so geringe Kosten der unglücklichen Gefangenen gemacht hatte.

»Oh! ja, ja,« sagte Geneviève, »ich habe sie gut gesehen und nun, wenn ich hundert Jahre lebte, würde ich sie immer sehen.«

»Und wie finden Sie Marie Antoinette?«

»Sehr schön.«

»Und Sie, Morand?«

Morand faltete die Hände, ohne zu antworten.

»Sagen Sie doch,« sprach leise und lachend Maurice, »sollte Morand etwa in die Königin verliebt sein?«

Geneviève bebte; aber sie faßte sich sogleich wieder und antwortete ebenfalls lachend:

»Meiner Treue, das sieht gerade so aus.«

»Nun, Sie sagen mir nicht, wie Sie Marie Antoinette gefunden haben?« fragte Maurice,

»Ich habe sie sehr bleich gefunden,« erwiderte er.

Maurice nahm den Arm von Geneviève und ließ sie in den Hof hinabsteigen. Auf der dunklen Treppe kam es ihm vor, als ob Geneviève ihm die Hand küßte.

»Was soll das bedeuten, Geneviève?« sagte Maurice.

»Maurice, ich werde nie vergessen, daß Sie wegen nur Laune von mir den Kopf gewagt haben.«

»Oh! Geneviève, das ist Übertreibung. Sie wissen, daß Dankbarkeit von Ihnen gegen mich nicht das Gefühl ist, nach dem ich strebe.«

Geneviève drückte ihm sanft die Hand.

Morand folgte ihnen wankend.

Man kam in den Hof. Lorin erkannte die zwei Besuche und ließ sie aus dem Temple hinaus.

Doch ehe Geneviève wegging, nahm sie Maurice das Versprechen ab, am andern Tage in der Rue Vieille Saint-Jacques zu Mittag zu speisen.

---

## XXII.

*Simon der Censor.*

Maurice kehrte, das Herz voll von einer himmlische Freude, an seinen Posten zurück: er fand die Frau Tison in Thränen.

»Was haben Sie denn wieder, Mutter?« fragte er.

»Ich bin wüthend,« antwortete die Gefangenenwärterin.

»Und warum?«

»Weil für die armen Leute dieser Welt Alles Ungerechtigkeit ist.«

»Aber. . . .«

»Sie sind reich, Sie sind Bürger, Sie kommen nur auf einen Tag hierher, und man erlaubt Ihnen, sich hier von hübschen Frauen besuchen zu lassen, welche der Oesterreicherin Sträuße geben, und mir, die ich beständig in dem Taubenschlage niste, verbietet man, meine arme Heloise zu sehen.«

Maurice drückte ein Assignat von zehn Livres in ihre Hand und erwiderte:

«Nehmen Sie, gute Tison, nehmen Sie und fassen Sie Muth. Ei mein Gott! die Oesterreicherin wird nicht ewig währen.«

»Ein Assignat von zehn Livres!« versetzte die Gefangenenwärterin, »das ist hübsch von Ihnen. Doch ein Wickel, der die Haare meiner armen Tochter umschlossen gehabt hätte, wäre mir lieber gewesen.«

Simon, der eben die Treppe herauskam, hörte diese Worte und sah, wie die Gefangenenwärterin das Assignat, das ihr Maurice geschenkt, in die Tasche steckte.

Wir wollen sagen, in welcher Stimmung des Geistes sich Simon befand.

Simon kam vom Hofe, wo er Lorin getroffen hatte. Es herrschte offenbar eine Antipathie zwischen diesen beiden Männern.

Diese Antipathie gründete sich viel weniger auf die heftige Scene, die wir unsern Lesern vor Augen gestellt haben, als auf die Verschiedenheit der Racen, diese ewige Quelle von Feindseligkeiten oder von jener Abneigung, welche man Geheimnisvoll nennt, während sie sich doch so leicht erklären läßt.

Simon war häßlich; Lorin war hübsch. Simon war schmutzig; Lorin roch gut. Simon war ein prahlerischer Republikaner; Lorin war einer von den glühenden Patrioten, welche für die Revolution nur Opfer gebracht hatten, und dann, wenn es hätte zu Schlägen kommen sollen, so fühlte Simon instinkartig, daß ihm die Faust des Muscadin, nicht minder zierlich als Maurice, eine plebejische Züchtigung zugeschieden hätte.

Als Simon Lorin gewahrte, blieb er stehen und erbleichte.

»Dieses Bataillon bezieht also abermals die Wache,« meinte er,

»Nun und hernach?« entgegnete ein Grenadier, dem ich Rede mißfiel; »mir scheint, es ist so viel werth, als ein anderes.«

Simon zog einen Bleistift aus der Tasche seiner Carmagnole und stellte sich, als schriebe er

auf ein Blatt Papier, das beinahe so schwarz war, als seine Hände.

»Ei, ei!« sagte Lorin, »Du kannst also schreiben, seitdem Du der Lehrer von Capet bist; seht, Bürger, bei meiner Ehre, er macht eine Note; es ist Simon der Censor.«

Ein allgemeines Gelächter, das aus den Reihen der jungen Nationalgarden hervorbrach, welche beinahe durchgängig wissenschaftlich gebildete Leute waren, machte der elenden Schuhflicker ganz verdutzt.

»Gut, gut,« sagte er, die Zähne bleckend und von Zorn erbleichend, »Du sollst Fremde in den Thurm eingelassen haben, und zwar ohne Erlaubniß der Gemeinde. Gut, gut, ich werde von dem Municipal ein Protokoll aufnehmen lassen.«

»Der versteht wenigstens zu schreiben,« erwiderte Lorin; »Du weißt, es ist Maurice, braver Simon, Maurice die Eisenfaust. Du kennst ihn wohl?«

Gerade in diesem Augenblick gingen Morand und Geneviève hinaus.

Sobald er dies gewahrte, stürzte Simon in den Thum wo er eben erschien, als Maurice der Frau Tison ein Assignat von zehn Livres zum Troste schenkte,

Maurice gab nicht Obacht auf die Gegenwart dieses Elenden, von dem er sich übrigens aus Instinkt entfernte so oft er ihm auf seinem Wege begegnete, wie man von einem giftigen oder ekelhaften Gewürme entfernt.

»Ah! Ah!« sagte Simon zu der Frau Tison, welche ihre Thränen mit der Schürze abtrocknete, »Du willst als durchaus guillotiniert werden, Bürgerin?«

»Ich,« versetzte die Frau Tison, »und warum dies?«

»Wie! Du empfängst Geld von den Municipalen um die Aristokraten bei der Oesterreicherin einzulassen.«

»Ich! schweige doch, Du bist ein Narr«

»Das wird im Protokoll ausgenommen werden, sprach Simon mit gewichtigem Nachdruck.

»Gehe doch, es sind Freunde des Municipal Maurice eines der besten Patrioten, die es gibt.«

»Verschwörer, sage ich Dir; die Gemeinde wird übrigens unterrichtet werden, und sie soll das Urteil fällen.«

»Ah! Du willst mich anzeigen, Polizeispion!«

»Ganz richtig, wenn Du Dich nicht selbst anzeigst.«

»Was anzeigen, was soll ich anzeigen?«

»Was vorgefallen ist,«

»Es ist aber nichts vorgefallen.«

»Wo waren die Aristokraten?«

»Hier auf der Treppe.«

»Als die Witwe Capet in den Thurm hinaufstieg?«

»Ja.«

»Und sie haben sich gesprochen?«

»Sie haben sich zwei Worte gesagt.«

»Zwei Worte, Du siehst; übrigens riecht es hier nach Aritokratie.«

»Das heißt, es riecht nach Nelken.«

»Nach Nelken! warum nach Nelken?«

»Weil die Bürgerin einen duftenden Strauß hatte.«

»Welche Bürgerin?«

»Diejenige, welche die Königin vorübergehen sah.«

»Du siehst wohl, Du sagst die Königin, Frau Tison; »Du wirst durch den häufigen Besuch der Aristokraten verdorben. Nun, auf was gehe ich denn da?« sagte Simon, nachdem er sich bückte.

»Ei! gerade auf einer Blume, auf einer Nelke,« sprach die Tison; »sie wird aus den Händen der Bürgerin Dirmer gefallen sein, als Marie Antoinette eine Blume aus ihrem Strauße nahm.«

»Die Frau Capet hat eine Blume aus dem Strauße Bürgerin Dirmer genommen?« versetzte Simon.

»Ja, und ich habe ihr denselben gegeben, verstehst Du?« rief mit drohender Stimme Maurice, der dieses Gespräch seit einigen Augenblicken hörte und darüber ungeduldig wurde.

»Es ist gut, es ist gut, man sieht, was man sieht, und man weiß, was man sagt,« murrte Simon, welcher immer noch die von seinem breiten Fuße zertretene Nelke in der Hand hielt.

»Und ich,« versetzte Maurice, »ich weiß Eines, und will es Dir sagen: daß Du nichts hier in dem Thurme zu schaffen hast, und daß Dein Henkersposten unten bei dem kleinen Capet ist, den Du jedoch heute nicht schlag wirst, insofern ich hier bin und ich es Dir verbiete.«

»Ah! Du drohst mir und nennst mich einen Henker,« rief Simon, indem er die Blume zwischen seinen Fingern zermalmte; »ah! wir werden sehen, ob es den Aristokrat erlaubt ist. . . Nun, was ist denn das?«

»Was?« fragte Maurice. »Was fühle ich denn in der Nelke? Ah! ah!«

Und vor den erstaunten Augen von Maurice zog Simon aus dem Kelche der Blume ein kleines, mit der größten Sorgfalt zusammengerolltes Papier, das man auf eine künstliche Weise in den Mittelpunkt ihres dichten Busches geschoben hatte.

»Oh! oh!« rief Maurice ebenfalls, »mein Gott, was ist denn das?«

»Wir werden es erfahren, wir werden es erfahren,« sagte Simon, indem er sich der Luke näherte. »Ah! Der Freund Lorin behauptet, ich könne nicht lesen, nun wohl, Du wirst es sehen?«

Lorin hatte Simon verleumdet, er konnte das Gedruckte in allen Charakteren lesen, und das Geschriebene wenn es von einer gewissen Größe war. Doch das Billet war so fein geschrieben, daß Simon seine Zuflucht zu seiner Brille nehmen mußte. Er legte dem zu Folge das Billet auf die Luke und fing an seine Taschen zu durchsuchen. Während er aber mitten in dieser Arbeit war, öffnete der Bürger Agricola die Thüre des Vorzimmers gerade dem kleinen Fenster gegenüber, und es entstand ein Luftzug der das federleichte Papier fortriß, so daß Simon, nachdem er nach kurzem Suchen seine Brille gefunden und auf die Nase gesteckt hatte, sich umwandte, vergebens, nach dem Papier schaute; das Papier war verschwunden.«

Simon stieß ein Gebrülle aus. »Es war hier ein Papier!« schrie er, »es war hier eines; doch nimm Dich in Acht, Bürger Municipal, es muß sich wieder finden.«

Und er stieg rasch hinab und ließ Maurice ganz bestürzt zurück.

Zehn Minuten nachher traten drei Mitglieder der Gemeinde in den Thurm, Die Königin war noch auf der Terrasse und man hatte Befehl gegeben, sie in völliger Unwissenheit über das, was vorgefallen, zu lassen. Sie Mitglieder der Gemeinde ließen sich zu ihr führen.

Der erste Gegenstand, der ihnen in die Augen fiel, war die rothe Nelke, welche sie noch in der Hand hielt, Sie schauten sie erstaunt an, der Präsident der Deputation näherte sich ihr und sprach:

»Geben Sie uns diese Blume.«

Die Königin, welche nicht auf diesen Ueberfall gefaßt war, bebte und zögerte.

»Geben Sie diese Blume, ich bitte Sie, Madame,« rief Maurice mit einer Art von Schrecken.

Die Königin überreichte die verlangte Nelke.

Der Präsident nahm sie und begab sich, gefolgt von seinen Collegen, in einen anstoßenden Saal, um die Durchsuchung vorzunehmen und das Protokoll abzufassen.

Man öffnete die Blume, sie war leer.

Maurice athmete.

»Einen Augenblick Geduld,« sagte eines von den Mitgliedern, »das Herz der Nelke ist herausgenommen worden. Die Höhlung ist allerdings leer, doch in dieser Höhlung war sicherlich ein Bittet enthalten.«

»Ich bin bereit, alle nothwendige Erklärungen und Aufschlüsse zu geben,« sprach Maurice, »doch vor Allem verlange ich verhaftet zu werden.«

»Wir nehmen Kenntniß von Deinem Verlangen,« sagte der Präsident, »doch wir entsprechen demselben nicht, Du bist als ein guter Patriot bekannt, Bürger Lindey.«

»Und ich stehe mit meinem Leben für Freunde, die ich mit mir hier her zu bringen die Unklugheit hatte.«

»Stehe für Niemand,« sprach der Anwalt.

Man hörte einen gewaltigen Lärmen in den Höfen.

Es war Simon, der, nachdem er vergebens vom Wind entführte Billet gesucht, sich zu Santerre geben und diesem den Versuch, die Königin zu entführen mit allen Zugaben erzählt hatte, welche einem solches Ereigniß der Zauber seiner Einbildungskraft zu verleihen vermochte. Santerre lief herbei; man verschloß den Temple und wechselte die Wache zum großen Aegerer von Lorin welcher gegen diese Beleidigung, die man seinem Bataillon zufügte, feierlichst protestirte.

»Ah! boshafter Schuhflicker,« sagte er zu Simon, indem er ihn mit seinem Säbel bedrohte, »Dir habe diesen Scherz zu verdanken, doch sei unbesorgt, ich werde ihn Dir zurückgeben.«

»Ich glaube vielmehr, daß Du Alles mit einander der Nation bezahlen wirst,« sprach der Schuhflicker sich die Hände reibend.«

»Bürger Maurice,« sagte Santerre, »halte Dich; Verfügung der Gemeinde, die Dich befragen wird.«

»Ich bin zu Deinen Befehlen, Commandant, da ich habe bereits verhaftet zu werden verlangt und verlange es abermals.«

»Warte, warte,« murmelte Simon duckmäuserisch, »da Dir so viel daran gelegen ist, so wollen wir Deine Sache besorgen.«

Und er ging zu der Frau Tison.

---

## XXIII.

### *Die Göttin Vernunft.*

Man suchte den ganzen Tag im Hof, im Garten und in der Umgegend das kleine Papier, das all diesen Lärmen verursachte, und, wie man nicht bezweifelte, ein ganzes Complot enthielt.

Man befragte die Königin, nachdem man sie von ihrer Schwägerin und ihrer Tochter getrennt hatte; doch Sie antwortete nur, sie habe, aus der Treppe eine junge Frau mit einem Strauß getroffen, diese junge Frau habe ihr den Strauß angeboten, doch sie habe sich begnügt, nur eine Blume daraus zu pflücken, und auch dies sei mit der Einwilligung des Municipal Maurice geschehen.

Sie hatte nichts Anderes zu sagen; es war die Wahrheit in ihrer ganzen Einfachheit und in ihrer ganzen Kraft.

Alles wurde Maurice mitgeteilt, als die Reihe an ihn kam, und er bestätigte die Aussage der Königin als offen und genau.

»Aber es bestand ein Complot?« sagte der Präsident.

»Das ist nicht möglich,« entgegnete Maurice, »ich habe der Bürgerin Dirmer, als ich bei ihr zu Mittag speiste, den Vorschlag gemacht, ihr die Königin zu zeigen, die sie noch nicht gesehen hatte. Doch es war nichts in Beziehung auf den Tag oder das Mittel bestimmt.«

»Aber man hatte sich mit Blumen versehen,« sagte der Präsident, »dieser Strauß war zum Voraus gemacht worden?«

»Keines Wegs, ich habe diese Blumen einem Sträußermädchen abgekauft, das uns dieselben an der Ecke der Rue des Vieilles-Handriettes anbot.«

»Doch dieses Sträußermädchen hat ihr den Strauß wenigstens dargereicht?«

»Nein, Bürger, ich habe ihn selbst aus zehn der zwölf ausgewählt; allerdings wählte ich den schönsten.«

»Aber man konnte das Billet unter Weges hinein stecken?«

»Unmöglich, Bürger, ich habe die Bürgerin Dirmer nicht einen Augenblick verlassen, und um eine solche Operation bei jeder von den Blumen vorzunehmen, denn bemerkt wohl, jede von den Blumen mußte, wie Simon behauptet, ein ähnliches Billet enthalten, hätte man ein, halben Tag gebraucht.«

»Konnte man denn nicht zwischen diese Blumen zwei bereitgehaltene Billets gesteckt haben?«

»In meiner Gegenwart hat die Gefangene eine Nelke auf den Zufall genommen, nachdem sie den ganzen Strauß ausgeschlagen.«

»Deiner Ansicht nach waltet also kein Complot ob,« Bürger Lindey?

»Doch wohl, es waltet ein Complot ob,« erwiedern Maurice, »und ich bin der Erste, der nicht nur daran glaubt, sondern der es bestätigt; nur rührt dieses Complot nicht von meinen Freunden her. Da jedoch die Nation keiner Furcht preisgegeben sein darf, so biete ich ein Caution an und stelle mich als Gefangener.«



»Keines Wegs,« antwortete Santerre: »verfährt man so gegen Erprobte, wie Du bist? Stellst Du Dich als Gefangener, um für Deine Freunde zu stehen, so würde ich mich als Gefangener stellen, um für Dich zu stehen. So ist die Sache einfach, nicht wahr, es liegt keine positive Anzeige vor? Niemand wird erfahren, was sich ereignet hat. Verdoppeln wir unsere Wachsamkeit, Du besonders, und es wird uns gelingen, den Grund der Dinge kennen zu lernen, indem wir die Oeffentlichkeit vermeiden.«

»Ich danke, Commandant,« sprach Maurice, »doch ich antworte Ihnen, was Sie an meiner Stelle antworten würden. Wir dürfen nicht hierbei stehen bleiben, wir müssen die Blumenhändlerin auffinden.«

«Die Blumenhändlerin ist fern, doch sei unbesorgt, man wird sie suchen. Ueberwache Du Deine Freunde, ich werde die Correspondenz des Gefängnisses überwachen.«

Man hatte nicht an Simon gedacht, doch Simon hatte seinen Plan.

Er kam gegen das Ende der von uns mitgetheilten Sitzung, um Kunde zu verlangen, und erfuhr die Entscheidung der Gemeinde.

»Ah! es bedarf, um die Sache abzumachen, einer regelmäßigen Anzeige,« sagte er, »wartet fünf Minuten und ich bringe sie.«

»Was gibt es denn?« fragte der Präsident.

Der Schuhflicker erwiderte:

»Die muthige Bürgerin Tison denuncirt die heimlichen Ränke und Schliche des Parteigängers der Aristokratie Maurice, sowie auch die Verzweigungen eines anderen ihm befreundeten, falschen Patrioten Namens Lorin.«

»Nimm Dich in Acht, nimm Dich in Acht, Simon,« sprach der Präsident. »Dein Eifer für die Nation fuhrt Dich vielleicht irre; Maurice Lindey und Hyacinth Lorin sind Erprobte.«

»Man wird das vor dem Tribunal sehen,« erwiderte Simon.

»Bedenke wohl, Simon, das würde ein ärgerlicher Proceß für alle gute Patrioten werden.«

»Aergerlich oder nicht, was macht das mir? Fürchte ich etwa das Aergerniß? Man wird wenigstens die volle Wahrheit über die Verräther erfahren.«

»Du bestehst also darauf, im Namen der Frau Tison Deine Anzeige zu machen?«

«Ich werde selbst diesen Abend bei den Cordeliers denunciren, und zwar Dich mit den Andern, Bürger Präsident, wenn Du nicht die Verhaftung des Verräthers Maurice decretirst.«

»Wohl, es sei,« sprach der Präsident, der, nach der Gewohnheit jener unglücklichen Zeit, vor demjenigen zitterte, welcher am Lautesten schrie. »Wohl, es sei, man wird ihn verhaften.«

Während diese Entscheidung gegen ihn gegeben wurde, war Maurice nach dem Temple zurückgekehrt, wo ihn ein Billet mit folgenden Worten erwartete:

*»Da unsere Wache mit Gewalt unterbrochen worden ist, so werde ich Dich aller Wahrscheinlichkeit nach nicht vor morgen früh wiedersehen können: komm zu mir zum Frühstück und setze mich während des Frühstücks in Kenntniß über alle die Ränke und Verschwörungen, welche Meister Simon entdeckt hat. Er behauptet nämlich, alles Unglück sei einer Nelke zuzuschreiben. Ich meinerseits will eine Rose fragen, wo der Grund der Unthat zu suchen?*

*»Und morgen werde ich Dir meinerseits sagen, was mir Arthemise geantwortet hat.*

Dein Freund

Lorin.«

»Nichts Neues,« antwortete Maurice, »schlafe in: Frieden diese Nacht und frühstücke morgen ohne mich, insofern ich wegen der Vorfälle des heutigen Tages wahrscheinlich nicht vor Mittag ausgehen werde.

»Wie gern möcht ich Dir der Zephir sein, um das Recht zu haben, der Rose von der Du sprichst, einen Kuß zu schicken.

Dein Freund

Maurice.

*N. S. Ich glaube übrigens, daß die Verschwörung nur ein falscher Lärmen war.«*

Lorin war wirklich gegen elf Uhr in Folge der ungeschlachten Motion des Schuhflickers mit seinem ganzen Bataillon abgezogen.

Er hatte sich über diese Demüthigung mit einem Verse getröstet und war, wie es dieser Vers sagte, zu Arthemise gegangen.

Arthemise war entzückt, als sie Lorin kommen sah.

Das Wetter war herrlich; sie schlug einen Spaziergang die Quais entlang vor, der auch angenommen wurde.

Sie folgten dem Kohlenhafen, plauderten über Politik, Lorin erzählte seine Austreibung aus dem Temple und suchte zu errathen, welche Umstände dieselbe veranlaßt haben konnten, als sie, die Höhe der Rue des Barres erreichend, ein Sträußermädchen erblickten, das wie sie am rechten Ufer der Seine hinaufging,

»Ah! Bürger Lorin, Du wirft mir hoffentlich einen Strauß schenken,« sagte Arthemise.

»Wie!« versetzte Lorin, »zwei, wenn es Dir angenehm ist.«

Und Beide verdoppelten ihre Schritte, um die Blumenhändlerin einzuholen, welche selbst ihren Weg mit sehr raschem Schritt verfolgte.

Bei dem Pont Marie blieb das Mädchen stehen, neigte sich über die Brüstung und leerte sein Körbchen in den Fluß.

Die einzelnen Blumen wirbelten einen Augenblick in der Lust. Durch ihr Gewicht hinabgezogen fielen die Sträuße etwas schneller, dann folgten Sträuße und Blumen aus der Oberfläche schwimmend dem Laufe des Flußes.

»Halt!« sagte Arthemise, die Blumenhändlerin betrachtend, welche ein so seltsames Gewerbe trieb; »man sollte glauben . . . aber ja . . . aber nein . . . aber doch . . . oh! was das sonderbar ist!«

Die Blumenhändlerin legte einen Finger aus ihre Lippen, als wollte sie Arthemise bitten, sie möge schweigen, und verschwand.

»Was ist es denn?« sagte Lorin; »kennst Du diese sterbliche Göttin?«

»Nein. Ich glaubte Anfangs, doch ich täuschte mich sicherlich.«

»Sie hat Dir doch ein Zeichen gemacht,« versetzte Lorin.

»Warum ist sie denn diesen Morgen Sträußermädchen?« fragte Arthemise sich selbst.

»Du gestehst also, daß Du sie kennst, Arthemise?«

»Ja,« antwortete Arthemise, »es ist eine Blumenhändlerin, der ich zuweilen abkaufe.«

»In jedem Fall,« sagte Lorin, »in jedem Fall hat diese Blumenhändlerin sonderbare Manieren, um ihre Waaren abzusetzen.«

Nachdem Beide zum letzten Male die Blumen angeschaut hatten, welche bereits die hölzerne Brücke erreichten und einen neuen Antrieb von dem Flußarme erhielten, der unter ihren Bögen durchläuft, setzten sie ihren Weg nach der Rapée fort, wo sie unter vier Augen zu Mittag zu speisen gedachten.

Dieser Vorfall hatte für den Augenblick keine Folge, Nur prägte er sich, da er seltsam war und einen geheimnißvollen Charakter bot, in die poetische Einbildungskraft von Lorin ein.

Die gegen Maurice und Lorin gerichtete Anzeige der Frau Tison erregte einen großen Lärmen im Club der Jacobiner und Maurice erhielt im Temple von der Gemeinde die Nachricht, seine Freiheit sei von der öffentlichen Entrüstung bedroht. Es war dies eine Aufforderung an den jungen Municipal, sich zu verbergen, wenn er schuldig wäre. Doch man fand ihn auf seinem Posten, als man kam, um ihn zu verhaften.

Maurice wurde aus der Stelle verhört.

Während er fest bei seinem Entschlusse blieb, keinen von seinen Freunden, deren er sicher sein konnte, in den Proceß zu verwickeln, forderte Maurice, der nicht der Mann war, sich lächerlicher Weise durch das Stillschweigen wie ein Romanheld zu opfern, eine Untersuchung gegen das Sträußermädchen.

Es war fünf Uhr Abends, als Lorin nach Hause zurückkehrte: er erfuhr sogleich die Verhaftung von Maurice und welche Forderung dieser gestellt hatte.

Als bald erinnerte er sich des Sträußermädchens vom Pont Marie, das seine Blumen in die Seine geworfen. Dies war eine plötzliche Offenbarung, Die seltsame Blumenhändlerin, das Zusammentreffen der Quartiere, das Halbgeständniß von Arthemise, Alles rief ihm instinktmäßig zu, hier finde sich die Erklärung des Geheimnisses, dessen Enthüllung Maurice forderte.

Er sprang aus seinem Zimmer, eilte die vier Stockwerke hinab, als ob er Flügel gehabt hätte, und lief zu der Göttin Vernunft, welche goldene Sterne auf ein Kleid von blauer Gaze stickte.

Das war ihr Göttergewand.

»Laß die Sterne ruhen, liebe Freundin,« sagte Lorin, »Man hat Maurice diesen Morgen verhaftet und wird wahrscheinlich diesen Abend mich verhaften,«

»Maurice verhaftet!«

»Oh! mein Gott, ja. In dieser Zeit ist nichts gewöhnlicher, als große Ereignisse, und man schenkt ihnen nur keine Aufmerksamkeit, weil sie truppenweise kommen. Alle diese großen Ereignisse aber geschehen in Folge von Nichtswürdigkeiten. Vernachlässigen wir daher die Nichtswürdigkeiten durchaus nicht. Wer war die Blumenhändlerin, der wir diesen Morgen begegneten, liebe Freundin?«

Arthemise bebte.

»Was für eine Blumenhändlerin?«

»Ei, bei Gott! das Mädchen, das seine Sträuße so verschwenderisch in die Seine warf.«

»Ach! mein Gott!« sagte Arthemise, »ist dieses Ereigniß denn so wichtig, daß Du mit solcher Hartnäckigkeit daraus zurückkehrst?«

»So wichtig, liebe Freundin, daß ich Dich bitte, meine Frage aus der Stelle zu beantworten.«

»Mein Freund, ich kann nicht.«

»Göttin, nichts ist Dir unmöglich.«

»Ich habe meine Ehre verpfändet, Stillschweigen zu beobachten.«

»Und ich habe meine Ehre verpfändet, Dich sprechen zu machen.«

»Aber warum dringst Du denn so sehr in mich?«

»Damit. . . alle Wetter! damit Maurice nicht der Hals abgeschnitten wird.«

»Ah! mein Gott! Maurice guillotiniert?« rief die junge Frau erschrocken.

»Ohne von mir zu sprechen, der ich wahrhaftig nicht dafür zu stehen wage, daß ich den Kopf noch aus meinen Schultern habe.«

»Oh! nein, nein, das hieße sie unfehlbar verderben.«

In diesem Augenblick stürzte der Willfähige von Lorin in das Zimmer von Arthemise und rief:

»Ah! Bürger, rette Dich! rette Dich!«

»Und warum dies?« fragte Lorin.

»Die Gendarmen haben sich bei Dir gezeigt; während sie die Thüre einstießen, erreichte ich das Nachbarhaus über das Dach kletternd und lief hierher, um Dich zu benachrichtigen.«

Arthemise stieß einen furchtbaren Schrei aus.

»Arthemise,« sprach Lorin, indem er sich aufrecht vor sie stellte, »vergleichst Du das Leben eines Sträußermädchens mit dem von Maurice und mit dem Deines Geliebten? Wenn dem so ist, so höre ich auf, Dich für die Göttin Vernunft zu halten, und erkläre Dich für die Göttin Tollheit.«

»Arme Heloise!« rief die Extänzerin der Oper, »es ist nicht mein Fehler, wenn ich Dich verrathe.«

»Gut! gut! liebe Freundin,« sprach Lorin, indem er Arthemise ein Papier bot. »Du hast mich bereits mit dem Taufnamen beschenkt, schenke mir auch den Familiennamen und die Adresse.«

»Oh! den Namen schreiben, nie! nie!« rief Arthemise, »ich will ihn Dir sagen.«

Sage ihn mir und sei unbesorgt, ich werde ihn nicht vergessen.«

Arthemise gab mündlich Lorin den Namen und die Adresse der falschen Blumenhändlerin an. Sie hieß Heloise Tison und wohnte in der Rue des Nonandières Nro. 24.

Bei diesem Namen stieß Lorin einen Schrei aus und entfloh aus Leibeskräften.

Er war noch nicht am Ende der Straße, als ein Brief bei Arthemise eintraf.

Dieser Brief enthielt nur folgende Zeilen:

»Kein Wort über mich, theure Freundin, die Offenbarung meines Namens würde mich unfehlbar ins Verderben stürzen. Warte bis morgen, um mich zu nennen, denn diesen Abend werde ich Paris verlassen haben.

Deine Heloise.«

»O mein Gott!« rief die zukünftige Göttin, »wenn ich das hätte ahnen können, so würde ich bis morgen gewartet haben.«

»Und sie stürzte nach dem Fenster, um Lorin zurückzurufen, wenn es noch Zeit wäre, doch er war verschwunden.

---

## XXIV.

### *Die Mutter und die Tochter.*

Wir haben bereits gesagt, daß die Kunde von diesem Ereigniß sich in wenigen Stunden in ganz Paris verbreitete. Es gab in der That damals Indiscretionen, welche sich von Seiten einer Regierung, deren Politik sich auf der Straße anknüpfte und entwickelte, leicht begreifen lassen.

Das Gerücht erreichte daher furchtbar und drohend die Rue Vieille-Saint-Jacques und zwei Stunden nach der Verhaftung von Maurice erfuhr man dort diese Verhaftung.

Durch die Thätigkeit von Simon waren die Einzelheiten des Complottes schnell aus dem Temple hinausgedrungen, nur hatte die Wahrheit, die Jeder mit einiger erdichteten Zusätzen schmückte, bei dem Meister Rothgerberei einige Veränderungen erlitten; man sagte, es handle sich um eine vergiftete Blume, die man der Königin zugesteckt und mit deren Hülse die Oesterreicherin ihre Wachen hätte einschläfern sollen, um aus dem Temple zu entfliehen. Diesen Gerüchten fügte sich ein gewisser Verdacht über die Treue des am Abend zuvor von Santerre entlassenen Bataillon bei, so daß bereits mehrere Opfer dem Hasse des Volkes bezeichnet waren.

Doch in der Rue Vieille-Saint-Jacques täuschte man sich, und zwar aus Gründen, durchaus nicht über die Natur des Ereignisses, und Morand und Dirmer entfernten sich sogleich und ließen Geneviève der heftigsten Verzweiflung preisgegeben zurück.

Begegnete Maurice ein Unglück, so war wirklich Geneviève die Ursache dieses Unglücks. Sie hatte an der Hand den blinden jungen Mann bis in den Kerker geführt, wo er eingeschlossen war, und aus welchem er aller Wahrscheinlichkeit nach nur hervorgehen würde, um das Schaffot zu besteigen.

Doch in jedem Fall sollte Maurice nicht mit seinem Kopfe seine Hingebung gegen eine Laune von Geneviève bezahlen. Wurde Maurice verurtheilt, so klagte sich Geneviève selbst bei dem Tribunal an, sie gestand Alles. Sie nahm die Verantwortlichkeit auf sich, auf sich allem, wohl verstanden, und auf Kosten ihres Lebens rettete sie Maurice.

Statt zu zittern bei dem Gedanken, für Maurice zu sterben, fand Geneviève im Gegentheile eine bittere Glückseligkeit hierin.

Sie liebte den jungen Mann, sie liebte ihn mehr, als es sich für eine Frau geziemte, welche nicht sich angehörte. Es war für sie ein Mittel, Gott ihre Seele rein und fleckenlos zurückzubringen, wie sie dieselbe von ihm erhalten hatte.

Vor dem Hause trennten sich Morand und Dirmer. Dirmer ging nach der Rue de la Corderie, Morand lief nach der Rue des Nonandières.

Als der Letztere an das Ende des Pont Marie kam, erblickte er die Menge der Müßigen und Neugierigen, welche sich während oder nach einem Ereignisse auf dem Platze aufstellen, wo dieses Ereigniß stattgefunden hat, wie die Raben sich aus einem Schlachtfeld versammeln.

Bei diesem Anblick blieb Morand stehen; seine Beine wichen unter ihm, er war genöthigt, sich aus das Geländer der Brücke zu stützen.

Nach einigen Minuten erlangte er wieder die wunderbare Gewalt, die er bei großen

Veranlassungen über sich selbst hatte, mischte sich in die Gruppen, fragte und erfuhr, man habe zehn Minuten vorher in der Rue des Nonandières Nro. 24. eine junge Frau festgenommen, welche sicherlich des Verbrechens schuldig sei, dessen man sie angeklagt, denn man habe sie überrascht, wie sie mit dem Einpacken ihrer Habseligkeiten beschäftigt gewesen.

Morand erkundigte sich nach dem Club, in welchem das Mädchen verhört werden sollte. Er erfuhr, daß man sie vor die Muttersection geführt, und begab sich sogleich dahin.

Der Club war vollgepfropft von Menschen. Doch durch Ellenbogenstöße und Faustschläge gelang es Morand, auf die Tribune zu schlüpfen. Das Erste, was er erblickte, war die hohe Gestalt, das edle Antlitz und die verächtliche Miene von Maurice, der vor der Bank der Angeklagten stand und mit seinem Blick den perorirenden Simon niederschmetterte.

»Ja, Bürger,« schrie Simon, »ja, die Bürgerin Tison klagt den Bürger Lindey und den Bürger Lorin an. Der Bürger Lindey spricht von einem Sträußermädchen, aus das er sein Verbrechen abladen will, doch ich sage Euch zum Voraus, das Sträußermädchen wird sich nicht finden; es ist ein Complot von einer Gesellschaft von Aristokraten, welche sich, die feigen Burschen, den Ball einander zuwerfen. Ihr habt übrigens gesehen daß sich der Bürger Lorin bereits aus dem Staube gemacht hatte, als man in seine Wohnung kam. Nun, er wird sich ebenso wenig finden, als das Sträußermädchen.

»Du hast gelogen, Simon,« rief eine wüthende, Stimme, »er wird sich wiederfinden, denn hier ist er.«

Und Lorin brach in den Saal ein.

»Platz gemacht,« rief er, die Zuschauer auf die Seite stoßend, »Platz!«

Dieser Eintritt von Lorin, der aus eine ganze natürliche Weise, ohne Manier, ohne eine Absichtlichkeit, nur mit der dem Charakter des jungen Mannes inwohnenden Kraft und Treuherzigkeit geschah, brachte die größte Wirkung auf die Tribunen hervor, welche Beifall zu klatschen und bravo zu rufen angingen.

Maurice begnügte sich zu lächeln und seinem Freund die Hand wie ein Mensch zu reichen, der sich gesagt hatte: »Ich bin sicher, daß ich nicht lange allein auf der Bank der Angeklagten bleiben werde.«

Die Zuschauer betrachteten mit einer sichtbaren Theilnahme die zwei hübschen jungen Leute, welche wie ein auf die Jugend und aus die Schönheit eifersüchtiger Dämon der Schuhflicker des Temple anklagte.

Dieser gewährte den schlimmen Eindruck, der auf ihm zu lasten anfang, und entschloß sich, einen letzten Schlag zu thun.

»Bürger,« brüllte er, »ich verlange, daß die edelmüthige Bürgerin Tison gehört werde. Ich verlange, daß sie spreche. Ich verlange, daß sie anklage.«

»Bürger,« sagte Lorin, »ich verlange, daß zuvor die junge Blumenhändlerin, welche man verhaftet hat und ohne Zweifel vor Euch führen wird, gehört werde.«

»Nein,« rief Simon, »das ist abermals ein falscher Zeuge, ein Parteigänger der Aristokraten. Ueberdies brennt die Bürgerin Tison vor Begierde, das Gericht zu erleuchten.«

Während dieser Zeit sprach Lorin leise mit Maurice.

»Ja,« riefen die Tribunen, »ja, die Anzeige der Frau Tison; ja, ja, sie soll ihre Anzeige machen!«

»Ist die Bürgerin Tison im Saale?« fragte der Präsident.

»Allerdings ist sie da,« rief Simon. »Bürgerin Tison, sage doch, daß Du da bist.«

»Hier bin ich, mein Präsident,« sprach die Gefangenenwärterin; »doch wird man mir meine Tochter zurückgeben, wenn ich die Anzeige mache?«

»Deine Tochter hat nichts mit der Angelegenheit zu schaffen, die uns in Anspruch nimmt,« erwiderte der Präsident; »rede zuerst und wende Dich dann an die Gemeinde, um Dein Kind wieder zu verlangen.«

»Hörst Du? der Bürger Präsident befiehlt Dir, Deine Anzeige zu machen,« rief Simon, »sprich also auf der Stelle.«

«Einen Augenblick Geduld,« sagte der Präsident, indem er sich, erstaunt über die Ruhe des gewöhnlich so aufbrausenden jungen Mannes, gegen Maurice umwandte, Bürger Municipal, hast Du nicht zuvor etwas zu sprechen?«

»Nein, Bürger Präsident, außer etwa, daß es, ehe er einen Mann, wie ich bin, einen Feigen und Verräther nannte, gescheiter von Simon gewesen wäre, wenn er gewartet haben würde, bis man besser unterrichtet hätte.«

»Was sagst Du? was sagst Du?« wiederholte Simon mit dem spöttischen Tone des Menschen aus dem Volk, der dem Pariser Pöbel eigenthümlich ist.

»Ich sage,« erwiderte Maurice mehr traurig als zornig, »ich sage, daß Du sogleich grausam gestraft sein wirst, wenn Du siehst, was geschieht.«

»Und was wird denn geschehen?« fragte Simon,

»Bürger Präsident,« sprach Maurice, ohne seinen gehässigen Ankläger zu antworten, »ich verbinde mich mit meinem Freund, um Dich zu bitten, daß das junge Mädchen, das man so eben verhaftet hat, gehört werde, man diese arme Frau sprechen läßt, der man ohne zweifel ihre Aussage eingeblasen hat.«

»Hörst Du, Bürgerin?« rief Simon, »hörst man hat dort gesagt, Du seist ein falscher Zeuge?«

»Ich, ein falscher Zeuge,« sprach die Tison, »oh! Du wirst sehen; warte, warte!«

»Bürger,« sagte Maurice, »aus Mitleid befehl dieser Unglücklichen, zu schweigen.«

»Ah! Du hast Furcht!« schrie Simon, »Furcht! Bürger Präsident, ich verlange die Anklage der Bürgerin Tison.«

»Ja, ja, die Anklage!« schrienen die Tribunen.

»Stille!« rief der Präsident, »die Gemeinde komm zurück.«

In diesem Augenblick hörte man einen Wagen, der außen unter einem Gebrülle und unter einem gewaltigen Geräusch von Waffen rollte.

Simon wandte sich unruhig nach der Thüre um.

»Verlasse die Tribune,« sagte der Präsident zu ihm, »Du hast das Wort nicht mehr.«

Simon stieg herab.

In diesem Augenblick traten die Gendarmen mit einer, bald wieder zurückgedrängten, Woge von Neugierigen ein, und eine Frau wurde in den Gerichtssaal gestoßen.

»Ist sie es?« fragte Lorin Maurice.

»Ja, ja, sie ist es,« sprach dieser. »Oh! die unglückliche Frau, sie ist verloren!«

»Das Sträußermädchen! das Sträußermädchen,« murmelte man auf den Tribunen, welche die Neugier ungemein in Bewegung setzte; »es ist das Sträußermädchen!!«

»Ich verlange vor Allem die Aussage der Frau Tison,« brüllte der Schuhflicker, »Du hattest ihr

befohlen, ihre Anzeige zu machen, und siehst, daß sie nicht spricht.«

Die Frau Tison wurde ausgerufen und begann eine furchtbare, umständliche Anzeige. Ihrer Behauptung nach war das Sträußermädchen allerdings schuldig, Maurice und Lorin aber waren ihre Genossen.

Diese Anklage brachte eine unsägliche Wirkung aus das Publikum hervor.

Simon triumphierte indessen.

»Gendarmen, führt das Sträußermädchen herein,« rief der Präsident.

»Oh! das ist gräßlich,« murmelte Morand, indem er seinen Kopf in seinen Händen verbarg.

Die Blumenhändlerin wurde gerufen und stellte sich unten an die Tribune, der Tison gegenüber, deren Zeugschaft das Vergehen, dessen man sie beschuldigte, zu einem Capitalverbrechen gemacht hatte.

Da hob sie ihren Schleier auf.

»Heloise!« rief die Tison, »meine Tochter... Du hier. . .«

»Ja, meine Mutter,« antwortete mit sanftem Tone das junge Mädchen.

»Und warum bist Du zwischen zwei Gendarmen?«

»Weil ich angeklagt bin, meine Mutter!«

»Du. . . angeklagt!« rief die Tison voll Angst, »und von wem?«

»Von Dir, meine Mutter!«

Hin furchtbares Stillschweigen, ein Schweigen des Todes lagerte sich plötzlich über diesen geräuschvollen Massen und das schmerzliche Gefühl dieser furchtbaren Scene schnürte alle Herzen zusammen.

»Ihre Tochter!« flüsterten einzelne Stimmen leise und wie in der Entfernung. »Ihre Tochter, die Unglückliche!«

Maurice und Lorin schauten die Anklägerin und die Angeklagte mit einem Gefühle tiefen Mitleids und ehrfürchtigen Schmerzes an.

Simon, während er das Ende dieser Scene zu sehen wünschte, in der Hoffnung, Maurice und Lorin würden dabei gefährdet bleiben, war bemüht, sich den Blicken der Tison zu entziehen, welche mit irrem Auge umherschauten.

»Wie heißest Du, Bürgerin?« fragte der Präsident selbst erschüttert, das ruhige, ergebene junge Mädchen.

»Heloise Tison, Bürger.«

»Wie alt bist Du?«

»Neunzehn Jahre.«

»Wo wohnst Du?«

»In der Rue des Nonandières Nro. 24.«

»Hast Du an den Bürger Municipal Lindey, den Du hier aus dieser Bank siehst, diesen Morgen einen Nelkenstrauß verkauft?«

Die Tochter Tison wandte sich gegen Maurice, schau ihn an und sprach sodann:

»Ja, Bürger, ich habe dies gethan.«

Die Frau Tison schaute ihre Tochter mit Augen an welche die Angst furchtbar erweitert hatte.

»Weißt Du, daß jede von diesen Nelken ein an die Witwe Capet gerichtetes Billet enthielt?«



»Ich weiß es,« antwortete die Angeklagte.

Eine Bewegung des Schreckens und der Bewunderung verbreitete sich durch den Saal.

»Warum botst Du diese Nelken dem Bürger Maurice an?«

»Weil ich die Schärpe des Municipals an ihm erblickte und vermuthete, er würde in den Temple gehen.«

»Wer sind Deine Genossen?«

»Ich habe keine.«

»Wie, Du hast das Complot für Dich allein gemacht?«

»Wenn es ein Complot ist, so habe ich es allein gemacht.«

»Aber wußte der Bürger Maurice? . . .«

»Daß diese Blumen Billets enthielten?«

»Ja.«

»Der Bürger Maurice ist Municipal; der Bürger Maurice konnte die Königin unter vier Augen und zu jeder Stunde des Tags und der Nacht sehen. Hatte der Bürger Maurice der Königin etwas zu sagen, so brauchte nicht erst zu schreiben, da er sprechen konnte.«

»Und Du kanntest den Bürger Maurice nicht?«

»Ich sah ihn in der Zeit, wo ich bei meiner armen Mutter war, in den Temple kommen; doch ich kannte ihn vom Sehen.«

»Siehst Du, Elender!« rief Lorin, mit der Faust Simon bedrohend, der den Kopf senkte und niedergeschmettert durch die Wendung, welche die Sache nahm, unbemerkt zu fliehen suchte,

»Siehst Du, was Du gethan hast?«

Alle Blicke wandten sich mit einem Gefühle tiefer Entrüstung gegen Simon.

Der Präsident fuhr fort:

»Da Du den Strauß überreicht hast, da Du wußtest, daß jede Blume ein Papier enthielt, so mußt Du auch wissen, was auf das Papier geschrieben war.«

»Allerdings weiß ich es.«

»Nun, so sage uns, was aus dem Papier stand?«

»Bürger,« sprach mit großer Festigkeit das junge Mädchen, »ich habe Alles gesagt, was ich sagen konnte, und besonders was ich sagen wollte.«

»Du weigerst Dich, zu antworten?«

»Ja.«

»Und Du weißt, welcher Gefahr Du Dich aussetzest?«

»Ja.«

»Du hoffst vielleicht aus Deine Jugend, aus Deine Schönheit?«

»Ich hoffe nur aus Gott.«

»Bürger Maurice Lindey,« sprach der Präsident, Bürger Hyacinth Lorin, Ihr seid frei, die Gemeinde erkennt Eure Unschuld und läßt Eurer Bürgertugend Gerechtigkeit widerfahren. Gendarmen führt die Bürgerin Heloise in das Gefängniß der Section.«

Bei diesen Worten schien die Frau Tison zu erwachen, sie gab einen furchtbaren Schrei von sich und wollte vorstürzen, um ihre Tochter noch einmal zu umarmen: doch die Gendarmen verhinderten sie daran.

»Ich verzeihe Dir, meine Mutter,« rief die Tochter, während man sie fortschleppte.  
Die Frau Tison stieß ein wildes Gebrülle aus und fiel wie, todt nieder.  
»Edles Mädchen!« murmelte Morand mit einer schmerzlichen Bewegung.

---

## XXV.

### *Das Billet.*

In Folge der von uns erzählten Ereignisse kam eine letzte Scene als Vervollständigung des Dramas hinzu, das sich in seinem düsteren Gange zu entrollen anfang.

Die Frau Tison, niedergeschmettert durch das, was vorgefallen war, verlassen von denen, welche sie begleitet hatten, denn es liegt etwas Gehässiges sogar in von unfreiwilligen Verbrechen, und es ist ein sehr großes Verbrechen, wenn eine Mutter ihr Kind tödtet, selbst wenn es in einem Uebermaß patriotischen Eifers geschieht, die Frau Tison nachdem sie eine Zeit lang in einer völligen Unbeweglichkeit verharret war, erhob das Haupt, schaute irre um sich, stieß, als sie sich allein sah, einen Schrei aus und stürzte nach der Thüre.

Einige Neugierige, noch hartnäckiger als die Anderen, standen an dieser Thüre; sie traten auf die Seite, als sie die Tison erblickten, deuteten mit dem Finger auf sie und sagten zu einander:

»Siehst Du diese Frau? Sie hat. ihre Tochter angeklagt!«

Die Tison gab einen Schrei der Verzweiflung von sich und eilte in der Richtung des Temple fort. Als sie aber den dritten Theil der Rue Michel-le-Comte erreicht hatte, stellte sich ein Mann vor sie, versperrte ihr den Weg und sagte, indem er sein Gesicht in seinem Mantel verbarg:

»Du bist zufrieden, Du hast Dein Kind getödtet.«

»Mein Kind getödtet! mein Kind getödtet!« rief die arme Mutter; »nein, nein, das ist nicht möglich.«

»Es ist doch so, denn Deine Tochter ist verhaftet.«

»Und wohin hat man sie geführt?«

»In die Conciergerie, von da wird sie zu dem Revolutionsgerichte abgehen, und Du weißt, was aus denen wird, welche dahin kommen.«

»Gehen Sie auf die Seite und lassen Sie mich vorbei,« rief die Tison.

»Wohin gehst Du?«

»Nach der Conciergerie.«

»Was willst Du dort machen?«

»Sie noch einmal sehen.«

»Man wird Dich nicht einlassen.«

»Man wird mich wohl vor der Thüre liegen, dort, leben, dort schlafen lassen. Ich bleibe, bis sie herauskommt, und sehe sie wenigstens noch einmal.«

»Wenn Jemand Dir verspräche, Dir Deine Tochter zurückzugeben?«

»Was sagen Sie?«

»Ich frage Dich, ob Du, wenn ein Mann Dir verspräche, Dir Deine Tochter zurückzugeben, thun würdest, was dieser Mann Dich thun hieße?«

»Alles für meine Tochter, Alles für meine Heloise,« rief Frau, voll Verzweiflung die Hände ringend; »Alles, Alles, Alles!«

»Höre,« der Unbekannte, »Gott straft Dich.«

»Und wofür?«

»Für die Qualen, die Du einer armen Mutter, wie Du bist, bereitet hast.«

»Von wem sprechen Sie? Was wollen Sie damit sagen?«

»Du hast oft Deine Gefangenen ganz nahe an den Rand, der Verzweiflung, indem Du in diesem Augenblick einhergehst, durch Deine Anzeigen und Deine Rohheiten, geführt Gott straft Dich, indem er das Mädchen, das Du so sei geliebt, dem Tode überantwortet.«

»Sie haben gesagt, es gebe einen Menschen, der meine Tochter retten könne. . . Wo ist dieser Mensch! Was will er? Was verlangt er?«

»Dieser Mensch will, daß Du aufhörst die Königin zu verfolgen, daß Du sie um Verzeihung bittest wegen der Beleidigungen, die Du ihr zugefügt hast, und da Du, wenn Du wahrnimmst, daß diese Frau, welche selbst eine leidende, weinende, verzweifelnde Mutter ist, durch einen unmöglichen Umstand, durch ein Wunder des Himmel sich zu retten im Begriff ist, statt sich ihrer Flucht zu widersetzen, sie mit allen Deinen Kräften unterstützest.«

»Höre, Bürger, nicht wahr, Du bist dieser Mensch?

»Du versprichst, meine Tochter zu retten?«

Der Unbekannte schwieg

»Versprichst Du es mir? Machst Du Dich dazu anheischig? Schwörst Du es mir? Stehst Du mir dafür? Antworte!«

»Höre: Alles, was ein Mensch thun kann, um eine Frau zu retten, werde ich thun, um Dein Kind zu retten.«

»Er kann sie nicht retten!« schrie die Tison unter lautem Geheule. »Er kann sie nicht retten! er log, als er sie zu retten versprach.«

»Thue, was Du für die Königin vermagst, und ich werde thun, was ich für Deine Tochter vermag.«

»Was ist mir an der Königin gelegen, es ist ein Mutter, die eine Tochter hat, und nichts Anderes. Wenn man Jemand den Kopf abschlägt, so wird es nicht ihrer Tochter sein, sondern sie selbst. Man schneide mir den Hals ab, und rette meine Tochter. Man führe mich nach der Guillotine unter der Bedingung, daß kein Haar von ihrem Haupte fällt, und ich werde auf dem Wege nach der Guillotine singen:

»Ah! Ca ira, ca ira ca ira

»Les aristocrates à la lanterne . . .«

Und die Tison fing an mit einer furchtbaren Stimme zu singen; doch sie unterbrach ihren Gesang plötzlich durch einschaltendes Gelächter.

Der Mann in dem Mantel schien selbst erschrocken über diesen Ansang des Wahnsinns und machte einen Schritt rückwärts.

»Oh! Du wirst Dich nicht so entfernen,« sagte die Tison in Verzweiflung, indem sie ihn an seinem Mantel zurückhielt; »man kommt nicht und spricht zu einer Mutter: »»Thue das und ich rette Dir Dein Kind,«« um hernach zu sagen: »»Vielleicht!«« Wirst Du sie retten?«

»Ja.«

»Wann dies?«

»An dem Tag, wo man sie von der Conciergerie nach dem Schaffot führt.«

»Warum warten? Warum nicht in dieser Nacht, diesen Abend, auf der Stelle?«

»Weil ich nicht kann.«

»Ah! Du siehst wohl, Du siehst wohl,« rief die Tison, »Du siehst, daß Du nicht kannst, aber ich kann.«

»Was kannst Du?«

»Ich kann die Gefangene, wie Du sie nennst, verfolgen, ich kann die Königin, wie Du sagst, überwachen, Du Aristokrat! Ich kann zu jeder Stunde des Tags und der Nacht in das Gefängnis, und werde Alles dies thun. Wir werden wohl sehen, ob sie entflieht, wir werden sehen, ob sie durchkommen soll, da man meine Tochter nicht retten will. Kopf für Kopf, willst Du? Madame Veto ist Königin gewesen, ich weiß es wohl, Heloise Tison ist nur ein armes Mädchen, ich weiß es ebenfalls; doch auf der Guillotine sind wir Alle gleich.

»Nun, es sei, sprach der Mann mit dem Mantel »rette sie und ich werde sie retten.«

»Schwöre.«

»Ich schwöre.«

»Bei was?«

»Bei was Du willst.«

»Hast Du eine Tochter?«

»Nein.«

»Nun versetzte die Tison, indem sie ihre Arme entmuthigt fallen ließ, »bei was willst Du schwören?«

»Höre, ich schwöre Dir bei Gott.«

»Bah!« entgegnete die Tison, »Du weißt wohl, daß sie den alten abgeschafft und den neuen noch nicht gemacht haben.«

»Ich schwöre Dir bei dem Grabe meines Vaters.«

»Schwöre nicht bei einem Grabe, das würde ihr Unglück bringen, Oh! mein Gott, mein Gott! wenn ich bedenke, daß ich in drei Tagen auch bei dem Grabe meiner Tochter schwören werde. Meine Tochter, meine arm Heloise! . . .« rief die Tison in ein so gewaltiges Geschrei ausbrechend, daß sich mehrere Fenster öffneten.

Bei dem Anblicke der Fenster, welche man da und dort öffnete, schien sich ein anderer Mann von der Mauer zu trennen und ging auf den ersten zu,

»Es ist mit dieser Frau nichts zu machen,« sagte er Erste zum Zweiten, »sie ist wahnsinnig.«

»Nein, sie ist Mutter,« sprach dieser und zog seinen Gefährten fort.

Als die Tison sah, wie sie sich entfernten, schien sie zu sich zu kommen

»Wohin geht Ihr?« rief sie, »wollt Ihr Heloise retten? Dann wartet auf mich, ich gehe mit Euch. Wartet auf mich, wartet doch aus mich!«

Und die arme Mutter verfolgte sie brüllend; doch der Ecke der nächsten Straße verlor sie dieselben aus der Blicke, Sie wußte nicht, nach welchem Punkte sie sich wenden sollte, blieb einen Augenblick unentschieden, schaute nach allen Seiten, stieß, als sie sich in der Nacht und im Stillschweigen, diesem doppelten Symptome des Todes, allein sah, ein herzerreißendes Geschrei aus und fiel aus das Pflaster nieder.

Es schlug zwei Uhr.

Mittlerweile, und als dieselbe Stunde im Glockenthurme des Temple erscholl, las die Königin bei einer rauchenden Lampe zwischen ihrer Tochter und ihrer Schwägerin sitzend und vor den

Blicken der Municipale durch Madame Royale verborgen, welche sich stellte, als umarmte sie ihre Mutter, las die Königin, sagen wir, wiederholt ein kleines Bittet, geschrieben auf Papier so zart, als man es nur immer hatte finden können, mit einer so seinen Handschrift, daß ihre durch die Thränen versengten Augen die Kraft besaßen, sie zu entziffern.

Das Billet enthielt folgende Worte:

*»Morgen Dienstag verlangen Sie die Erlaubniß, in den Garten hinabzugehen, was man Ihnen ohne Schwierigkeiten zu machen, gestatten wird, insofern Befehl gegeben ist, Ihnen diese Vergünstigung zu gewähren, sobald sie dieselbe fordern werden. Wenn Sie drei oder viermal auf abgegangen sind, stellen Sie sich, als ob sie müde wären, nähern Sie sich der Weinbude und bitten Sie die Frau Plumeau um Erlaubniß, sich bei ihr setzen zu dürfen. Nach einem Augenblick geben Sie sich den Anschein, als ob Sie noch schlimmer würden und in Ohnmacht fielen. Dann wird man die Thüren schließen, damit man Ihnen Hilfe leisten kann, und Sie werden sich mit Madame Elisabeth und Madame Royale allein befinden. Sogleich wird sich die Kellerthüre öffnen, stürzen Sie sich, Sie, Ihre Schwägerin und Ihre Tochter durch diese Oeffnung, und Sie sind alle Drei gerettet.«*

»Mein Gott!« sprach die junge Prinzessin, »sollte unser unglückliches Geschick endlich müde geworden sein?«

»Oder wäre dieses Billet etwa eine Falle?« versetzte Madame Elisabeth.,

»Nein, nein,« sprach die Königin: »diese Charaktere, haben mir stets die Gegenwart eines Geheimnisvollen, aber sehr wackeren und sehr treuen Freundes geoffenbart.«

»Das Billet kommt vom Chevalier?« fragte die junge Prinzessin.

»Von ihm selbst,« antwortete die Königin.

Madame Elisabeth faltete die Hände.

»Wir wollen das Billet, jede ihrerseits, leise noch einmal lesen,« sagte die Königin, »damit wenn eine von uns etwas vergäße, die andere sich desselben erinnerte.«

Und alle drei lasen noch einmal mit den Augen, als sie aber hiermit zu Ende waren, hörten sie die Thüre ihres Zimmers sich auf ihren Angeln drehen. Die zwei Prinzessinnen wandten sich um, die Königin allein blieb wie sie war; nur hob sie mit einer beinahe unmerklichen Bewegung das kleine Billet an ihre Haare und steckte es in ihre Frisur.

Es war einer von den Municipalen, der hie Thüre öffnete.

»Was wollen Sie, mein Herr?« fragt? gleichzeitig Madame Elisabeth und Madame Royale.

»Hm!« sagte der Municipal, »mir scheint, Sie gehen heute sehr spät zu Bette.«

»Ist durch eine neue Verordnung der Gemeinde vorgeschrieben, zu welcher Stunde ich zu Bette gehen soll?« versetzte die Königin, indem sie sich mit ihrer gewöhnlichen Würde umwandte.

»Nein, Bürgerin,« sagte der Municipal, »doch wenn es nothwendig ist, wird man eine erlassen.«

»Mittlerweile, mein Herr, ehren Sie, ich sage nicht das Zimmer einer Königin, aber das einer Frau,« sprach Marie Antoinette.

»In der That,« brummte der Municipal, »diese Aristokraten sprechen immer, als ob sie Etwas wären.«

Durch eine Würde, welche zur Zeit ihrer Wohlfahrt mehr den Charakter des Hochmuths gehabt hatte, aber durch dreijährige Leiden gemildert worden war, gleichsam unterjocht, zog sich

der Municipal indessen zurück.

Einen Augenblick nachher erlosch die Lampe und die die Frauen entkleideten sich wie gewöhnlich ohne Licht, indem sie aus der Finsterniß einen Schleier für ihre Schamhaftigkeit machten.

Am andern Morgen um neun Uhr las die Königin, in die Vorhänge ihres Bettes eingeschlossen, das Bittet vom vorhergehenden Tage noch einmal, um sich in keiner Hinsicht von den Instructionen, die es enthielt, zu entfernen, zerriß es in beinahe ungreifbare Stückchen, kleidete sich hinter ihren Vorhängen an, weckte ihre Schwägerin und begab sich zu ihrer Tochter.

Einen Augenblick nachher ging sie hinaus und rief die Municipale von der Wache,

»Was willst Du, Bürgerin?« fragte einer von ihnen an der Thüre erscheinend, während der andere sich nicht einmal in seinem Frühstück stören ließ, um den königlichen Ruf zu erwiedern.

»Mein Herr,« sprach Marie Antoinette, »ich komme aus dem Zimmer meiner Tochter, die Arme ist in der That sehr krank. Ihre Beine sind aufgeschwollen und schmerzhaft, denn sie macht sich zu wenig Bewegung. Sie wissen aber, mein Herr, ich habe sie zu dieser Unthätigkeit verurtheilt. Ich hatte Erlaubnis, im Garten spazieren zu gehen, doch ich mußte, um hinabzugehen, an der Thüre des Zimmers vorüber, das mein Gemahl zu keinen Lebzeiten bewohnte; im Augenblick, wo ich an dieser Thüre vorüberkam, wurde mir schwach; ich besaß nicht die Kraft, stieg wieder hinauf und beschränkte mich auf den Spaziergang auf der Terrasse. Dieser Spaziergang ist nun ungenügend für die Gesundheit meiner armen Tochter, und ich bitte Sie daher, Bürger Municipal, in meinem Namen bei dem Bürger General Santerre die Benützung der Freiheit, die man mir gestattet, zu reclamiren; ich werde Ihnen sehr dankbar dafür sein.«

Die Königin sprach diese Worte mit einem zugleich so sanften und so würdigen Tone, sie vermied so sorgfältig jede Bezeichnung, welche die republikanische Pruderie des Municipals verletzen konnte, daß dieser, der bedeckt vor ihr erschienen war, wie dies die Mehrzahl dieser Menschen zu thun pflegte, allmählig seine rothe Mütze vom Kopfe nahm, sich, als sie vollendet hatte, vor ihr verbeugte und erwiderte:

»Seien Sie unbesorgt, Madame, man wird von dem Bürger General die Erlaubniß verlangen, welche Sie zu haben wünschen.«

Dann entfernte er sich und wiederholte gleichsam, um sich selbst zu überzeugen, daß er der Billigkeit und nicht einer Schwäche nachgebe.

»Es ist billig, es ist im Ganzen nur billig.«

»Was ist billig?« fragte der andere Municipal.

»Daß diese Frau ihre Tochter, welche krank ist, spazieren führt.«

»Hernach? . . . was verlangt sie?«

»Sie verlangt, hinabzusteigen und eine Stunde im Garten spazieren zu gehen.«

»Bah!« versetzte der Andere; »sie begehre vom Fuße des Temple auf den Revolutionsplatz zu gehen, das wird ein Spaziergang für sie sein.«

Die Königin hörte diese Worte und erleichte; doch sie schöpfte zugleich in denselben einen neuen Muth für das große Ereigniß, das sich vorbereitete.

Der Municipal vollendete sein Frühstück und ging hinab. Die Königin verlangte, ihrerseits mit ihrer Tochter in ihrem Zimmer zu frühstücken, was ihr bewilligt wurde.

Um das Gerücht ihrer Krankheit zu bekräftigen, blieb Madame Royal liegen und Madame

Elisabeth und die Königin verweilten bei ihrem Bette.

Um elf Uhr kam Sanierre, seiner Gewohnheit gemäß. Seine Ankunft wurde gewöhnlich durch die Trommeln, welche herausschlügen, und durch den Eintritt des neuen Bataillon und der neuen Municipale, welche diejenigen ablösten, deren Wache sich endigte, verkündigt.

Als Santerre das abgehende Bataillon und das aufziehende Bataillon inspicirt hatte, als er sein plumpes Pferd mit den untersetzten Gliedern im Hofe des Temple hatte paradiren lassen, hielt er einen Augenblick an: dies war der Moment, wo diejenigen, welche ihn sprechen wollten, ihre Forderungen, ihre Anzeigen oder ihre Bitten an ihn richteten.

Der Municipal benützte diesen Halt, um sich ihm zu nähern.«

»Was willst Du?« fragte Santerre mit barschem Tone.

»Bürger,« antwortete der Municipal, »ich komme im Auftrage der Königin.«

»Was ist das, die Königin?« unterbrach ihn Santerre«.

»Ah! es ist wahr,« sprach der Municipal, selbst erstaunt, daß er sich hatte hinreißen lassen.»W«s spreche ich denn? Bin ich ein Narr? Ich komme, um Dir von Madame Veto zu sagen. . .«

»So ist es gut,« versetzte Santerre, »so verstehe ich Dich. Nun, was willst Du mir sagen? Laß hören!«

»Ich will Dir sagen, daß die kleine Veto krank ist, wie es scheint, aus Mangel an Luft und Bewegung.«

»Nun, ist die Nation hieran Schuld? Die Nation hat ihr den Spaziergang im Garten erlaubt, sie hat es ausgeschlagen, guten Abend!«

»Grade das ist es, sie bereut es jetzt, und fragt, ob Du ihr erlauben wollest, daß sie herabgehe.«

»Dagegen erhebt sich keine Schwierigkeit, Ihr hört es, Ihr Leute?« sagte Santerre sich an das ganze Bataillon wendend. »Die Witwe Capet wird Herabkommen, um im Garten spazieren zu gehen. Die Sache ist ihr von der Nation bewilligt: doch nehmt Euch in Acht, daß sie nicht über die Mauer entflieht; denn wenn das geschieht, lasse ich Euch Allen den Kopf abschlagen.«

Dieser Scherz des Bürger General wurde mit einem Ausbruch homerischen Gelächters aufgenommen.

»Und nun, da Ihr es wißt, guten Tag,« sprach Santerre. »Ich gehe in den Convent. Es scheint, man hat Roland und Barbarour wiedervereinigt und es handelt sich darum, ihnen einen Paß für die andere Welt auszufertigen.«,

Es war diese Neuigkeit, was den Bürger General in so lustige Laune versetzte.

Santerre entfernte sich im Galopp.

Das Bataillon, welches von der Wache abkam, der, ließ den Temple hinter ihm. Endlich traten die Municipale ihren Platz den Neuangekommenen ab, welche die Instructionen von Santerre in Beziehung auf die Königin erhalten hatten.

Einer von den Municipalen ging zu Marie Antoinette hinaus und überbrachte ihr diese Entscheidung.

Die Königin dankte dem Municipal und bemerkte, indeß sie ihm dankte, daß ihre Tochter erröthete und ihre Schwägerin im Geiste Gott gedankt hatte.

»Oh!« dachte sie, während sie durch das Fenster zum Himmel emporschaute, »sollte Dein Zorn ruhen, oh Herr, sollte Deine furchtbare Rechte müde sein, auf uns zu lasten? . . . Ich danke,



mein Herr,« sprach sie zu dem Municipal mit dem reizenden Lächeln, das Barnave in das Verderben stürzte und so viele Menschen wahnsinnig machte, »ich danke!«

Dann wandte sie sich zu ihrem kleinen Hunde um, der ihr aus den Hinterpfoten nachhüpfte, denn er erkannte an den Blicken seiner Gebieterin, daß etwas Außerordentliches vorging, und sagte:

»Vorwärts, Black, wir gehen spazieren.«

Der kleine Hund fing an zu kläffen und zu springen; er schaute den Municipal an, denn er begriff ohne Zweifel, daß von diesem Manne die Nachricht kam, welche seine Gebieterin so freudig machte, näherte sich ihm kriechend und mit seinem langen, seidnen Schweife wedelnd, und wagte es sogar, ihn zu liebkosen.

Dieser Mann, der vielleicht unempfindlich gegen die Bitten der Königin geblieben wäre, fühlte sich ganz gerührt bei den Liebkosungen des Hundes.

»Schon diesem kleinen Thiere zu Liebe, Bürgerin Capet, hätten Sie öfter ausgehen sollen,« sagte er, »die Menschlichkeit befiehlt, daß man für alle Geschöpfe Sorge trägt.«

»Zu welcher Stunde werden wir hinabgehen?« fragte die Königin. »Denken Sie nicht, daß uns die Sonne guttun dürfte?«

»Sie können hinabgehen, wann Sie wollen,« antwortete der Municipal, »es ist kein besonderer Befehl in dieser Hinsicht gegeben worden. Wenn Sie jedoch um Mittag hinabgehen wollen, so wird es, da es der Augenblick ist, wo man die Wachen wechselt, weniger Belegung im Thurme veranlassen.«

»Wohl, es sei, um Mittag!« sagte die Königin, indem sie die Hand auf das Herz legte, um die Schläge zurückzudrängen.

Und sie schaute diesen Mann an, der minder hart zu sein schien, als seine Amtsbrüder, und vielleicht als Lohn für seine Nachgiebigkeit gegen die Wünsche der Gefangenen das Leben in dem Kampfe verlieren sollte, auf den die Verschworenen sann.

Aber auch in diesem Augenblick, wo ein gewisses Mitleid das Herz der Frau zu erweichen im Begriffe war, erwachte die Seele der Königin; sie dachte an den 10. August und an die auf den Teppichen ihres Palastes umher liegenden Leichname ihrer Freunde. Sie dachte an den 2. September und an den Kopf der Prinzessin von Lamballe, der am Ende eines Spießes vor ihren Fenstern emporgehoben worden war. Sie dachte an den 21. Januar und an ihren Gemahl, wie er aus einem Blutgerüste beim Rasseln der Trommeln, welche seine Stimme erstickten, starb. Sie dachte endlich an ihren Sohn, armes Kind, dessen Schmerzgeschrei sie, ohne ihm Hilfe bringen zu können, mehr als einmal von ihrem Zimmer aus gehört hatte, und ihr Herz verhärtete sich.

»Ach!« murmelte sie, »das Unglück ist wie das Blut der Hydren des Alterthums; es befruchtet Saaten neuem Unglück.«

---

## 05 – 08. Bändchen (Schluß).

### XXVI.

*Black.*

**D**er Municipal entfernte sich, um seine Collegen zu rufen und das von den abgehenden Municipalen zurückgelassene Protokoll zu lesen.

Die Königin blieb allein mit ihrer Schwägerin und ihrer Tochter.

Alle drei schauten sich an.

Madame Royale warf sich in die Arme der Königin und hielt sie umfassen,

Madame Elisabeth näherte sich ihrer Schwägerin und reichte ihr die Hand.

»Beten mir zu Gott,« sprach die Königin; »doch beten wir so, daß Niemand vermuthet, wir beten.«

Es gibt, unselige Zeiten, wo das Gebet, diese natürlichen Hymne, welche Gott in den Grund des menschlichen Herzens gelegt hat, in den Augen der Menschen verdächtig wird, denn das Gebet ist ein Akt der Hoffnung oder der Dankbarkeit. In den Augen ihrer Wächter war aber die Hoffnung oder die Dankbarkeit der Königin eine Ursache zur Unruhe, weil die Königin nur Eines hoffen konnte, die Flucht, weil die Königin Gott nur für Eines danken konnte, dafür, daß er ihr die Mittel zur Flucht gegeben.

Nachdem dieses Gebet im Innern vollendet war, blieben alle Drei ohne ein Wort zu sprechen.

Es schlug drei Viertel aus zwölf Uhr, dann zwölf Uhr.

In dem Augenblick, wo der letzte Schlag unter dem ehernen Schlägel erscholl, fing ein Waffengeklirre an die Wendeltreppe zu erfüllen und bis zu der Königin herauf zusteigen.

»Es sind die Wachen, die man ablöst,« sagte sie, »Man wird kommen und uns holen.«

Sie sah, daß ihre Schwägerin und ihre Tochter erbleichten.

»Muth,« sprach sie, ebenfalls erbleichend.

»Es ist Mittag,« rief man von unten. »Laßt die Gefangenen herabgehen.«

»Wir sind hier, meine Herren,« antwortete die Königin, welche in einem Gefühle, in das sich beinahe Bedauern mischte, mit einem letzten Blick die schwarzen Mauern betrachtete und von den Geräthschaften, diesen wenn nicht gerade groben, doch wenigstens einfachen Gefährten ihrer Gefangenschaft, Abschied nahm.

Die erste Pforte öffnete sich, sie ging aus den Corridor. Der Corridor war düster und in der Dunkelheit konnten die drei Gefangenen ihre Aufregung verbergen. Der kleine Black ging voraus; als man aber an die zweite Pforte, das heißt an die Thüre gekommen war von der Marie Antoinette ihre Augen abzuwenden suchte, drückte das treue Thier seine Schnauze auf die breitköpfigen Nägel und ließ nach mehreren kläglichen Schreien ein schmerzliches, lange ausgedehntes Stöhnen hören. Die Königin ging rasch vorüber, ohne daß sie die Kraft hatte, ihren

Hund zurückzurufen, und indem sie die Wand suchte, um sich daran zu stützen.

Nachdem sie ein paar Schritte gemacht, versagten der Königin ihre Beine den Dienst und sie war genötigt stille zu stehen. Ihre Schwägerin und ihre Tochter näherten sich ihr; die drei Frauen blieben einen Augenblick unbeweglich und bildeten eine schmerzliche Gruppe, wobei die Mutter ihre Stirne auf den Kopf von Madame Royale stützte.

Der kleine Black holte sie wieder ein.

»Nun,« rief die Stimme, »kommen Sie herab oder kommen Sie nicht herab?«

»Hier sind wir,« sprach der Municipal, der diesen in seiner Einfachheit so großen Schmerz ehrend stehen geblieben war.

»Vorwärts,« sagte die Königin.

Und sie stieg vollends hinab.

Als die Gefangenen unten an die Wendeltreppe vor die letzte Thüre kamen, der Pforte gegenüber, unter der die Sonne breite, goldene Lichtstreifen zog, ließ der Trommler ein Rasseln hören, das die Wache zusammen rief. Dann trat ein tiefes Stillschweigen, durch die Neugierde veranlaßt, ein. und die schwere Pforte öffnete sich langsam, auf ihren kreischenden Angeln rollend.

Eine Frau saß aus dem Boden, oder lag vielmehr in dem Winkel des Ecksteines, der an diese Pforte stieß. Es war die Tison, welche die Königin seit vier und zwanzig Stunden nicht gesehen hatte, eine Abwesenheit, die wiederholt am Abend des vorhergehenden Tages und am Morgen dieses Tages ihr Staunen erregte.

Die Königin sah bereits den Tag, die Bäume, den Garten, und jenseits der Schranke, welche diesen Garten schloß, suchte ihr gieriges Auge die kleine Hütte der Weinschenke, wo ihre Freunde ohne Zweifel ihrer harnten, als bei dem Geräusch ihrer Tritte die Tison ihre Hände zurückzog und die Königin ein bleiches, unter den ergrauenden Haaren gebrochenes Gesicht erblickte.

Die Veränderung war so groß, daß die Königin erstaunt stille stand.

Mit der Langsamkeit der Leute, bei denen die Vernunft mangelt, kniete die Tison sodann vor diese Thüre und versperrte Marie Antoinette den Durchgang.

»Was wollen Sie, gute Frau?« fragte die Königin.

»Er hat gesagt, Sie müßten mir vergeben.«

»Wer dies?«

»Der Mann mit dem Mantel,« antwortete die Tison. Die Königin schaute Madame Elisabeth und ihre Tochter voll Erstaunen an.

»Geht, geht,« sprach der Municipal, »laßt die Witwe Capet vorüber, sie hat Erlaubniß, im Garten spazieren zu gehen.«

«Ich weiß es wohl,« sprach die Alte, »und ich bin gekommen, um sie hier zu erwarten: da man mich nicht zu ihr hinauflassen wollte und ich sie um Verzeihung zu bitten hatte, so mußte ich sie erwarten.«

»Warum wollte man Sie nicht hinausgehen lassen?« fragte die Königin.

Die Tison lachte und erwiderte:

»Weil sie behaupten, ich sei närrisch.«

Die Königin schaute sie an und sah wirklich in den irren Augen dieser Unglücklichen jenen

seltsamen Reger glänzen, welcher die Abwesenheit des Geistes andeutet.

»O mein Gott!« sprach sie, »arme Frau, was ist Ihnen denn begegnet?«

»Es ist mir begegnet. . . wissen Sie denn nicht?« erwiderte die Frau; »doch wohl, Sie wissen es, da sie Ihretwegen verurtheilt worden ist.«

»Wer?«

»Heloise.«

»Ihre Tochter?«

»Ja sie. . . meine arme Tochter!«

»Verurtheilt. . . Durch wen? wie? Warum?«

»Weil sie den Strauß verkauft hat. . .«

»Was für einen Strauß?«

»Den Nelkenstrauß . . . Sie ist doch kein Sträußermädchen,« sagte die Tison, als ob sie ihre Erinnerungen zu sammeln suchte, »wie konnte sie diesen Strauß verkaufen?«

Die Königin bebte. Ein unsichtbares Band verknüpfte diese Szene mit der gegenwärtigen Lage; sie begriff, daß sie keine Zeit mit einem unnützen Gespräche verlieren durfte.

»Meine gute Frau,« sagte sie, »ich bitte, lassen Sie mich vorbei, Sie werden mir später Alles dies erzählen.«

»Nein, auf der Stelle, Sie müssen mir verzeihen; ich muß Ihnen fliehen helfen, damit er meine Tochter rettet . . .«

Die Königin wurde bleich wie eine Todte.

»Mein Gott!« murmelte sie, die Augen zum Himmel aufschlagend.

Dann wandte sie sich an den Municipal und sprach:

»Mein Herr, haben Sie die Güte, diese Frau zu entfernen; Sie sehen wohl, daß sie wahnsinnig ist.«

»Vorwärts, vorwärts, Mutter, Platz gemacht,« rief der Municipal.

Doch die Tison klammerte sich an die Wand an.

»Nein,« rief sie, »sie muß mir vergeben, damit er meine Tochter rettet.«

»Wer das?«

»Der Mann mit dem Mantel.«

»Meine Schwester,« sagte Madame Elisabeth, »sprechen Sie ein paar Worte des Trostes zu ihr.«

»Oh! sehr gern,« versetzte die Königin, »In der That. ich glaube, das wird das Kürzeste sein.«

Dann sich gegen die Wahnsinnige umwendend:

»Gute Frau, was wünschen Sie?«

»Ich wünsche, daß Sie mir alle Leiden vergeben, die ich Ihnen durch die Beleidigungen, welche ich Ihnen angetan, und durch die Anzeigen, die ich gemacht, bereitet habe, und daß Sie, wenn Sie den Mann mit dem Mantel sehen, ihm befehlen, meine Tochter zu retten, weil er Alles thut, was Sie wollen.«

»Ich weiß nicht, was Sie mit dem Mann im Mantel sagen wollen,« entgegnete die Königin; »doch wenn es sich nur darum handelt, daß Sie zur Beruhigung Ihres Gewissens Vergebung der Beleidigungen erlangen, die Sie mir angetan zu haben glauben, oh! so vergebe ich Ihnen

aufrichtig und aus der Tiefe meines Herzens, arme Frau; möchten diejenigen, welche ich beleidigt habe, mir ebenso verzeihen.«

»Oh!« rief die Tison in einem Tone unaussprechlicher Freude, »nun da Sie mir vergeben haben, wird er meine Tochter retten. Ihre Hand, Madame, Ihre Hand!«

Die Königin reichte erstaunt und ohne zu begreifen, was dies bedeuten sollte, der Tison die Hand, diese faßte sie gierig und drückte ihre Lippen daraus.

In diesem Augenblicke ließ sich die heisere Stimme eines Colporteur im Temple hören.

»Hier ist zu haben der Spruch des Gerichtes, das die Tochter Heloise Tison zur Todesstrafe wegen des Verbrechens der Verschwörung verurtheilt,« rief er.

Kaum hatten diese Worte das Ohr der Tison berührt, als sich ihr Gesicht, gleichsam zersetzte; sie erhob sich auf ein Knie und streckte die Arme aus, um der Königin den Weg zu versperren.

»Oh, mein Gott!« murmelte die Königin, welche kein Wort von der furchtbaren Verkündigung verloren hatte.

»Zur Todesstrafe verurtheilt,« rief die Mutter, »meine Tochter verurtheilt! meine Heloise verloren! Er hat sie also nicht gerettet, und kann sie nicht retten; es ist also zu spät. Oh!«

»Arme Frau,« sprach die Königin, glauben Sie mir, daß ich Sie beklage.«

»Du?« sagte die Tison, deren Augen plötzlich von Blut unterlaufen waren. »Du beklagst mich? nie! nie!«

»Sie täuschen sich, ich beklage Sie von ganzem Herzen, doch lassen Sie mich vorüber.«

»Dich vorüber lassen?« rief die Tison und brach in ein Gelächter aus. »Nein! nein! ich ließ Dich fliehen, weil er mir gesagt hatte, wenn ich Dich um Verzeihung bäte und fliehen ließe, so würde meine Tochter gerettet werden; doch da meine Tochter verurtheilt ist, da meine Tochter sterben soll, so wirst Du nicht entkommen.«

»Herbei, meine Herren, kommen Sie mir zu Hilfe,« rief die Königin. »Mein Gott! mein Gott! Sie sehen wohl, daß sie wahnsinnig ist.«

»Nein, ich bin nicht wahnsinnig, nein, ich weiß, was ich sage,« rief die Tison. »Sehen Sie, es ist wahr, es fand eine Verschwörung statt, Simon hat sie entdeckt. Meine Tochter, meine arme Tochter verkaufte den Strauß. Sie hat es vor dem Revolutionstribunal zugestanden, es war ein Nelkenstrauß und in den Blumen staken Papiere.«

»Madame,« sprach die Königin, »im Namen des Himmels.«

Man hörte abermals die Stimme des Ausrufers, welcher wiederholte:

»Hier ist zu haben der Spruch des Gerichts, das die Tochter, Heloise Tison, wegen des Verbrechens der Verschwörung zum Tode verurtheilt.«

»Hörst Du es,« brüllte die Wahnsinnige, um welche sich die Nationalgarden gruppierten. »Hörst Du es, zum Tode verurtheilt! Deinetwegen, Deinetwegen wird man meine Tochter tödten! hörst Du es, Deinetwegen, Oesterreicherin?«

»Meine Herren,« sprach die Königin, »Ich bitte Sie im Namen des Himmels, wenn Sie mich nicht von dieser armen Wahnsinnigen befreien wollen, so lassen Sie mich mich wieder hinaufgehen, ich kann die Vorwürfe dieser Frau nicht ertragen: sie brechen mir das Herz, so ungerecht sie auch sind.«

Und die Königin wandte den Kopf ab und schluchzte schmerzhaft.

»Ja, ja, weine, Heuchlerin,« rief die Wahnsinnige, »weine, Dein Strauß kommt sie theuer zu

stehen; übrigens mußte sie das vermuten, denn so sterben Alle, die Dir dienen. Du bringst Unglück, Oesterreicherin: man hat Deine Freunde, Deinen Gatten, Deine Vertheidiger getödet, und endlich tödtet man auch meine Tochter. Wann wird man Dich denn ebenfalls tödten, damit Niemand mehr für Dich stirbt?

Die Unglückliche brüllte diese letzten Worte und begleitete sie mit einer drohenden Gebärde.

Die Königin verbarg ihr Gesicht in ihren Händen.

»Unglückliche!« sagte Madame Elisabeth, »vergissest Du, daß diejenige, mit welcher Du sprichst, die Königin ist?«

»Die Königin! sie die Königin!« rief die Tison, deren Wahnsinn, sich von Augenblick zu Augenblick steigerte; »wenn es die Königin ist, so verbiete sie den Henkern meine Tochter zu tödten. . . sie begnadige meine arme Heloise . . . die Könige begnadigen . . . Auf! gib mir mein Kind zurück, und ich werde Dich als Königin anerkennen . . . bis dahin bist Du nur eine Frau, und zwar eine Frau welche Unglück bringt, eine Frau, welche tödtet! . . .«

»Ah! haben Sie Mitleid, Madame,« rief Marie Antoinette; »sehen Sie meinen Schmerz, sehen Sie mein Thränen. . .«

Nachdem sie so gesprochen, suchte Marie Antoinette vorüberzugehen, nicht mehr in der Hoffnung, zu fliehen sondern maschinenmäßig und um dieser furchtbaren Besessenheit zu entgehen.

Oh! Du kommst nicht vorbei,« brüllte die Alte; »Du willst fliehen, Madame Veto. . . ich weiß es wohl, de Mann mit dem Mantel hat es mir gesagt; Du willst den Preußen. . . Du sollst nicht fliehen,« fuhr sie fort indem sie sich an den Rock der Königin anklammerte; »ich werde Dich daran verhindern, ich! an die Laterne mit Madame Veto! zu den Waffen, Bürger! Vorwärts. . . daß ein unreines Blut. . .«

Und die Arme gekrümmt, die grauen Haare zerstreut, das Gesicht purpurroth, die Augen ganz mit Blut unterlaufen, fiel die Unglückliche rückwärts und riß ein Stück von dem Kleid ab, an das sie sich angeklammert hatte.

Im höchsten Maße bestürzt, aber wenigstens von der Wahnsinnigen befreit, wollte die Königin nach dem Garten entfliehen, als plötzlich ein furchtbares Geschrei, vermischt mit Gebelle und begleitet von einem seltsamen Lärm, die Nationalgarden, welche von dieser Szene angezogen die Königin umgaben, ihrer Betäubung entzog.

»Zu den Waffen! zu den Waffen! Verrath!« rief ein Mann, in welchem die Königin an seiner Stimme den Schuster Simon erkannte.

Bei diesem Mann, der, den Säbel in der Hand, die Schwelle der Hütte bewachte, bellte der kleine Black wie wüthend.

»Zu den Waffen, der ganze Posten!« rief Simon.«Wir sind verrathen. Führt die Oesterreicherin wieder hinaus. Zu den Waffen! zu den Waffen!«

Ein Officier lies herbei. Simon sprach mit ihm und deutete mit entflammten Augen auf das Innere der Hütte, Der Officier rief ebenfalls:

»Zu den Waffen!«

»Black! Black!« rief die Königin, indem sie ein paar Schritte vorwärts machte.

Doch der Hund gehorchte ihr nicht und bellte fortwährend mit derselben Wuth.

Die Nationalgarden liefen zu den Waffen und stürzten nach der Hütte, während sich die Municipale der Königin, ihrer Schwägerin und ihrer Tochter bemächtigten und die Gefangenen

nöthigten, durch die Pforte zurückzukehren, welche sich hinter ihnen schloß,

»Macht Euch fertig!« riefen die Municipale den Wachen zu.

»Unter der Fallthüre,« rief Simon, »ich habe die Fallthüre sich bewegen sehen, dessen bin ich gewiß. Uebdies hat der Hund der Oesterreicherin, ein gutes Thierchen, das nicht zum Complotte gehört, gegen die Verschwörer, welche wahrscheinlich im Keller sind, gebellt. Ei! hört, er bellt immer noch.«

Angefeuert durch das Geschrei von Simon, verdoppelte Black in der That sein Gebelle.

Der Officier faßte den Ring der Fallthüre. Zwei von den stärksten Grenadieren halfen ihm, als sie sahen, daß er nicht im Stande war, sie aufzuheben, doch mit ebenso wenig Erfolg.

»Ihr seht, daß sie die Thüre von Innen halten,« sprach Simon, »Feuer durch die Fallthüre, meine Freunde, Feuer!«

»Ei! Ihr werdet meine Flaschen zerbrechen!« rief Madame Plumeau.

»Feuer!« wiederholte Simon, »Feuer!«

»Schweige, Kreischer,« sagte der Officier, »und Ihr bringt Äxte und durchhaut die Bretter. Ein Peloton halte sich bereit. Achtung, und Feuer in die Falle, sobald sie offen ist.«

Ein Krachen der Bretter und ein plötzlicher Hieb, kündigten den Nationalgarden an, daß im Innern ein, Bewegung vorging. Bald hernach hörte man ein unterirdisches Geräusch, das einem eisernen Fallgatter glich welches man schließt.

»Muth!« rief der Officier den Sappeurs zu, welche, herbeiliefen.

Die Bretter wurden mit der Axt bearbeitet, Zwanzig Flintenläufe senkten sich in der Richtung der von Secunde zu Secunde sich erweiternden Öffnung.

Doch man sah Niemand durch diese Öffnung.

Der Officier zündete eine Fackel an und warf sie in den Keller; der Keller war leer.

Man hob die Fallthüre auf und diese gab nun nach ohne den geringsten Widerstand zu bieten.

»Folgt mir,« rief der Officier, indem er muthig auf die Treppe stürzte,

»Vorwärts! vorwärts!« riefen die Nationalgarden und eilten ihrem Officier nach.

Die Mauer war durchgraben. Man konnte zahlreiche Tritte auf dem feuchten Boden wahrnehmen, und ein Gang von drei Fuß Breite und fünf Fuß Höhe, dem Gange einer Tranchée ähnlich, vertiefte sich in der Richtung der Rue de la Corderie.

Der Officier wagte sich in diese Öffnung, entschlossen, die Aristokraten bis in die Eingeweide der Erde zu verfolgen; doch kaum hatte er ein paar Schritte gemacht, als er durch ein eisernes Gitter ausgehalten wurde.

»Halt!« sagte er zu denjenigen, welche von hinten drängten, »man kann nicht weiter gehen, es ist hier ein physisches Hinderniß.«

»Nun?« fragten die Municipale, welche, nachdem sie die Königin eingeschlossen, herbeiliefen, um nachzuforschen, »was gibt es denn?«

»Wahrlich! es gibt eine Verschwörung,« antwortete der Officier, welcher nun wieder zum Vorschein kam, »die Aristokraten wollten die Königin während ihres Spaziergangs entführen, und ohne Zweifel war sie im Einverständniß mit ihnen.«

»Bleibe!« rief der Municipal. »Man laufe zu dem Bürger Santerre und benachrichtige die Gemeinde.

«Soldaten,« sprach der Officier, »bleibt in diesem Keller und tödtet Alles, was sich Euch

zeigt.«

Nachdem er diesen Befehl gegeben, stieg der Officier wieder hinaus, um seine Meldung zu machen.

Ah! ah!« rief Simon, indem er sich die Hände rieb, »ah! ah! wird man abermals sagen, ich sei ein Narr? Braver Black! Black ist ein ausgezeichneter Patriot. Black hat die Republik gerettet. Komm hierher, Black, komm!«

Nachdem er ihm so geschmeichelt, gab der Schurke dem armen Thier, als es in seine Nähe kam, einen Fußtritt, mit dem er es aus zwanzig Schritte hinausschleuderte.

.Oh! ich liebe dich, Black, sagte er; »du wirst machen, daß deiner Gebieterin der Kopf abgeschlagen wird. Komm hierher, Black, komm!«

Doch statt zu gehorchen, nahm Black diesmal schreiend die Flucht nach dem Thurme.

---



## XXVII.

### *Der Muscadin.*

Es waren ungefähr zwei Stunden nach den von uns erzählten Ereignissen vorüber.

Lorin ging in dem Zimmer von Maurice auf und ab, während Agesilaus die Stiefeln seines Herrn im Vorzimmer wischte; nur war zur Bequemlichkeit des Gesprächs die Thüre offen geblieben und Lorin hielt von Zeit zu Zeit vor dieser Thüre in seinem Spaziergang inne und richtete Fragen an den Willfähigen.

»Und Du sagst, Bürger Agesilaus, Dein Herr sei diesen Morgen weggegangen?«

»Oh! mein Gott, ja.«

»Zu seiner gewöhnlichen Stunde?«

»Zehn Minuten früher, zehn Minuten später, ich kann es nicht genau sagen«

»Und Du hast ihn seitdem nicht wieder gesehen?«

»Nein, Bürger.«

Lorin ging wieder einige Male stillschweigend auf und ab, blieb dann abermals stehen und fragte:

»Hatte er seinen Säbel?«

»Oh! wenn er nach der Section geht, hat er ihn immer.«

»Und Du bist sicher, daß er nach der Section gegangen ist?«

»Er hat es mir wenigstens gesagt.«

»Dann will ich ihn aufsuchen,« sprach Lorin. »Sollten wir uns kreuzen, so sagst Du ihm, ich sei hier gewesen und werde wieder kommen.«

»Warten Sie,« versetzte Agesilaus.

»Warum?«

»Ich höre seinen Tritt aus der Treppe.«

»Glaubst Du?«

»Ich bin dessen gewiß.«

In der That, beinahe in demselben Augenblick öffnete sich die Zimmerthüre und Maurice trat ein.

Lorin warf einen raschen Blick aus Maurice; als er nichts Außerordentliches an ihm wahrnahm, sagte er:

»Ah! endlich bist Du hier, ich erwarte Dich seit zwei Stunden.«

»Desto besser,« versetzte Maurice lächelnd, »Da hast dadurch Zeit gehabt, Deine Disticha und Reime vorzubereiten.«

»Aber, mein lieber Maurice,« sprach der Improvisator, »ich mache keine mehr.«

»Disticha und Reime?«

»Nein.«

»Bah! Naht etwa der Welt Ende.«

»Maurice, mein Freund ich bin traurig.«

»Du traurig?«

»Ich bin unglücklich.«

»Du unglücklich?«

»Ja, was willst Du? Ich habe Gewissensbisse.«

»Gewissensbisse?«

»Ei, mein Gott, ja; Du oder Sie, mein Lieber, es gab keine Mitte. Du oder Sie, Du fühlst wohl, daß ich nicht zögerte; aber siehst Du, Artemise ist in Verzweiflung, es war ihre Freundin.«

»Armes Mädchen!«

»Und da sie mir ihre Adresse gegeben hat . . .«

»Es wäre viel besser gewesen, Du hättest die Dinge ihren Lauf verfolgen lassen.«

»Ja, und zu dieser Stunde wärest Du an ihrer Stelle verurteilt. Trefflich gesprochen, theurer Freund. Und ich kam hierher, um einen Rath von Dir zu verlangen, weil ich Dich für stärker hielt.«

»Gleichviel, verlange ihn immerhin.«

»Verstehst Du, ich wollte etwas versuchen, um das arme Mädchen zu retten. Ich glaube, es müßte mir wohlthun, wenn ich für sie einen guten Schlag geben oder empfangen würde.«

»Du bist ein Narr, Lorin,« sprach Maurice die Achseln zuckend.

»Laß hören, wenn ich einen Schritt bei dem Revolutionstribunal thäte?«

»Es ist zu spät sie ist verurteilt.«

»In der that, es ist abscheulich, daß man die arme junge Frau auf diese Art soll sterben sehen.«

»Um so abscheulicher, als meine Rettung ihren Tod zur Folge gehabt hat. Im Ganzen muß es uns jedoch trösten, daß sie conspirirte.«

»Ei mein Gott, conspirirt nicht Jederman mehr oder oder minder in diesen Zeitläuften? Die arme Frau hat gehandelt wie alle Welt.«

»Beklage sie nicht zu sehr, mein Freund, und beklage sie besonders nicht zu laut, denn wir tragen einen Theil ihrer Schuld. Glaube mir, wir sind nicht so gut von der Anklage der Mitschuld gereinigt, daß kein Fleck übrig geblieben wäre. Heute hat mich in der Section der Kapitän der Chasseurs von Saint-Leu einen Girondisten genannt, und ich mußte ihm so eben einen Säbelhieb geben, um ihm zu beweisen, daß er sich täuschte.«

»Deshalb kehrst Du so spät zurück?«

»Allerdings.«

»Aber warum hast Du mich nicht davon in Kenntniss gesetzt?«

»Weil Du Dich bei solchen Angelegenheiten nicht zügeln kannst; das mußte sogleich endigen, damit die Sache keinen Lärm machte. Wir nahmen Jeder seinerseits diejenigen, welche wir gerade bei der Hand hatten.«

»Und diese Canaille nannte Dich einen Girondisten Dich, Maurice, einen Reinen!«

»Ei! bei Gott ja, und das beweist Dir, daß wir wenn noch ein solches Abenteuer vorfällt, unpopulär sind. Du weißt aber, Lorin, in den Tagen, in denen wir leben, ist unpopulär synonym mit *verdächtig*.«

»Ich weiß es, und dieses Wort macht die Bravsten. beben; doch gleichviel! . . . es widerstrebt mir, die arme Heloise zur Guillotine gehen zu lassen, ohne sie um Verzeihung zu bitten.«

»Was willst Du aber?«

»Du sollst hier bleiben, Maurice, Du, der Du Dich nichts in Beziehung aus sie vorzuwerfen hast. Bei mir ist es etwas Anderes, da ich nichts für sie vermag, so werde ich mich an ihren Weg stellen, ich will dahin gehen, Freund Maurice, Du begreifst mich, und wenn sie mir die Hand reicht . . .«

»Ich begleite Dich,« sprach Maurice.

»Unmöglich, mein Freund; bedenke doch, Du bist Municipal, Du bist Secretaire einer Section, Du warst angeklagt, während ich nur Dein Vertheidiger gewesen bin; man würde Dich für schuldig halten, bleibe also; bei mir ist es etwas Anderes, ich wage nichts und gehe.«

Alles, was Lorin sagte, war so richtig, daß sich nichts erwidern ließ. Wechselte Maurice nur ein einziges Zeichen mit Heloise Tison bei ihrem Gange nach dem Schafott, so gab er dadurch selbst seine Mitschuld zu.

»Gehe also,« sagte er, »doch sei klug.«

Lorin lächelte, drückte Maurice die Hand und ging.

Maurice öffnete das Fenster und sandte ihm einen traurigen Abschied nach. Doch ehe Lorin sich um die Ecke gewendet hatte, hatte er sich wiederholt dahin begeben, um ihn noch einmal anzuschauen, und jedes Mal wandte sich Lorin, gleichsam durch eine magnetische Sympathie angezogen, um seinen Freund ebenfalls lächelnd anzuschauen.

Als er endlich an der Ecke des Quai verschwunden war, schloß Maurice das Fenster, warf sich in einen Lehnstuhl und versank in einen von jenen schlafartigen Zuständen, welche bei starken Charakteren und kräftigen Organisatoren Vorgefühle großer Unglücksfälle sind, denn sie gleichen der Meeresstille, die dem Sturme vorhergeht.

Er wurde dieser Träumerei, oder vielmehr dieser Betäubung erst durch seinen Willfähigen entzogen, der von einem Auftrage zurückkehrend, den er auswärts besorgt hatte, mit der eifrigen Miene der Bedienten eintrat, welche vor Begierde brennen, ihrem Herrn die Neuigkeiten, die sie erfahren haben, mitzuteilen.

Als er aber Maurice in Gedanken versunken sah, wagte er es nicht, ihn zu stören, und beschränkte sich darauf, daß er ohne Gründe, aber mit großer Beharrlichkeit, vor ihm hin und herging.

»Was gibt es denn?« fragte Maurice mit gleichgültigem Tone; »sprich, hast Du mir etwas zu sagen?«

»Ah! Bürger, abermals eine große Verschwörung!«

Maurice machte eine Bewegung mit den Schultern.

»Eine Verschwörung, bei der einem die Haare zu Berge stehen!« fuhr Agesilaus fort.

»Wirklich!« versetzte Maurice, wie ein Mensch, der an die dreißig täglichen Verschwörungen jener Zeit gewöhnt war,

»Ja, Bürger,« sprach Agesilaus, »es ist in der That Schauer erregend! wenn sie nur daran denken, muß der guten Patrioten eine Gänsehaut überlaufen.«

»Laß hören, was für eine Verschwörung war es?«

»Die Oesterreicherin wäre beinahe entflohen.«

»Bah!« versetzte Maurice, der nun aufmerksamer werden anfang.

»Es scheint, die Witwe Capet stand in Verbindung mit der Tochter Tison, die man heute

guillotiniert wird.«

»Auf welche Weise stand die Königin in Verbindung mit diesem Mädchen?« fragte Maurice, der den Schweiß auf seiner Stirne perlen fühlte.«

»Durch eine Nelke. Denken Sie sich, Bürger, man ließ ihr den Plan der Sache in einer Nelke zukommen

»In einer Nelke! . . . und wer dies?«

»Der Herr Chevalier von . . . warten Sie doch. es ist ein ganz bekannter Name . . . aber ich vergesse diesen Namen immer wieder. . . ein Chevalier von Chateau . . . wie dumm bin ich! Dergleichen gibt es nicht mehr . . . ein Chevalier von Maison. . .«

»Von Maison-Rouge?«

»So ist es.«

»Unmöglich.«

»Wie, unmöglich! wenn ich Ihnen sage, daß eine Fallthüre, ein unterirdisches Gewölbe, Carrossen gesunden hat,«

»Nein, Du hast mir im Gegentheil von Allem: nichts gesagt.«

»Ah! so will ich es Ihnen sagen.«

»Sprich. Ist es ein Märchen, so ist es darum nicht minder schön.«

»Nein, Bürger, das ist entfernt kein Märchen, und zum Beweise dient, daß ich es vom Bürger Portier selbst erfahren habe. Die Aristokraten haben eine Miene gegraben; diese Miene ging von der Rue de la Corderie aus und lief bis in den Keller der Bürgerin Plumeau, und diese wäre sogar beinahe in den Verdacht der Mitschuld gekommen. Sie kennen sie hoffentlich?«

»Ja, doch hernach?«

»Nun, die Witwe Capet sollte durch dieses unterirdische Gewölbe entfliehen. Sie hatte bereits den Fuß auf der ersten Stufe! Der Bürger Simon erwischte sie an ihrem Rock. Hören Sie, man schlägt den Generalmarsch in der Stadt und den Rappel in den Sectionen. Hören Sie die Trommeln? Man sagt, die Preußen seien in Dammartin und haben bis an die Grenzen Recognoscirungen vorgenommen.«

Mitten unter diesem Redefluß, unter dem Wahren und Falschen, unter dem Möglichen und Albernem, faste Maurice ungefähr den Leitfaden. Alles ging von der unter seinen Augen der Königin übergebenen und von ihm dem glücklichen Sträußermädchen abgekauften Nelke aus. Diese Nelke enthielt den Plan einer Verschwörung, welche mit den mehr oder minder wahren Umständen, wie sie Agesilaus berichtet, zum Ausbruch gekommen war.

In diesem Augenblick näherte sich der Lärm der Trommeln und Maurice hörte aus der Straße rufen:

»Große Verschwörung, entdeckt im Temple durch den Bürger Simon, Große Verschwörung zu Gunsten der Witwe Capet entdeckt im Temple.«

»Ja, ja,« sagte Maurice, »es ist, wie ich denke. Es ist Wahres in allem Dem. Und mitten unter dieser Exaltation des Volkes wird Lorin vielleicht dem Mädchen die Hand reichen und sich in Stücke zerhauen lassen.«

Maurice nahm seinen Hut, befestigte die Kuppel seines Säbels und war mit zwei Sprüngen auf der Straße.

»Wo ist er?« fragte sich Maurice; »auf dem Wege nach der Concergerie ohne Zweifel.«

Und er eilte nach dem Quai.

Am Ende des Quai de la Megisserie trafen Pike und Bajonnete, welche aus einer Zusammenschaarung emporrugten, seine Blicke; er glaubte mitten in der Gruppe den Rock eines Nationalgarde und in der Gruppe feindselige Bewegungen wahrzunehmen. Er lief, das Herz zusammengeschnürt, auf die Versammlung zu, welche den Rand des Wassers besetzt hielt.

Dieser von der Schaar der Marseiller bedrängte Nationalgarde war Lorin; Lorin, bleich, die Lippen zusammen gepreßt, das Auge drohend, die Hand am Griffe seine, Säbels und den Platz für die Streiche messend, die er zu führen im Begriffe war.

Zwei Schritte von Lorin war Simon, Dieser bezeichnete unter einem wilden Gelächter Lorin den Marseillern und dem Pöbel und rief:

»Hört, hört! schaut diesen Menschen wohl an; es ist einer, den ich gestern als einen Aristokraten aus dem Tempel jagen ließ; es ist einer von denjenigen, welche den Briefwechsel in den Nelken begünstigen. Es ist der Mitschuldige der Tochter Tison, die sogleich hier vorüber kommen wird. Seht Ihr ihn wohl? Er geht ruhig auf dem Ouai spazieren, während seine Mitschuldige zur Guillotine wandert, und sie war vielleicht sogar mehr als seine Mitschuldige, sie war seine Geliebte, und er ist hierhergekommen, um von ihr Abschied zu nehmen oder es zu versuchen, sie zu retten.«

Lorin war nicht der Mann, mehr zu hören. Er zog seinen Säbel aus der Scheide.

Zu gleicher Zeit öffnete sich die Menge vor einem Mann, der mit gesenktem Kopfe in die Gruppe drang, und dessen breite Schultern drei bis vier Zuschauer niederwarfen, welche handelnde Personen zu werden sich schickten.

Dieser Mann war Maurice. Bis zu Lorin gelangt, schlang er seinen linken Arm um dessen Hals.

»Sei glücklich, Simon,« sprach Maurice. »Du bedauerst ohne Zweifel, daß ich nicht mit meinem Freunde da war, um Dein Denunciantengewerbe im Großen treiben zu können. Klage an, Simon, klage an, hier bin ich.«

»Meiner Treue, ja,« sagte Simon mit seinem häßlichen Gelächter, »Du kommst zu rechter Zeit. Dieser,« rief er, »ist der schöne Maurice Lindey, der zugleich mit der Tochter Tison angeklagt wurde, aber sich herausgezogen hat, weil er reich ist!«

»An die Laterne! an die Laterne!« schrien die Marseiller.

»Hollah! versucht es doch ein wenig,« sagte Maurice.

Und er trat einen Schritt vor und stach, gleichsam um sich zu versuchen, mitten auf die Stirne einen von den hitzigsten Schlächtern, den das Blut sogleich blendete.

»Mörder!« rief dieser.

Die Marseiller senkten ihre Piken, schwangen ihre Axte, spannten ihre Gewehre, die Menge stob erschrocken auseinander und die zwei Freunde blieben vereinzelt und wie eine doppelte Zielscheibe allen Schlägen und Stößen ausgesetzt.

Sie schauten sich mit einem letzten Lächeln an, denn sie erwarteten von diesem Wirbel von Flammen und Eisen, der sie bedrohte, verschlungen zu werden, als sich plötzlich die Thüre des Hauses, an das sie sich anlehnten, öffnete und ein Schwarm von jungen Leuten im Frack, zu der Klasse derjenigen gehörend, welche man die Muscadins nannte, jeder mit einem Säbel bewaffnet und ein paar Pistolen im Gürtel, aus die Marseiller losstürzte, wonach ein furchtbarer Kampf begann.

»Hurrah,« riefen gleichzeitig Lorin und Maurice, durch diese Hilfe wiederbelebt und ohne zu bedenken, daß sie in den Reihen der Ankömmlinge kämpfend, die Anklage Simon rechtfertigten. »Hurrah!«

Doch wenn sie nicht an ihr Heil dachten, so dachte ein Anderer für sie daran; ein kleiner junger Mann von fünf und zwanzig bis sechs und zwanzig Jahren, mit blauem Auge, der unablässig mit großer Geschicklichkeit und unerhörtem Eifer mit einem Sappeursäbel dreinschlug, von dem man hätte glauben sollen, seine Frauenhand wäre nicht im Stand, ihn aufzuheben, wandte sich, als er wahrnahm, daß Maurice und Lorin, statt durch die Thür zu fliehen, die er absichtlich offen gelassen zu haben schien an seiner Seite kämpften, zu ihnen um und sagte leise:

»Flieht durch diese Thüre; was wir hier machen geht Euch nichts an, und Ihr gefährdet Euch vergebens.

Plötzlich, als er sah, daß die zwei Freunde zögern rief er Maurice zu:

»Zurück, keine Patrioten mit uns, Municipal Lindsey, wir sind Aristokraten.«

Bei diesem Namen, bei der Kühnheit, die ein Mensch besaß, eine Eigenschaft hervorzuheben, welche in jener Zeit einem Todesurtheile gleichkam, stieß die Menge ein gewaltiges Geschrei aus

Doch der blonde junge Mann und drei bis vier von seinen Freunden trieben, ohne über dieses Geschrei zu erschrecken, Maurice und Lorin in den Gang, dessen Thür sich hinter ihnen schloß; dann warfen sie sich wieder das Gemenge, das noch durch das Herannahen des Henkerkarrens vermehrt wurde.

So wunderbar gerettet, schauten sich Maurice und Lorin erstaunt, geblendet an.

Doch sie begriffen, daß keine Zeit zu verlieren war und suchten einen Ausgang,

Dieser Ausgang schien absichtlich bereit zu sein; sie traten in einen Hof und fanden im Hintergrunde dieses Hofes eine kleine Geheimthüre, welche nach der Rue Saint Germain l'Aurerois ging.

In diesem Augenblick kam über den Pont au Change eine Abtheilung von Gendarmen, welche bald den Quai gefegt hatten, obgleich man von der Querstraße, wo sich die die zwei Freunde befanden, einen Augenblick den Lärm eines hitzigen Kampfes hörte.

Sie gingen dem Karren voran, der die arme Heloise nach der Guillotine führte.

»Im Galopp!« rief eine Stimme, »im Galopp!«

Der Karren wurde im Galopp fortgerissen. Lorin erblickte die unglückliche Heloise, welche, ein Lächeln aus den Lippen und das Auge stolz, aufrecht stand; doch er konnte nicht einmal eine Gebärde mit ihr wechseln. Sie fuhr vorüber, ohne ihn in dem Wirbel des Volkes zu sehen, das fortwährend: »Tod der Aristokratin!« schrie.

Und der Lärmen entfernte sich abnehmend in der Richtung der Tuileries.

Zu gleicher Zeit öffnete sich die kleine Thüre, durch welche Maurice und Lorin herausgegangen waren, abermals und drei oder vier Muscadins traten mit zerrissenen, blutigen Kleidern hervor. Es war ohne Zweifel Alles, was von der kleinen Truppe übrig blieb.

Der blonde junge Mann kam zuletzt.

»Ach!« sagte er, »diese Sache ist also verflucht.«

Uno er warf seinen schartigen, mit Blut bedeckten Säbel weit von sich und stürzte nach der Rue des Nonandières fort.



## XXVIII.

### *Der Chevalier von Maison-Rouge.*

Maurice beeilte sich, nach der Section zurückzukehren, um hier Klage gegen Simon zu führen.

Lorin hatte allerdings, ehe er sich von Maurice trennte, ein rascheres Mittel gefunden, welches darin bestand, daß er einige Thermopylen sammeln, Simon bei seinem ersten Ausgang aus dem Temple erwarten und ihn im Gefecht tödten wollte.

Doch Maurice widersetzte sich förmlich diesem Plane.

»Du bist verloren,« sagte er zu ihm, »wenn Du auf dem Wege der Gewalt verfahrst. Vernichten wir Simon, aber vernichten wir ihn auf eine gesetzmäßige Weise. Das muß für Rechtsgelehrte etwas Leichtes sein.«

Dem zu Folge begab sich Maurice am andern Tage auf die Section und brachte seine Klage vor.

Doch er war sehr erstaunt, als in der Section der Präsident nichts hören wollte, sich recusirte und sagte: er könne nicht zwischen zwei guten Bürgern, welche Beide durch die Liebe für das Vaterland beseelt seien, Partei nehmen.

»Gut!« versetzte Maurice, »ich weiß nun, was man thun muß, um den Ruf eines guten Bürgers zu verdienen. Ah! ah! das Volk versammeln, um einen Menschen zu tödten, der einem mißfällt, das nennt Ihr von der Liebe für das Vaterland beseelt sein. Dann kehre ich zu der Ansicht von Lorin zurück, welche ich mit Unrecht bekämpft habe. Von heute an will ich Patriotismus treiben, wie Ihr ihn versteht, und an Simon werde ich den ersten Versuch machen.«

»Bürger Maurice,« antwortete der Präsident, »Simon hat vielleicht bei dieser Angelegenheit weniger Unrecht gehabt, als Du; er hat eine Verschwörung entdeckt, ohne durch seine Functionen dazu berufen zu sein, da wo Du nichts gesehen hast, Du, dessen Pflicht es war, sie zu entdecken; dabei fallen Dir zufällig oder absichtlich Einverständnisse zur Last, welche? wir wissen es nicht, doch Du hast solche mit den Feinden der Nation.«

»Ich!« rief Maurice, »ah! das ist etwas Neues; und mit wem denn, Bürger Präsident?«

»Mit dem Bürger Maison-Rouge.«

»Ich!« versetzte Maurice erstaunt, »ich habe Einverständnisse mit dem Chevalier von Maison-Rouge? Ich kenne ihn nicht, ich habe ihn nie. . .«

»Man hat Dich mit ihm sprechen sehen.«

»Mich?«

»Ihm die Hand drücken sehen.«

»Mich?«

»Ja.«

»Wo dies? wann dies? Bürger Präsident,« fügte Maurice, fortgerissen durch die Überzeugung von seiner Unschuld bei, »Du hast gelogen.«

»Dein Eifer für das Vaterland führt Dich ein wenig zu weit, Bürger Maurice,« sprach der Präsident, »und Du wirst sogleich bereuen, was Du gesagt, wenn ich Dir den Beweis gebe, daß



ich nur die Wahrheit gesprochen habe. Hier sind drei verschiedene Berichte, welche Dich anklagen.«

»Stille doch,« versetzte Maurice; »denkst Du, ich in einfältig genug, an Euren Chevalier von Maison-Rouge zu glauben?«

»Und warum solltest Du nicht daran glauben?«

»Weil er das Gespenst eines Verschwörers ist, mit dem Ihr stets eine Conspiration bereit haltet, um Eure Feinde darein zu verstricken.«

»Lies die Anzeigen.«

»Ich werde nichts lesen,« sprach Maurice, »ich betheure, daß ich den Chevalier von Maison-Rouge nie gesehen, und daß ich nie mit ihm gesprochen habe. Wer nicht an mein Ehrenwort glauben will, der komme und sage es mir, und ich weiß, was ich ihm zu antworten habe.«

Der Präsident zuckte die Achseln. Maurice, der hinter Niemand zurückbleiben wollte, that dasselbe.

Es herrschte eine gewisse düstere Zurückhaltung während der übrigen Sitzung.

Der Präsident, ein braver Patriot, der zum höchsten Range des Districtes durch die Stimmen seiner Mitbürger erhoben worden war, näherte sich nach der Sitzung Maurice und sagte zu ihm: .

»Komm, Maurice, ich habe mit Dir zu sprechen.«

Maurice folgte dem Präsidenten und dieser führte ihn in ein kleines Cabinet, das an das Sitzungszimmer stieß.

Hier schaute er ihm in das Gesicht, legte ihm die Hand auf die Schulter und sprach:

»Maurice, ich habe Deinen Vater gekannt und geschätzt und schätze und liebe deshalb auch Dich. Maurice, glaube mir, Du läufst große Gefahr, wenn Du Dich dem Mangel an Glauben überlässest, was das erste Sinken eines wahrhaft revolutionären Geistes ist. Maurice, mein Freund, sobald man den Glauben verliert, verliert man die Treue. Du glaubst nicht an die Feinde der Nation: daher kommt es, daß Du an ihnen vorübergehst, ohne sie zu sehen, und daß Du das Werkzeug ihrer Complotte wirst, ohne es zu vermuten.«

»Was Teufels! Bürger,« sprach Maurice, »ich kenne mich, ich bin ein Mann von Herz, ein eifriger Patriot. Doch mein Eifer macht mich nicht blind, meine Vaterlandsliebe macht mich nicht fanatisch; die Republik bezeichnet bereits zwanzig angebliche Verschwörungen insgesamt mit demselben Namen. Ich verlange ein für allemal den verantwortlichen Herausgeber davon zu sehen.«

»Du glaubst nicht an die Verschwörer, Maurice?« sprach der Präsident; »nun wohl, sage mir, glaubst Du an die rothe Nelke, für welche man gestern die Tochter Tison guillotiniert hat?«

Maurice bebte.

»Glaubst Du an das unterirdische Gewölbe im Garten des Temple, das von dem Keller der Bürgerin Plumeau mit einem gewissen Hause der Rue de la Corderic in Verbindung steht?«

»Nein,« sprach Maurice,

»So mache es wie der Apostel Thomas, gehe hin und siehe.«

»Ich habe die Wache nicht im Temple, und man wird mich nicht einlassen.«

»Der Eintritt in den Temple ist nun Jedermann gestattet.«

»Wie so?«

»Lies den Bericht, da Du so ungläubig bist, ich werde nur noch durch offizielle Aktenstücke

verfahren.«

»Wie!« rief Maurice den Bericht lesend.

»Fahre fort.«

»Man bringt die Königin nach der Conciergerie!«

»Nun,« versetzte der Präsident.

»Ah! ah!« machte Maurice.

«Glaubst Du auf einen Traum, auf das, was Du eine Einbildung nennst, auf ein lächerliches Gerücht habe der Wohlfahrtsausschuß eine so ernste Maßregel genommen?»

»Diese Maßregel ist angenommen worden, wird aber nicht vollzogen werden, wie eine Menge von Maßregeln, welche ich habe beschließen sehen; und das ist Alles. . .«

»Lies bis zum Ende,« sprach der Präsident.

Und er reichte ihm ein letztes Papier.

»Das Receptisse von Richard dem Kerkermeister der Conciergerie!« rief Maurice.

«Sie ist vor zwei Stunden dort eingesperrt worden.»

Diesmal blieb Maurice nachdenkend.

»Du weißt,« fuhr der Präsident fort, »die Gemeinde handelt nach tief durchdachten Plänen. Sie hat sich eine breite und gerade Furche gegraben; ihre Maßregeln sind keine Kindereien mehr und sie bringt den Grundsatz von Cromwell: *Man muß die Könige nur an den Kopf schlagen*, in Ausführung. Lies diese geheime Rote des Polizeiministers.«

Maurice las:

»Da wir die Gewißheit haben, daß sich der ehemalige Chevalier von Maison-Rouge in Paris befindet, daß man ihn an verschiedenen Orten gesehen, daß er Spuren seiner Anwesenheit in verschiedenen, glücklicher Weise gescheiterten Complotten zurückgelassen hat, so fordere ich die Chefs der Sectionen auf, ihre Wachsamkeit zu verdoppeln . . .«

«Nun?» fragte der Präsident.

»Ich muß Dir glauben, Bürger Präsident,« rief Maurice . . .«

Und er fuhr fort:

»Signalement des Chevalier von Maison-Rouge: fünf Fuß drei Zoll, blonde Haare, blaue Augen, gerade Nase, kastanienbrauner Bart, rundes Kinn, sanfte Stimme, frauenartige Hände. . . fünf und dreißig bis sechs und dreißig Jahre,«

Bei diesem Signalement durchdrang ein seltsamer, Schimmer den Geist von Maurice; er dachte an den jungen Mann, der am Tage zuvor die Muscadins befehligte, ihn und Lorin gerettet und so entschlossen mit seinen Sappeursäbel auf die Marseiller eingehauen hatte.

»Alle Wetter!« murmelte Maurice, »sollte er das sein? In diesem Fall wäre die Anzeige, welche behauptete man habe mich mit ihm sprechen sehen, nicht falsch.«

»Nun, Maurice,« fragte der Präsident, »was sagst Du hierzu, mein Freund?«

»Ich sage Dir, daß ich Dir glaube,« antwortete Maurice, indem er voll Traurigkeit nachsann, denn seit einiger Zeit trübte irgend ein schlimmer Einfluß sein Leben, und er sah alle Dinge um sich her düster werden.

»Setze nicht so Deine Popularität aus das Spiel, Maurice,« fuhr der Präsident fort, »die Popularität heute ist das Leben. Die Impopularität, nimm Dich in Acht, ist der Verdacht des Verraths, und der Bürger Maurice Lindey darf nicht den Verdacht eines Verräters, auf sich

ziehen.«

Maurice hatte nichts aus eine Lehre zu erwidern, von der er fühlte, daß sie die seinige war. Er dankte, seinem alten Freunde und verließ die Section.

»Ah!« murmelte er, »athmen wir ein wenig, das ist zu viel des Verdachts und des Kampfes. Gehen wir gerade zur Ruhe, zur Unschuld und zur Freude, gehen wir zu Geneviève.«

Und er schlug den Weg nach der Vieille-Saint-Jacques ein.

Als er zu dem Meister Rothgerber kam, unterstützten Dirmer und Morand Geneviève, welche unter einem heftigen Nervenanfalle litt.

Statt ihm den Eingang wie gewöhnlich freizulassen, versperrte ihm ein Bedienter den Weg.

»Melde mich immerhin,« sagte Maurice unruhig; kann mich Dirmer in diesem Augenblick nicht empfangen, so werde ich mich wieder entfernen.«

Der Bediente trat in den kleinen Pavillon, während Maurice im Garten blieb.

Es kam ihm vor, als ob sich etwas Seltsames im Hause ereignete. Die Gerbergesellen waren nicht bei ihrer Arbeit und gingen mit unruhiger Miene im Garten hin und her.

Dirmer kam selbst bis an die Thüre.

»Treten Sie ein,« sagte er, »treten Sie ein, lieber Maurice, Sie gehören nicht zu denjenigen, für welche die Thüre verschlossen ist.«

»Aber was gibt es denn?« fragte der junge Mann.

»Geneviève ist leidend,« sprach Dirmer, »mehr als leidend, denn sie delirirt.«

„Ah! mein Gott!“ rief der junge Mann, sehr bewegt, daß er hier abermals die Störung und das Leiden treffen sollte. »Was hat sie denn?«

»Sie wissen, mein Lieber,« antwortete Dirmer, »auf die Krankheiten der Frauen versteht sich Niemand, und am wenigsten der Gatte.«

Geneviève lag zurückgeworfen aus einem Ruhebett. Neben ihr stand Morand, der sie an Salzen riechen ließ.

»Nun?« fragte Dirmer.

»Immer dasselbe,« erwiderte Morand.

»Heloise! Heloise!« murmelte die junge Frau durch ihre weißen Lippen und ihre geschlossenen Zähne.

»Heloise!« wiederholte Maurice erstaunt.

»Ei! mein Gott, ja,« versetzte Dirmer lebhaft, »Geneviève hat das Unglück gehabt, gestern auszugehen und den unglücklichen Henkerkarren mit einem armen Mädchen Namens Heloise, das man zur Guillotine brachte, vorüberfahren zu sehen. Seit diesem Augenblick hat sie fünf Nervenfälle gehabt und wiederholt unablässig diesen Namen.«

»Sie war besonders betreten darüber,« sprach Morand, »daß sie in dem Mädchen die Blumenhändlerin erkannte, welche die Nelken an sie verkauft hat, wie Sie wissen.«

»Sicherlich weiß ich es, da mir ihretwegen beinahe der Kopf abgeschlagen worden wäre.«

»Ja, wir haben Alles erfahren, lieber Maurice, und glauben Sie, wir waren im höchsten Grade darüber erschrocken; doch Morand wohnte der Sitzung bei und, sah Sie frei weggehen.«

»Stille,« versetzte Maurice, »sie spricht, glaube ich, abermals.«

»Oh! abgebrochene, unverständliche Worte,« sagte Dirmer.

»Maurice,« murmelte Geneviève, »sie wollen Maurice tödten. Kommen Sie ihm zu Hilfe,

Chevalier, zu Hilfe!«

Ein tiefes Stillschweigen folgte aus diese paar Worte.

»Maison-Rouge!« murmelte Geneviève abermals Maison-Rouge!«

Maurice durchzuckte es wie ein Blitz des Verdachtes doch es war nur ein Blitz. Überdies fühlte er sich sehr erschüttert durch das Leiden von Geneviève, um ihn Worte zu deuten.

»Haben Sie einen Arzt gerufen?« fragte er.

»Oh! es wird nichts sein,« erwiderte Dirmer, »nur ein wenig Delirium ...«

Und er preßte den Arm seiner Frau so heftig zusammen, daß Geneviève zu sich kam und, einen leichten Schrei ausstoßend, ihre Augen öffnete, welche sie bis dahin beständig geschlossen gehabt hatte,

»Ah! Ihr seid alle hier,« sprach sie »und Maurice, ist bei Euch. Oh, ich bin glücklich, Sie zu sehen, mein Freund; wenn Sie wüßten, wie ich . . . (sie verbesserte sich) wie wir seit zwei Tagen gelitten haben.«

»Ja, wir sind Alle hier,« erwiderte Maurice, »beruhigen Sie sich also und machen Sie sich keine solche Schrecknisse mehr. Es gibt besonders einen Namen, welchen auszusprechen Sie sich abgewöhnen müssen, insofern er in diesem Augenblick nicht im Geruche der Heiligkeit steht.«

»Und welchen?« fragte Geneviève rasch.

»Den des Chevalier von Maison-Rouge.«

»Ich habe den Chevalier von Maison-Rouge genannt!« rief Geneviève erschrocken.

»Allerdings,« antwortete Dirmer mit einem erzwungenem Gelächter. »Doch Sie begreifen. Maurice, es ist darüber nicht zu erstaunen, da man öffentlich sagt, er sei der Schuldgenosse der Tochter Tison und habe einen Entführungsversuch geleitet, der zum Glück gestern gescheitert ist,«

»Ich sage nicht, es sei hier Anlaß zum Erstaunen,« antwortete Maurice, »ich sage nur, er habe sich wohl zu Verbergen.«

»Wer?« fragte Dirmer.

»Der Chevalier von Maison-Rouge, bei Gott! die Gemeinde sucht ihn und ihre Spürhunde haben eine feine Nase.«

»Wenn man ihn nur festnimmt, ehe er ein neues Unternehmen vollführt, das ihm besser gelingt, als das letzte,« sprach Morand.

»In jedem Fall wird das nicht zum Vortheil der Königin sein,« versetzte Maurice.

»Warum dies?« fragte Morand.

»Weil die Königin fortan vor seinen Handstreichern sicher gestellt ist.«

»Und wo ist sie denn?« fragte Dirmer.

»In der Conciergerie, wohin man sie, in dieser Nacht versetzt hat.«

Dirmer, Morand und Geneviève stießen einen Schrei aus, den Maurice für einen Ausruf des Erstaunens hielt.

»Sie sehen also,« fuhr er fort, »den Plänen des Ritters der Königin ist ein Ziel gesteckt! Die Conciergerie ist sicherer als der Temple.«

Morand und Dirmer wechselten einen Blick, der Maurice entging.

»Ah! mein Gott!« rief er, »Madame Dirmer erleicht abermals.«

»Geneviève,« sagte Dirmer zu seiner Frau, »Du mußt Dich zu Bette legen, mein Kind, Du leidest.«

Maurice begriff, daß man ihn verabschiedete; er küßte Geneviève die Hand und entfernte sich.

Morand ging mit ihm hinaus und begleitete ihn bis in die Rue Vieille-Saint-Jacques.

Hier verließ er ihn, um ein paar Worte zu einem Bedienten zu sagen, der ein gesatteltes Pferd an der Hand hielt.

Maurice war so in sich selbst vertieft, daß er Morand, an den er übrigens, seitdem sie mit einander aus dem Haus gegangen, kein Wort gerichtet hatte, nicht einmal fragte, wer dieser Bediente wäre und was das Pferd hier machte.

Er schlug den Weg nach der Rue des Fossés-Saint-Victor ein und erreichte die Quais.

»Es ist seltsam!« sagte er auf dem Wege zu sich selbst. »Schwächt sich mein Geist, oder nehmen die Ereignisse einen so ernsten Charakter an? Alles erscheint mir vergrößert, als ob ich es durch ein Mikoscrop erblickte.«

Und um ein wenig Ruhe zu finden, bot Maurice seine Stirne dem Abendwind und stützte sich auf das Geländer der Brücke

---

## XXIX.

### *Die Patrouille.*

Als er in seinem Innern diese traurige Betrachtungen beendigte, und während er das Wasser mit jener schmerzmüthigen Aufmerksamkeit, deren Symptome man bei jedem Vollblut-Pariser wiederfindet, hinfließen sah, hörte Maurice, auf das Brückengeländer gestützt, eine kleine Truppe mit einem gleichmäßigen Schritte, wie etwa der einer Patrouille sein könnte, aus sich zukommen: es war eine Compagnie der Nationalgarde, welche vom andern Ende der Brücke herbeimarschirte. Inmitten der Finsterniß glaubte Maurice Lorin zu erkennen.

Er war es in der That. Sobald er ihn erblickte, lies er auf ihn zu.

»Endlich,« rief Lorin, »Du bist es. Morbleu! man kann Dich nicht ohne Mühe auffinden.«

»Doch ein ander Gesicht gewinnt mein Geschicke,  
Da ich den Freund nun den treuen erblicke.«

»Diesmal wirst Du Dich hoffentlich nicht beklagen; ich gebe Dir Racine, statt Dir Lorin zu geben.«

»Was willst Du denn hier in Patrouille machen?« fragte Maurice, den Alles beunruhigte.

»Ich bin Anführer einer Expedition, mein Freund; es handelt sich darum, unsern erschütterten Ruf auf seiner ursprünglichen Base wiederherzustellen.«

Dann wandte er sich gegen seine Leute um und rief:

»Das Gewehr in die Hand, präsentiert das Gewehr, hoch das Gewehr. Gut, meine Kinder, die Nacht ist noch nicht schwarz genug. Plaudert von Euren kleinen Angelegenheiten, wir wollen von den unsrigen plaudern.«

Dann ging er wieder auf Maurice zu und sagte zu diesem:

»Ich habe heute in der Section zwei große Neuigkeiten erfahren.«

»Welche?«

»Daß wir, Du und ich, verdächtig zu werden anfangen.«

»Ich weiß es . . . Hernach?«

»Ah! Du weißt es?«

»Ja.«

»Die zweite, daß die, ganze Verschwörung mit der Nelke von dem Chevalier von Maison-Rouge geleitet worden ist.«

»Ich weiß es abermals.«

»Doch Du weißt nicht, daß die Verschwörung der rothen Nelke und die des unterirdischen Ganges nur eine einzige Verschwörung bildeten?«

»Ich weiß es ebenfalls.«

»Dann gehen wir zu einer dritten Neuigkeit über. Diese weißt Du nicht, dessen bin ich sicher. Wir werden diesen Abend den Chevalier von Maison-Rouge festnehmen.«

»Den Chevalier von Maison-Rouge festnehmen?«

»Ja.«

»Du hast Dich also zum Gendarme gemacht?«

»Nein, doch ich bin Patriot. Ein Patriot ist sich seinem Vaterland schuldig. Mein Vaterland wird aber abscheulich verwüstet durch diesen Chevalier von Maison-Rouge, der Complotte auf Complotte macht. Das Vaterland befiehlt nun mir, der ich ein Patriot bin, es vor genanntem Chevalier von Maison-Rouge, der es furchtbar belästigt, zu befreien, und ich gehorche dem Vaterland.«

»Gleichviel, es ist seltsam, daß Du Dich mit einem solchen Austrage belastest,«

»Ich habe mich nicht damit belastet, man hat mich damit belastet; übrigens muß ich sagen, daß ich mich um diesen Auftrag beworben hätte . . . Wir bedürfen eines auffallenden Schlages, um wieder in unser voriges Ansehen eingesetzt zu werden, in Betracht, daß diese Wiedereinsetzung nicht nur die Sicherheit unseres Daseins ist, sondern auch das Recht, bei der ersten Gelegenheit sechs Zoll Klinge in den Bauch des abscheulichen Simon zu stoßen.«

»Aber wie hat man erfahren, daß der Chevalier von Maison-Rouge an der Spitze der Verschwörung des unterirdischen Ganges stand?«

»Es ist noch nicht ganz sicher, doch man nimmt es an.«

»Ah! Ihr verfährt durch Schlußfolgerungen?«

»Wir verfahren durch Gewißheit,«

»Wie machst Du das Alles? Sprich, denn am Ende . . .«

»Höre wohl.«

»Ich höre Dich.«

»Kaum hörte ich schreien: Große Verschwörung entdeckt durch den Bürger Simon . . . (diese Canaille Simon! er ist überall, dieser Schurke!) als ich die Wahrheit durch mich selbst beurtheilen wollte. Man sprach nun von einem unterirdischen Gange.«

»Besteht er?«

»Ob! er besteht, ich habe ihn gesehen.«

»Gesehen, selbst gesehen, was man so gesehen nennt.«

»Nun, warum pfeifst Du denn nicht?«

»Weil das von Molière ist, und dann gestehe ich Dir, die Umstände kommen mir ein wenig zu ernst vor, um darüber zu scherzen.«

»Ei! über was sollte man denn scherzen, wenn man nicht über ernste Dinge scherzen würde?«

»Du sagst also, Du habest ihn gesehen?«

»Den unterirdischen Gang? Ich wiederhole Dir, daß ich diesen Gang gesehen, daß ich ihn durchlaufen habe, und daß er von dem Keller der Bürgerin Plumeau mit einem Hause der Rue de la Corderie in Verbindung stand, mit dem Hause Nro. 12 oder 14, ich erinnere mich nicht sehr genau.«

»Wirklich, Lorin, Du hast ihn durchlaufen?«

»In seiner ganzen Länge, und meiner Treue, es war ein gar hübsch ausgehauener Gang, den man mit drei eisernen Gittern coupirt hatte, die man eines nach dem andern aufbrechen mußte; diese Gitter aber hätten ihnen falls den Verschworenen ihr Streich gelungen wäre, mit Aufopferung von drei bis vier von den ihrigen, Zeit genug gegeben, die Witwe Capet in Sicherheit zu bringen. Zum Glück ging es nicht so, und der abscheuliche Simon hat diese Verschwörung abermals entdeckt.«

»Mir scheint,« versetzte Maurice, »man hätte zuerst die Bewohner des Hauses der Rue de la Corderie verhaften sollen.«

»Das würde man auch getan haben, hätte nun das Haus nicht von Miethsleuten entblößt gefunden.«

»Dieses Haus gehörte aber doch irgend Jemand?«

»Ja, einem neuen Eigenthümer, doch Niemand kannte ihn; man wußte nur, daß das Haus seit vierzehn Tagen oder drei Wochen den Herrn gewechselt hatte. Die Nachbarn hörten wohl Lärmen, da aber das Gebäude alt war, so glaubten sie, man arbeite an Ausbesserungen. Ich kam mittlerweile an Ort und Stelle.«

»»Bei Gott,«« sagte ich zu Santerre, den ich bei Seite nahm, »»Ihr seid Alle sehr in Verlegenheit.««

»»Es ist wahr, wir sind es.««

»»Dieses Haus ist verkauft worden, nicht wahr?««

»»Ja.««

»Vor vierzehn Tagen««

»» Vor vierzehn Tagen oder drei Wochen««

»»Verkauft in Gegenwart eines Notars?««

»»Ja.««

»»Dann muß man bei allen Notaren von Paris suchen, man muß in Erfahrung bringen, welcher dieses Haus verkauft hat, und sich die Urkunde mittheilen lassen. Man wird den Namen und den Wohnort des Käufers darauf finden.««

»»Das ist gut! das ist ein Rath,«« sprach Santerre, »»und diesen Menschen beschuldigt man, er sei ein schlechter Patriot. Lorin, Lorin! ich stelle Deinen Ruf wieder her, oder der Teufel soll mich rösten!««

»Kurz!« fuhr Lorin fort, »gesagt, getan. Man suchte den Notar, man fand die Urkunde, und auf der Urkunde den Namen und den Wohnort des Schuldigen. Da hielt mir Santerre Wort, und bezeichnete mich zur Verhaftung.«

»Und dieser Mann war der Chevalier von Maison-Rouge?«

»Nein, nur sein Mitschuldiger, nämlich wahrscheinlich.«

»Aber wie kannst Du dann sagen, Du wolltest den Chevalier von Maison-Rouge verhaften?«

»Wir verhaften sie Alle mit einander.«

»Kennst Du den Chevalier von Maison,Rouge?«

»Ganz genau!«

»Du hast also sein Signalement?«

»Bei Gott! Santerre hat es mir gegeben. Fünf fuß, zwei bis drei Zoll, blonde Haare, blaue Augen, gerade Nase, kastanienbrauner Bart; übrigens habe ich ihn gesehen.«

»Wann?«

»Heute.«

»Du hast ihn gesehen?«

»Und Du auch.«

Maurice bebte.



»Der kleine, blonde junge Mann, der uns diesen Morgen befreit hat, Du weißt, derjenige, welcher die Truppe der Muscadins befehligte und so kräftig dreinschlug.«

»Er war es also?« fragte Maurice.

»Er selbst. Man verfolgte ihn und verlor ihn in der Gegend des Domicils unseres Hauseigenthümers der Rue de la Corderie, so daß man annimmt, sie wohnen beisammen.«

»In der That, das ist wahrscheinlich.«

»Es ist sicher.«

»Doch mir scheint, Lorin,« fügte Maurice bei, »mir scheint, daß Du Dich, wenn Du diesen Abend denjenigen, welcher uns diesen Morgen gerettet hat, verhaftest, ein wenig gegen die Dankbarkeit versündigst.«

»Stille doch, glaubst Du, sie haben uns gerettet, um uns zu retten?«

»Und warum denn?«

»Keines Wegs, Sie lagen im Hinterhalt, um die arme Heloise Tison zu entführen, wenn sie vorüber käme. Unsere Bürger standen ihnen im Wege, und sie fielen über unsere Bürger her. Wir sind durch einen Gegenschlag gerettet worden. Da nun Alles aus die Absicht ankommt und die Absicht hierbei nicht für uns war, so habe ich mir nicht die geringste Undankbarkeit vorzuwerfen. Siehst Du übrigens, Maurice, der Hauptpunkt ist die Notwendigkeit, und es liegt die Notwendigkeit vor, wir unsern Ruf durch einen auffallenden Schlag wiederherzustellen. Ich bin indessen für Dich gut gestanden,«

»Bei wem?«

»Bei Santerre; er weiß, daß Du die Expedition befehligst.«

»Wie so?«

»»Bist Du sicher, daß Du die Schuldigen verhaften wirst?«« sagte er.

»»Ja,«« antwortete ich, »»wenn Maurice dabei ist.««

»»Bist Du seiner sicher? Maurice wird seit einiger Zeit lau.««

»»Diejenigen, welche dies sagen, täuschen sich; Maurice, ist ebenso wenig lau als ich.««

»»Und Du stehst für ihn?««

»»Wie für mich selbst.«« Dann ging ich zu Dir, doch ich fand Dich nicht. Hierauf schlug ich diesen Weg ein, einmal, weil es der meinige war, und dann, weil derjenige ist, welchen Du gewöhnlich gehst; endlich habe ich Dich gefunden, Du bist hier, vorwärts, Marsch!«

»Singend öffnet uns der Sieg  
Schrank und Thor und Riegel.«

»Mein lieber Lorin, ich bin in Verzweiflung, doch ich finde in mir nicht den geringsten Geschmack für diese Expedition; Du sagst, Du habest mich nicht getroffen.«

»Unmöglich, alle unsere Leute haben Dich gesehen.«

»Nun, so sagst Du, Du habest mich getroffen, und ich habe nicht von den Eurigen sein wollen.«

»Ebenso unmöglich.«

»Und warum dies?«

»Weil Du diesmal nicht mehr ein Lauer, sondern ein Verdächtiger sein wirst. . . und Du weißt, was man mit den Verdächtigen macht: man führt sie aus den Revolutionsplatz und fordert sie auf, die Statue der Freiheit grüßen; nur grüßen sie statt mit dem Hute, mit dem Kopf.«

»Nun wohl, Lorin, es mag kommen, was da will; doch in der That, es wird Dir ohne Zweifel seltsam vorkommen, was ich Dir sagen werde.«

Lorin machte große Augen und schaute Maurice an.

»Höre mich,« versetzte Maurice, »ich bin des Lebens überdrüssig,«

Lorin brach in ein Gelächter aus.

»Gut!« sagte er, »wir haben Streit mit unserer Geliebten, und das macht uns schwermüthige Gedanken. Vorwärts, schöner Amadis, werden wir wieder ein Mann und gehen wir von da zum Bürger über; ich bin im Gegentheil nie ein besserer Patriot, als wenn ich mich mit Arthemise entzweit habe. Ah! bald hätte ich vergessen, ihre Divinität die Göttin Vernunft sagt Dir tausend freundliche Dinge.«

»Danke ihr in meinem Namen; Adieu, Lorin.«

»Wie, Adieu!«

»Ja, ich gehe.«

»Wohin gehst Du?«

»Nach Hause«

»Maurice, Du stürzest Dich ins Verderben.«

»Ich kümmere mich nicht darum.«

»Maurice, Freund, bedenke.«

»Es ist geschehen.«

»Ich habe Dir nicht Alles wiederholt . . .«

»Was, Alles?«

»Alles, was mir Santerre sagte.«

»Was sagte er Dir?«

»Da ich ich als Anführer der Expedition verlangte,« sagte er zu mir: »Nimm Dich in Acht!««

»»Vor wem?««

»»Vor Maurice.««

»Vor mir!«

»Ja, Maurice.«« fügte er bei, »»geht sehr oft in jenes Quartier.««

»»In welches Quartier?««

»»In das des Chevalier von Maison-Rouge.««

»Wie!« rief Maurice, »dort verbirgt er sich?«

»Man nimmt es wenigstens so an. Da dort sein mutmaßlicher Genosse, der Käufer des Hauses der Rue de la Corderie, wohnt.«

»Im Faubourg Victor.«

»Und in welcher Straße?«

»In der Rue Saint-Jacques.«

»Ah! Mein Gott!« murmelte Maurice, wie von einem Blitz geblendet.

Und er drückte seine Hand auf seine Augen.

Dann nach einem Augenblick und als ob er in diesem Augenblick seinen ganzen Muth zusammengerafft hätte sprach er:

»Sein Stand?«

»Rothgerbermeister.«

»Und sein Name?«

»Dirmer.«

»Du hast Recht, Lorin,« sprach Maurice, seine Erschütterung durch seine Willenskraft bis zum Anscheine bewältigend, »ich gehe mit Euch.«

»Und Du thust wohl daran. Bist Du bewaffnet?«

»Ich habe meinen Säbel wie immer.«

»Nimm noch dieses Paar Pistolen.«

»Und Du?«

»Ich habe meinen Carabiner. Über das Gewehr, vorwärts, Marsch!«

Die Patrouille setzte sich wieder in Marsch, Maurice ging neben Lorin und ein Mann in grauer Kleidung, der die Patrouille leitete, schritt voran. Dies war der Mann der Polizei.

Von Zeit zu Zeit sah man von den Ecken der Straßen oder von den Thüren der Häuser eine Art von Schatten sich losmachen, der ein paar Worte mit dem grau gekleideten Mann wechselte; dies waren die geheimen Wächter.

Man kam an das Gäßchen. Der graue Mann zögerte nicht einen Augenblick; er war gut unterrichtet und ging in das Gäßchen.

Vor der Gartenthüre, durch welche man Maurice geknebelt, hatte eintreten lassen, blieb er stehen.

»Hier,« sagte er.

»Was hier?« fragte Lorin.

»Hier werden wir die zwei Chefs finden.«

Maurice lehnte sich an die Mauer; es kam ihm vor, als mußte er rückwärts fallen.

»Es gibt drei Eingänge,« sprach der graue Mann: den Haupteingang, diesen hier und einen andern, der in den Pavillon führt. Ich werde mit sechs bis acht Mann durch den Haupteingang eintreten; bewachen Sie diesen Eigang hier mit vier bis fünf Mann und stellen Sie drei sichere Leute an den Ausgang des Pavillon.«

»Ich werde über die Mauer steigen und im Garten Wache halten,« sprach Maurice.

»Das ist um so besser, als Du uns die Thüre von innen öffnen wirst,« sagte Lorin.

»Gern,« versetzte Maurice. »Doch entblößt den Eingang nicht und kommt nicht, ehe ich Euch rufe. Alles, was im Innern vorgeht, werde ich vom Garten aus sehen.«

»Du kennst also das Haus?« fragte Lorin.

»Früher, ich wollte es kaufen . . .«

Lorin stellte seine Leute in die Winkel der Hecken, die Hecken, der Thüren, während sich der Polizeiagenten von acht bis zehn Nationalgarden entfernte, um, wie er sagte den Haupteingang zu forciren.

Nach einem Augenblick war das Geräusch ihrer Tritte erloschen, ohne in dieser Einöde die geringste Aufmerksamkeit erregt zu haben.

Die Leute von Maurice waren an ihrem Posten und verbargen sich so gut als möglich. Man hätte geschworen, Alles wäre ruhig und es ginge nichts Außerordentliches in der Rue Vieille-Saint-Jacques vor.

Maurice fing also an die Mauer zu erklettern.

»Warte doch,« sagte Lorin.

»Was?«

»Das Losungswort.«

»Es ist richtig.«

»Nelke und Gang. Verhafte alle diejenigen welche Dir diese zwei Worte nicht sagen, laß Alle passieren, welche sie sagen. Das ist der Befehl.«

»Ich danke,« sprach Maurice.

Und er sprang von der Mauer herab.

---

## XXX.

### *Nelke und Gang.*

Der erste Schlag war schrecklich gewesen und es war bei Maurice der ganzen Gewalt bedurft, die er über sich, selbst besaß, um Lorin die Verstörung zu verbergen, die sich seiner ganzen Person bemächtigt hatte; doch einmal im Garten, einmal allein, einmal in der Stille der Nacht wurde sein Inneres wieder ruhiger und, statt ungeordnet in seinem Gehirn umherzurollen, boten sich seine Gedanken seinem Geiste und konnten von seiner Vernunft erläutert werden.

Wie! dieses Haus, das Maurice so oft mit dem reinsten Vergnügen besucht, dieses Haus, aus dem er sein Paradies auf Erden gemacht hatte, war nur eine Höhle blutiger Intrigen! Der gute Empfang, den man seiner glühenden Freundschaft bereitet, war Heuchelei; die ganze Liebe von Geneviève war Furcht!

Man kennt die Einteilung dieses Gartens, wohin unsere Leser öfter unseren zwei jungen Leuten gefolgt sind, Maurice schlüpfte von Gebüsch zu Gebüsch, bis er gegen die Strahlen des Mondes durch das Treibhaus beschützt war, in welchem man ihn am ersten Tage, wo er in das Haus gedrungen, eingeschlossen hatte.

Dieses Treibhaus stand dem Pavillon gegenüber, den Geneviève bewohnte.

Doch statt vereinzelt und unbeweglich das Zimmer der jungen Frau zu beleuchten, spazierte das Licht an diesem Abend von einem Fenster zum andern. Maurice erblickte Geneviève durch einen zufällig halb aufgehobenen Vorhang; sie packte hastig Effecten in einen Mantelsack, und er sah zu seinem großen Erstaunen Waffen in ihren Händen glänzen.

Maurice erhob sich aus einem Weichstein, um besser in das Zimmer schauen zu können.

Ein großes Feuer glänzte im Kamin und erregte seine Aufmerksamkeit: es waren Papiere, welche Geneviève verbrannte.

In diesem Augenblick öffnete sich eine Thüre und ein junger Mann trat bei Geneviève ein.

Maurice dachte zuerst, dieser Mann wäre Dirmer.

Die junge Frau lief aus ihn zu, ergriff seine Hände und Beide standen einander einen Augenblick, wie es, einer heftigen Erschütterung preisgegeben, gegenüber. Was war die Ursache dieser Erschütterung? Maurice konnte es nicht errathen, das Geräusch ihrer Worte drang nicht bis zu ihm.

Doch plötzlich maß Maurice die Gestalt des Eintretenden mit seinen Augen.

»Es ist nicht Dirmer,« murmelte er.

In der That, der Mann, welcher Geneviève gegenüber stand, war schlank und von kleinem Wuchse; Dirmer war groß und stark.

Die Eifersucht ist, ein thätiges Reizmittel; in einer Secunde hatte Maurice die Gestalt des Unbekannten eine Linie berechnet und die Silhouette des Mannes analysiert.

»Es ist nicht Dirmer,« murmelte er, als ob er sich hätte wiederholen müssen, um von der von Geneviève überzeugt zu sein.

Er näherte sich dem Fenster; doch je mehr er näherte, desto weniger sah er: seine Stirne stand

in Flammen.

Sein Fuß stieß an eine Leiter; das hatte Fenster sieben bis acht Fuß Höhe; er nahm die Leiter und legte sie an die Mauer an.

Er stieg hinaus und drückte sein Auge an die Spalte des Vorhangs.

Der Unbekannte im Zimmer von Geneviève war ein junger Mann von sieben und zwanzig bis acht und zwanzig Jahren, mit blauem Auge und zierlicher Tournure; er hielt die Hände der jungen Frau und sprach mir ihr während sie die Thränen trocknete, welche den reizend Blick von Geneviève verschleierten.

Ein leichtes Geräusch, das Maurice machte,veranlaßte den jungen Mann, den Kopf nach dem Fenster zuwenden. Maurice drängte einen Schrei des Erstaunens zurück: er hatte seinen geheimnißvollen Retter von dem Platze am Chatelet erkannt.

In diesem Augenblick zog Geneviève ihre Hände aus denen des Unbekannten zurück und ging auf den Kamin zu, um sich zu versichern, daß alle Papiere von der Flamme verzehrt wären.

Maurice konnte sich nicht länger halten; alle die furchtbaren Leidenschaften, welche den Menschen martern, die Liebe, die Rache, die Eifersucht, preßten sein Herz mit ihren Feuerzähnen zusammen. Er stieß mit aller Heftigkeit das schlecht geschlossene Fenster auf und sprang in das Zimmer.

In demselben Augenblick setzten sich zwei Pistolen auf seine Brust.

Geneviève hatte sich bei dem Geräusch umgekehrt: sie blieb stumm, als sie Maurice erblickte.

»Mein Herr,« sprach mit kaltem Tone der junge Republikaner zu demjenigen, welcher zweimal sein Leben am Ende seiner Waffen hielt, »mein Herr, sie sind der Chevalier von Maison-Rouge?«

»Und wenn dem so wäre?« erwiderte der Chevallier.

»Oh! Wenn dem so ist, so sind Sie muthiger Mann, und folglich ein ruhiger Mann, und ich werde ein paar Worte mit ihnen sprechen.«

»Sprechen Sie,« sagte der Chevalier, ohne seine Pistolen abzuwenden.

»Sie können mich tödten, doch Sie werden mich nicht tödten ehe ich einen Schrei ausgestoßen habe, oder vielmehr ich werde nicht sterben, ohne ihn ausgestoßen zu haben. Stoße ich einen Schrei aus, so haben tausend Menschen, die dieses Haus umschließen, dasselbe, ehe zehn Minuten vergehen, in Asche verwandelt; senken sie also Ihre Pistolen und hören Sie was ich Madame sagen werde.«

»Geneviève!« sagte der Chevalier.

»Mir!« flüsterte die junge Frau.

»Ja, Ihnen.«

»Geneviève ergriff,bleicher als eine Bildsäule, den Arm von Maurice. Der junge Mann stieß sie zurück.

»Sie wissen,was Sie mir versichert habe, Madame,« sagte Maurice mit tiefer Verachtung. »Ich sehe nun, daß Sie wahr gesprochen. In der That, Sie lieben den Herrn Morand nicht.«

»Maurice hören Sie mich!« rief Geneviève.

»Ich habe nichts zu hören, Madame,« sagte Maurice. »Sie haben mich getäuscht; Sie haben mit einem Streich alle Bande zerrissen, die mein Herz an das Ihrige fesselten. Sie haben mir

gesagt, Sie liebten Herrn Morand nicht, doch Sie sagten mir nicht, daß Sie einen Andern liebten.«

»Mein Herr,« rief der Chevalier, »was sprechen Sie von Morand, oder vielmehr von welchem Morand sprechen Sie?«

»Von Morand dem Chemiker.«

»Morand der Chemiker steht vor Ihnen! Morand!, Chemiker und der Chevalier von Maison-Rouge sind ein und dieselbe Person.«

Und er streckte seine Hand nach einem nahestehenden Tische aus und setzte einen Augenblick die schwarze Perrücke auf, die ihn so lange in den Augen des jungen Republikaners unkenntlich gemacht hatte.

»Ah! ja,« sprach Maurice mit doppelter Verachtung »ja, ich begreife, Sie liebten Morand nicht, weil es keinen Morand gab. Aber, wenn auch geschickter ist diese Ausflucht darum doch nicht minder verächtlich.«

Der Chevalier machte eine drohende Bewegung.

»Mein Herr,« fuhr Maurice fort, »wollen Sie mich einen Augenblick mit Madame sprechen lassen. Wohnen Sie sogar diesem Gespräche, bei, wenn es Ihnen beliebt, es wird nicht lange dauern, dafür stehe ich Ihnen.

Geneviève forderte Maison-Rouge mit einer Gebärde auf, Geduld zu fassen.

»So also, Geneviève,« sprach Maurice, »so haben Sie mich zum Gespötte Ihrer Freunde, zum Abscheu der meinigen gemacht! Sie haben mich, der ich blind war bei allen Ihren Comploten dienen lassen! Sie Haben aus mir allen Nutzen gezogen, den man aus einem Werkzeug zieht. Hören Sie, das ist eine schändliche Handlung! Sie sollen dafür gestraft werden, Madame! denn dieser Herr wird mich unter Ihren Augen tödten, doch ehe fünf Minuten vergehen, wird er ebenfalls zu Ihren Füßen liegen, oder wenn er lebt, so wird er nur leben, um seinen Kopf auf ein Schafott zu tragen.«

»Er, sterben!« rief Geneviève; »er seinen Kopf aus das Schafott tragen! Sie wissen also nicht, Maurice, daß er mein Beschützer, der Beschützer meiner Familie ist, daß ich mein Leben für das seinige geben würde, daß ich sterben werde, wenn er stirbt, und daß, wenn Sie meine Liebe sind, er meine Religion ist?«

Ah!« rief Maurice, »Sie werden vielleicht fortwährend behaupten, Sie lieben mich; in der That, die Frauen sind zu schwach und zu feig.«

Dann wandte er sich gegen den jungen Royalisten um und sprach:

»Vorwärts, mein Herr, Sie müssen mich entweder tödten oder sterben.«

»Warum dies?«

»Weil ich Sie verhafte, wenn Sie mich nicht tödten.« Maurice streckte die Hand aus, um ihn am Kragen zu fassen.

»Ich werde Ihnen mein Leben nicht streitig machen,« sprach der Chevalier von Maison-Rouge, »sehen Sie!«

Und er warf seine Pistolen aus einen Stuhl.

»Warum werden Sie mir Ihr Leben nicht streitig machen?«

»Weil mein Leben die Reue nicht Werth ist, die ich fühlen würde, wenn ich einen muthigen Mann getödtet hätte, und besonders weil Geneviève Sie liebt.«

»Ah!« rief die junge Frau die Hände faltend, »wie sind Sie doch immer gut, groß, rechtschaffen, edelmüthig, Armand!«

Maurice schaute Beide mit einem beinahe albernem Erstaunen an.

.Hören Sie,« sagte der Chevalier, »ich kehre in mein Zimmer zurück; ich gebe Ihnen mein Ehrenwort daß ich dies nicht thue, um zu entfliehen, sondern um ein Portrait zu verbergen.«

Maurice richtete rasch seine Augen aus das von Geneviève: es war an seinem Platz.

Hatte Maison-Rouge den Gedanken von Maurice errathen, oder wollte er seinen Edelmuth bis zum höchsten Grad treiben . . . er sprach zu ihm:

»Ich weiß, daß Sie Republikaner sind, ich weiß aber auch, daß Sie zugleich ein edles und reines Herz besitzen. Ich werde mich Ihnen ganz und gar anvertrauen Schauen Sie!«

Und er zog aus seiner Brust ein Miniaturbild, daß er, Maurice zeigte. Es war das Portrait der Königin.

Maurice neigte das Haupt und drückte die Hand auf seine Stirne.

»Ich erwarte Ihre Befehle, mein Herr,« sagte Maison-Rouge; »wollen Sie immer noch meine Verhaftung, so klopfen Sie an diese Thüre, wann es Zeit sein wird, daß ich mich überliefere. Es liegt mir nichts mehr am Leben, so bald dieses Leben nicht mehr durch die Hoffnung, die Königin zu retten, aufrecht gehalten wird.«

Der Chevalier ging hinaus, ohne daß Maurice eine einzige Gebärde machte, um ihn zurückzuhalten.

Kaum war er aus dem Zimmer, als Geneviève zu den Füßen des jungen Mannes stürzte und ausrief:

»Verzeihung, Maurice, Verzeihung für alles Böse, das ich Ihnen zugefügt habe, Verzeihung für meine Täuschungen, Verzeihung im Namen meiner Leiden und meiner Thränen, denn ich schwöre Ihnen, ich habe viel gemeint, ich habe viel gelitten Ah! mein Gatte ist diesen Morgen abgereist: ich weiß nicht, wohin er gegangen ist, und werde ihn vielleicht nie wieder sehen; nun bleibt mir nur ein einziger Freund, nein, kein Freund, ein Bruder, und Sie wollen ihn tödten lassen. Verzeihung, Maurice, Verzeihung!«

Maurice hob die junge Frau auf und sprach:

»Was wollen Sie? es gibt solche Mißgeschicke: Jedermann spielt um sein Leben zu dieser Stunde; der Chevalier von Maison-Rouge hat gespielt wie die Andern und hat verloren. Nun muß er bezahlen.«

»Das heißt, er stirbt, wenn ich Sie recht verstehe.«

»Ja.«

»Er muß sterben, und Sie sagen mir das?«

»Nicht ich, Geneviève, sondern das Geschick.«

»Das Geschick hat noch nicht das letzte Wort in dieser Angelegenheit gesprochen, da Sie ihn retten können.«

»Aus Kosten meines Wortes und folglich meiner Ehre. Ich verstehe Sie, Geneviève.«

»Schließen Sie die Augen, Maurice, mehr verlange ich nicht von Ihnen, und so weit die Dankbarkeit einer Frau gehen kann, so hoch wird die meinige steigen, das verspreche ich Ihnen.«

»Ich würde vergeblich die Augen schließen, Madame; es gibt ein Losungswort, ohne welches Niemand hinauskommen kann, den ich wiederhole Ihnen, das Haus ist umzingelt.«



.Und Sie wissen es?«

»Allerdings weiß ich es.«

»Maurice?«

»Nun?«

»Mein Freund, mein lieber Maurice, dieses Losungswort, sagen Sie es mir, ich muß es wissen.«

»Geneviève!« rief Maurice, »Geneviève! wer sind Sie denn, daß Sie mir sagen: im Namen der Liebe, die ich für Dich hege, sei ohne Wort, sei ohne Ehre, verrathe Deine Sache, Deine Meinung, lüge, verleugne. Was bieten Sie mir, Geneviève, für Alles dies, Sie, die Sie mich so versuchen?«

»Oh! Maurice, retten Sie ihn, retten Sie ihn zuerst, und dann fordern Sie das Leben von mir.«

»Geneviève,« erwiderte Maurice mit düsterem Tone, »hören Sie mich: ich habe einen Fuß aus dem Stege der Schande, um ihn ganz zu betteten, will ich wenigstens einen guten Grund gegen mich selbst haben, Geneviève, schwören Sie mir, daß Sie den Chevalier von Maison-Rouge nicht lieben?«

»Ich liebe den Chevalier von Maison-Rouge wie eine Schwester, wie eine Freundin, nicht anders, das schwöre ich Ihnen.«

»Geneviève, lieben Sie mich?«

»Maurice, ich liebe Sie, so wahr Gott mich hört.«

»Werden Sie, wenn ich thue, was Sie verlangen, Verwandte, Freunde, Vaterland verlassen, um mit dem Verräther zu fliehen?«

»Maurice! Maurice!«

»Sie zögert. . . oh! sie zögert!« rief Maurice und warf sich mit aller Heftigkeit der Verachtung zurück.

Geneviève, die sich an ihn angelehnt halte, fühlte plötzlich ihre Stütze weichen und sank aus ihre Kniee.

»Maurice,« sprach sie die Hände ringend, »Maurice, Alles, was Du willst, ich schwöre es Dir; befiehl, ich gehorche.«

»Du wirst mir gehören, Geneviève?«

»Wann Du es verlangst.«

»Schwöre bei Christus!«

Geneviève streckte den Arm aus und sprach:

»Mein Gott, Du hast der Ehebrecherin vergeben, ich hoffe, Du wirst auch mir vergeben.«

Und schwere Thränen flossen über ihre Wangen und fielen aus ihre zerstreut über ihre Brust herabwogenden Haare.

»Oh! nicht so, schwören Sie nicht so,« sagte Maurice, »oder ich nehme Ihren Schwur nicht an,«

»Mein Gott!« sprach sie, »ich schwöre, mein ganzes Leben Maurice zu weihen, mit ihm und, wenn es sein muß, für ihn zu sterben, wenn er meinen Freund, meinen Beschützer, meinen Bruder, den Chevalier von Maison- Rouge rettet.«

»Es ist gut, er soll gerettet werden,« sagte Maurice.

Er ging aus das Zimmer zu.

»Mein Herr,« sprach er, »ziehen Sie wieder die Kleidung des Gerber Morand an. Ich gebe Ihnen Ihr Wort zurück, Sie sind frei.«

»Und Sie, Madame,« sagte er zu Geneviève, »hören Sie das Losungswort Nelke und Gang.«

Und als wäre es für ihn grauenhaft gewesen, länger an dem Orte zu weilen, wo er die Worte gesprochen, die ihn zum Verräther machten, öffnete er das Fenster und sprang in den Garten.

---

## XXXI.

### *Aufsuchung.*

Maurice war an seinen Posten im Garten, dem Zimmer von Geneviève gegenüber, zurückgekehrt; nur war dieses Fenster dunkel geworden, denn Geneviève hatte sich in das Zimmer des Chevalier von Maison-Rouge begeben.

Es war Zeit, daß Maurice das Zimmer von Geneviève verließ, denn kaum hatte er die Ecke des Treibhauses erreicht, als sich die Gartenthüre öffnete und der graue Mann, gefolgt von Lorin und fünf bis sechs Grenadieren, erschien.

»Nun?« fragte Lorin.

»Ihr seht, ich bin an meinem Posten,« antwortete Maurice.

»Hat es Niemand versucht, mit Gewalt herauszukommen?«

»Niemand,« erwiderte Maurice, glücklich, durch die Art, wie die Frage gestellt war, einer Lüge zu entgehen; »Niemand! und Ihr, was habt Ihr getan?«

«Wir haben die Gewißheit erlangt, daß der Chevalier von Maison-Rouge vor einer Stunde in das Haus zurückgekehrt und seitdem nicht mehr ausgegangen ist,« antwortete der Mann der Polizei.

»Und Ihr kennt sein Zimmer?« fragte Lorin.

»Sein Zimmer ist von dem der Bürgerin Dirmer nur durch einen Corridor getrennt.«

»Ah! Ah!« rief Lorin.

»Bei Gott! es bedurfte keiner Trennung, gar keiner Trennung; es scheint, der Chevalier von Maison-Rouge ist ein lockerer Geselle.«

Maurice fühlte, wie ihm das Blut zu Kopf stieg; er schloß die Augen und sah tausend innere Blitze.

»Aber was sagte denn der Bürger Dirmer dazu?« fragte Lorin.

»Er hielt es für eine große Ehre für ihn.«

»Sprecht, versetzte Maurice mit gepreßter Stimme, »wozu entscheiden wir uns?«

»Wir entscheiden uns dazu,« antwortete der Mann der Polizei, »daß wir ihn in seinem Zimmer, und vielleicht sogar in seinem Bette festnehmen.«

»Er vermuthet also nichts?«

»Durchaus nichts.«

»Wie ist das Terrain beschaffen?« fragte Lorin.«

»Wir haben einen vollkommen genauen Plan bekommen,« erwiderte der graue Mann: »ein Pavillon an der Ecke des Garten gelegen, hier ist er; man steigt vier Stufen hinauf, sehr Ihr sie? Man befindet sich aus einem Ruheplatz, rechts die Thüre vom Zimmer der Bürgerin Dirmer: es ist ohne Zweifel dasjenige, dessen Fenster wir sehen. Dem Fenster gegenüber eine andere Thüre, welche auf den Corridor geht, und in diesem Corridor die Thüre vom Zimmer des Verräthers.«

»Das ist eine sehr sorgfältige Topographie,« sagte Lorin; »mit einem solchen Plan kann man mit verbundenen Augen, und um so viel mehr mit offenen Augen gehen; vorwärts also.«

»Sind die Straßen wohl bewacht?« fragte Maurice mit einem Interesse, das die Anwesenden natürlich der Furcht, der Chevalier könnte entkommen, zuschrieben.

«Die Straßen, die Passagen, die Kreuzwege, Alles, antwortete der graue Manne, »keine Maus kann hinaus, wenn sie nicht das Losungswort hat,«

Maurice schauerte; so viele Vorsichtsmaßregeln ließen ihn befürchten, sein Verrath könnte seinem Glücke unnütz werden,

»Wie viel Mann verlangt Ihr nun, um den Chevalier zu verhaften?« fragte der Graue.

»Wie viel Mann?« erwiderte Lorin. »Ich hoffe, Maurice und ich werden genügen; nicht wahr, Maurice?«

»Ja,« stammelte dieser, »wir werden sicherlich genügen.«

.Hört,« sagte der Polizeimann, »keine unnütze Prahlereien; liegt Euch daran, ihn zu fangen?«

»Beim Donner! ob uns daran liegt,« rief Lorin, »ich glaube wohl! nicht wahr, Maurice, wir müssen ihn fangen?«

Lorin legte einen besonderen Nachdruck auf diese Worte. Es schwebte, wie er gesagt hatte, der Anfang eines Verdachts über ihnen und man durfte dem Verdacht, der in jener Epoche so schnell fortschritt, keine Zeit lassen, größere Haltbarkeit zu gewinnen; Lorin begriff aber, daß es Niemand wagen würde, an dem Patriotismus von zwei Männern zu zweifeln, denen es gelungen wäre, den Chevalier von Maison-Rouge festzunehmen.

»Nun wohl,« sagte der Polizeimann, »wenn Euch wirklich daran gelegen ist, so nehmen wir eher drei Mann als zwei, eher vier als drei; der Chevalier hat, wenn er in Bette liegt, immer seinen Degen unter seinem Kopfkissen und ein paar Pistolen auf seinem Nachttisch.«

»Ei, den Teufel!« sagte einer von den Grenadieren von der Compagnie Lorin, »keinen Vorzug für irgend Einen; ergibt er sich, so bringen wir ihn zur Reserve für die Guillotine, leistet er Widerstand, so hauen wir ihn nieder.«

»Gut gesagt,« sprach Lorin: »Vorwärts! gehen wir durch die Thüre oder durch das Fenster?«

»Durch die Thüre,« erwiderte der Polizeimann, »vielleicht steckt der Schlüssel, während wir, wenn wir durch das Fenster gehen wollten, einige Scheiben zerbrechen müßten, was Lärmen machen würde.«

»Also durch die Thüre!« sagte Lorin; »wenn wir nur hineinkommen, gleichviel wo. Vorwärts, den Säbel in die Hand, Maurice.«

Maurice zog maschinenmäßig seinen Säbel aus der Scheide.

Die kleine Truppe rückte gegen den Pavillon vor. Man traf, wie es der graue Mann bezeichnet hatte, die ersten Stufen der Freitreppe, dann befand man sich auf dem Ruheplatz und hierauf im Vorhause.

»Ah!« rief Lorin freudig, »der Schlüssel steckt in der Thüre.«

Er hatte in der That die Hand ausgestreckt und um der Spitze seiner Finger die Kälte des Schlüssels gefühlt.

»Vorwärts, öffnet doch, Bürger Lieutenant,« sprach der graue Mann.

Lorin drehte vorsichtig den Schlüssel im Schlosse, die Thüre öffnete sich.

»Wir sind an Ort und Stelle,« sagte Lorin.

»Noch nicht,« versetzte der graue Mann. »Sind unsere topographischen Nachrichten genau, so befinden wir uns in der Wohnung der Bürgerin Dirmer.«

»Wir können uns hierüber Sicherheit verschaffen, sagte Lorin; »zündet wir Kerzen an, es ist noch Feuer im Kamin.«

»Zünden wir Fackeln an,« entgegnete der graue Mann, »die Fackeln erlöschen nicht wie die Kerzen.«

Und er nahm aus den Händen eines Grenadiers zwei Fackeln und zündete sie an der ersterbenden Gluth an. Eine gab er Maurice, die andere Lorin in die Hand.

»Ihr seht,« sagte er, »ich täuschte mich nicht; hier ist die Thüre, welche in das Schlafzimmer der Bürgerin Dirmer geht; jene dort geht auf den Corridor.«

»Vorwärts in den Corridor,« sprach Lorin.

Man öffnete die Thüre im Hintergrund, welche eben so wenig geschlossen war als die erste, und befand sich vor der Thüre der Wohnung des Chevalier. Maurice hatte diese Thüre zwanzigmal gesehen und nie gefragt, wohin sie ging; für ihn drängte sich die Welt in dem Zimmer zusammen, wo ihn Geneviève empfing.

»Oh! oh!« sagte Lorin mit leiser Stimme, »hier ändert sich die Sache, kein Schlüssel mehr und die Thür geschlossen«

»Aber,« fragte Maurice, der kaum mehr sprechen konnte, »aber seid Ihr denn ganz gewiß, daß es hier ist?«

»Ist der Plan genau, so muß es hier sein,« antwortete der Polizeimann; »übrigens werden wir sogleich sehen. Grenadiere, stoßt die Thüre ein, und Ihr, Bürger, haltet Euch bereit, sobald die Thüre eingestoßen ist, in das Zimmer zu stürzen.«

Vier von dem Abgesandten der Polizei bezeichnete Leute hoben ihre Flintenkolben in die Höhe und thaten auf ein Zeichen desjenigen, welcher das Unternehmen leitete, einen einzigen Schlag: die Thüre zersprang in Stücke.

»Ergib Dich, oder Du bist des Todes!« rief Lorin in das Zimmer stürzend.

Niemand antwortete; die Bettvorhänge waren geschlossen.

»Gebt wohl Acht, hinter dem Bett!« sagte der Polizeimann; »schlagt an und feuert bei der ersten Bewegung der Vorhänge.«

»Wartet,« sprach Maurice, »ich will sie öffnen.«

Und ohne Zweifel in der Hoffnung, Maison-Rouge der hinter den Vorhängen verborgen und der erste Dolches oder Pistolenschuß würde für ihn sein, stürzte Maurice auf die Vorhänge zu und zog sie auf ihrer Stange zurück.

Das Bett war leer.

»Alle Teufel!« sagte Lorin; »Niemand!«

»Er wird entwichen sein,« stammelte Maurice.

»Unmöglich, Bürger, unmöglich!« rief der graue Mann; »ich sage Euch, daß er vor einer Stunde nach Hause gekommen ist, daß ihn Niemand hat hinausgehen sehen und daß alle Ausgänge bewacht sind.«

Lorin öffnete die Thüren der Cabinetes und der Schränke und schaute überall, selbst da, wo es materiell unmöglich war, daß sich ein Mensch verbergen konnte.

»Niemand! Ihr seht es wohl, Niemand!«

»Niemand!« wiederholte Maurice mit einer leicht begreiflichen Erschütterung; »Ihr seht in der That, es ist Niemand da.«

»Gehen wir in die Wohnung der Bürgerin Dirmer. versetzte der Polizeimann, »vielleicht ist er dort.«

»Oh! respectirt die Wohnung einer Frau,« sagte Maurice.

»Wie?« versetzte Lorin, »sicherlich wird man sie respectiren und die Bürgerin Dirmer ebenfalls; doch man wird sie durchsuchen.«

»Die Bürgerin Dirmer?« sagte einer von den Grenadieren, entzückt, einen schlechten Spaß anbringen zu können.

»Nein,« erwiderte Lorin, »nur die Wohnung.«

»Dann laßt mich zuerst hinein,« sprach Maurice.

»Geh, voran,« sagte Lorin, »Du bist Kapitän: Ehre dem Ehre gebühret,«

Man ließ zwei Mann zurück, um das Zimmer; bewachen, aus dem man wegging; dann begab man wieder in das, wo man die Fackeln angezündet hatte.

Maurice näherte sich der Thüre, welche in das Schlafzimmer von Geneviève führte.

Es was das erste Mal, daß er hier eintreten sollte.

Sein Herz schlug gewaltig.

Der Schlüssel stak in der Thüre.

»Nun,« sagte Lorin, »öffne doch!«

»Aber wenn die Bürgerin Dinner im Bette liegen würde?« versetzte Maurice.

»Wir schauen in ihr Bett, unter ihr Bett, in ihren Kamin und in ihre Schränke,« sagte Lorin, »ist hernach Niemand da als sie, so wünschen wir ihr eine gute Nacht.«

»Nein,« sprach der Polizeimann, »wir verhaften sie, sie Bürgerin Geneviève Dirmer war eine Aristokratin, welche als Mitschuldige der Tochter Tison und des Chevalier von Maison-Rouge erkannt worden ist.«

»Öffnet also,« sagte Maurice, indem er den Schlüssel losließ, »ich verhafte keine Frauen.«

Der Polizeimann schaute Maurice von der Seite an und die Grenadiere murrten unter sich.

»Oh! Oh!« sagte Lorin, »Ihr murt? Murt für zwei, da Ihr einmal daran seid, ich bin der Meinung von Maurice.«

Und er machte einen Schritt rückwärts.

Der graue Mann faste den Schlüssel und drehte rasch um; die Thüre gab nach, die Soldaten stürzten in das Zimmer.

Zwei Kerzen brannten auf einem kleinen Tische; doch das Zimmer von Geneviève war, wie das des Chevalier von Maison-Rouge, unbewohnt.

»Leer!« rief der Polizeimann,

»Leer!« wiederholte Maurice erbleichend; »wo ist sie denn?«

Lorin schaute Maurice erstaunt an.

»Suchen wir,« sagte der Polizeimann.

Und von den Milizen gefolgt, fing er an das Haus von den Kellern bis zu den Werkstätten zu durchforschen.

Kaum hatten sie den Rücken gewendet, als Maurice, der Ihnen ungeduldig mit den Augen gefolgt war, ebenfalls in das Zimmer stürzte, die Schränke, die man schon mal geöffnet, abermals öffnete und mit angstvoller Stimme ausrief:

»Geneviève! Geneviève!«

Aber Geneviève antwortete nicht, das Zimmer war wirklich leer.

Dann durchwühlte Maurice das Haus mit einer Art von Wuth. Treibhäuser, Schoppen, Nebengebäude. Alles durchsuchte er, aber vergebens.

Plötzlich vernahm man einen gewaltigen Lärmen eine Truppe bewaffneter Leute zeigte sich an der Thüre, wechselte das Losungswort mit der Schildwache, überströmten den Garten und verbreitete sich im Hause. An der Spitze dieser Verstärkung glänzte der eingeräucherte Federbusch von Santerre.

»Nun,« sagte er zu Lorin, »wo ist der Verschwörer?

»Wie! wo ist der Verschwörer?«

»Ja, ich frage Euch, was Ihr mit ihm gemacht habt.«

»Das frage ich Euch selbst: wenn Euer Detachemen, die Ausgänge gut bewacht hat, muß es ihn festgenommen haben, da er nicht mehr im Hause war, als wir eintraten.«

»Was sagt Ihr da,« rief der General wüthend, »Ihr habt ihn also entwischen lassen?«

»Wir konnten ihn nicht entwischen lassen, da wir ihn nie in Händen hatten.«

»Dann begreife ich es nicht,« sagte Santerre.

»Was?«

»Was Ihr mir durch Euren Abgesandten habt sage, lassen.«

»Wir haben Jemand an Euch abgeschickt?«

»Ganz gewiß . . . einen Mann mit braunem Rock, schwarzen Haaren und grüner Brille, der zu uns kam, und benachrichtigte, Ihr wäret auf dem Punkt, Maison-Rouge festzunehmen, doch er vertheidigte sich wie ein Löwe worauf ich herbeieilte.«

»Ein Mann mit braunem Rocke, schwarzen und grüner Brille?« wiederholte Lorin.

»Allerdings; er führte eine Frau am Arm.«

»Jung, hübsch?« rief Maurice gegen den General vorstürzend.

»Ja, jung und hübsch.«

»Er war es! Und die Bürgerin Dirmer.«

»Wer, er?«

»Maison-Rouge . . . Oh! ich Elender, daß ich sie nicht Beide tödtete!«

»Vorwärts, vorwärts, Bürger Lindey, man wird sie einholen,« sagte Santerre.

»Aber warum des Teufels habt Ihr sie passiren lassen,?« fragte Lorin,

»Alle Wetter! wir ließen sie passieren, weil sie das Losungswort hatten,« versetzte Santerre.

»Sie hatten das Losungswort!« rief Lorin, »es ist also ein Verräther unter uns!«

»Nein, nein, Bürger Lorin,« entgegnete Santerre, »man kennt Euch wohl und weiß, daß kein Verräther unter Euch ist.«

Lorin schaute umher, als wollte er den Verräther suchen, dessen Anwesenheit er verkündigt hatte.

Er begegnete der düsteren Stirne und dem umherirrenden Auge von Maurice.

»Oh! oh!« murmelte er, »was soll das bedeuten?«

»Dieser Mensch kann nicht fern sein,« sagte Santerre; »durchforschen wir die Umgegend, vielleicht ist er in die Hände einer Patrouille gefallen, welche geschickter gewesen ist als wir,

und sich nicht hat hintergehen lassen.«

»Ja, ja, suchen wir,« sagte Lorin. Und er nahm Maurice beim Arm und zog ihn unter dem Vorwand, zu suchen, aus dem Garten,

»Ja, suchen wir,« sagten die Soldaten, »doch ehe wir suchen . . .«

Und einer von ihnen warf seine Fackel unter einen ganz mit Reißbündeln und trockenen Brettern vollgestopften Schoppen.

»Komm,« sagte Lorin, »komm.«

Maurice leistete keinen Widerstand. Er folgte Lorin wie ein Kind; Beide liefen bis zur Brücke, ohne mehr sprechen; hier blieben sie stehen, Maurice wandte sich um.

Der Himmel war roth am Horizont der Vorstadt und man sah über den Häusern zahlreiche Funken aufsteigen.

---



## XXXII.

### *Der Schwur.*

Maurice schauerte; er streckte die Hand nach der Rue Saint-Jacques aus.

»Es brennt!« sagte er, »es brennt.«

»Nun ja,« versetzte Lorin, »es brennt, und was hernach?«

»Oh! mein Gott, mein Gott, wenn sie zurückgekommen wäre!«

»Wer dies?«

»Geneviève.«

»Geneviève, das ist Madame Dirmer, nicht wahr?«

»Ja, sie ist es.«

»Es ist nicht zu befürchten, daß sie zurückgekommen ist, deshalb war sie nicht weggegangen.«

»Lorin, ich muß sie wiederfinden, ich muß mich rächen.«

»Oh! oh!« versetzte Lorin.

»Tyrann hinnieden und in hohen Sphären  
Braucht Amor Weihrauch nicht auf den Altären.«

»Du hilfst mir sie wiederfinden, nicht wahr Lorin?«

»Bei Gott! das wird nicht schwierig sein.«

»Und wie?«

»Allerdings, wenn Du Dich, so sehr als ich glauben muß, für das Schicksal der Bürgerin Dirmer interessierst, so mußst Du sie auch kennen, und wenn Du sie kennst, mußt Du wissen, wer ihre vertrautesten Freunde sind; sie wird Paris nicht verlassen haben; sie haben alle die Wuth, hier zu bleiben; sicherlich hat sie sich zu irgend einer Vertrauten geflüchtet, und morgen erhältst Du durch irgend eine Rosa oder eine Marthon ein kleines Billet, ungefähr in folgenden Worten:

Will Mars Cythere wiederfinden,  
So borge von der Nacht er ihre Azurtinten

und finde sich bei dem Concierge, Straße so und so, Numero so und so ein, und frage nach Madame Dreigestirn.«

Maurice zuckte die Achseln; er wußte wohl, daß Geneviève Niemand hatte, zu dem sie sich flüchten konnte.

»Wir werden sie nicht wiederfinden,« murmelte er.

»Erlaube mir, Dir etwas zu sagen, Maurice,« versetzte Lorin.

»Was?«

»Es wäre vielleicht kein so großes Unglück, wenn wir sie nicht wiederfänden.«

»Wenn wir sie nicht wiederfinden, Lorin, so sterbe ich.«

»Ah, Teufel!« sprach der junge Mann, »das ist also jene Liebe, an der Du bereits beinahe gestorben wärest?«

»Ja,« antwortete Maurice.

Lorin dachte einen Augenblick nach und sagte dann:

»Maurice, es ist ungefähr elf Uhr; das Quartier ist öde und verlassen; hier steht eine steinerne Bank, welche ausdrücklich zur Aufnahme von zwei Freunden angebracht worden zu sein scheint. Bewillige mir die Gunst einer Privatunterredung, wie man unter dem alten Regime sagte, Ich gebe Dir mein Wort, daß ich nur in Prosa sprechen werde.«

Maurice schaute umher und setzte sich dann auf Bank. Lorin schaute ebenfalls umher und setzte sich neben seinen Freund.

»Sprich,« sagte Maurice, indem er seine beschämte Stirne in seine Hand fallen ließ,

»Höre, lieber Freund, ohne Eingang, ohne Umschreibung, ohne Erläuterung sage ich Dir Folgendes: wir stürzen uns in das Verderben, oder vielmehr Du stürzest uns in das Verderben.«

»Wie so?« fragte Maurice.

»Theurer Freund, es gibt einen gewissen Beschluß des Wohlfahrtsausschusses, welcher für einen Verräther ans Vaterland Jeden erklärt, der Verbindungen mit den Feinden des genannten Vaterlandes unterhält. Wie! kennst Du diesen Beschluß?«

»Allerdings,« antwortete Maurice.

»Du kennst ihn?«

»Ja.«

»Nun wohl, mir scheint, Du bist nicht übel Verräther am Vaterland. Was sagst Du dazu?«

»Lorin!«

»Ganz gewiß, wenn Du nicht etwa als Vergöttern des Vaterlandes diejenigen betrachtest, welche Wohnung Tisch und Bett dem Herrn Chevalier von Maison-Rouge geben, der, wenigstens wie mir scheint, kein überspannter Republikaner und für den Augenblick durchaus nicht beschuldigt ist, er habe die Septembertage gemacht.«

»Ah! Lorin,« versetzte Maurice, einen Seufzer ausstoßend.

»Deshalb,« fuhr der Moralist fort, »deshalb kommt es mir vor, als wärest Du ein wenig zu sehr der Freund eines Feindes des Vaterlandes gewesen, als wärest Du bloß noch. Ruhig, ruhig, empöre Dich nicht, theurer Freund, Du bist wie der selige Enkelados, Du würdest einen Berg von der Stelle rücken, wenn Du Dich umdrehtest. Ich wiederhole Dir also, empöre Dich nicht und gestehe ganz einfach, daß Du kein Eifriger mehr bist.«

Lorin sprach diese Worte mit der ganzen Sanftheit, der er fähig war, und indem er mit einer völlig ciceranischen Kunstfertigkeit darüber hinschlüpfte.

Maurice begnügte sich, durch eine Gebärde zu protestieren.

Doch die Gebärde wurde für nicht geschehen erklärt und Lorin fuhr fort:

»Oh! wenn wir in einer von jenen Treibhaustemperaturen lebten, in einer ehrlichen Temperatur, wo der Thermometer nach den Regeln der Botanik unveränderlich 16i Grade anzeigt, so würde ich Dir sagen: Mein lieber Maurice, das ist elegant, das ist geschmackvoll; seien wir von Zeit zu Zeit ein wenig Aristokraten, das thut wohl und riecht gut. Doch wir kochen heut zu Tage in 35 bis 40 Grad Wärme, das Tischtuch brennt, so daß man nur lau ist; bei dieser Wärme scheint man kalt zu sein; ist man kalt, so ist man verdächtig; Du weißt das, Maurice, und wenn man verdächtig ist. . . Du hast zu viel Verstand, mein lieber Maurice, um nicht zu wissen, was man dann bald ist, oder vielmehr nicht mehr ist.«

»Nun wohl, so tödte man mich, und die Sache nehme ein Ende!« rief Maurice; »auch gut, ich

bin des Lebens müde.«

»Seit einer Viertelstunde,« sagte Lorin; »in der That, das ist noch nicht lang genug, daß ich Dich in diesem Punkte nach Deinem Willen handeln lassen sollte; und dann begreifst Du, wenn man heutigen Tages stirbt, muß man als Republikaner sterben, während Du als Aristokrat sterben würdest.«

»Oh! Oh!« rief Maurice, dessen Blut sich durch den ungeduldigen Schmerz, der aus dem Bewußtsein der Schuld entspringt, zu entflammen anfang; »oh! oh! Du gehst zu weit mein Freund.«

»Ich werde noch weiter, gehen, denn ich sage Dir im Voraus, wenn Du Aristokrat wirst . . .«

»So zeigst Du mich an?«

»Pfui doch! Nein, ich schließe Dich in einen Keller ein und lasse Dich beim Rasseln der Trommeln wie einen verlorenen Gegenstand suchen; dann erkläre ich öffentlich, die Aristokraten haben Dich, bekannt mit dem, was Du ihnen zgedacht, eingesperrt, gemartert, ausgehungert, so daß Du wie der Prevot Elie von Beaumont, Herr Latude und Andere, wenn man Dich wiederfindet, öffentlich von den Damen der Halle und den Lumpensammlerinnen der Section Victor mit Blumen bekränzt wirst. Beeile Dich also, wieder ein Aristides zu werden, oder Deine Sache ist klar.«

»Lorin, Lorin, ich fühle, daß Du Recht hast, es reißt mich fort, ich gleite auf einem Abhänge hin. Grollst Du mir, weil mich das Mißgeschick fortzieht?«

«Ich grolle Dir nicht, aber ich muß mit Dir zanken. Erwinnere Dich ein wenig der Szenen, die Pilades täglich dem Orestes machte, dieser Szenen, welche siegreich beweisen, daß die Freundschaft ein Paradoxon ist, da diese Muster von Freunden sich vom Morgen bis zum Abend stritten.«

»Verlasse mich, Lorin, das wird das Beste sein.«

»Niemals,«

»Dann laß mich lieben, mach meinem Gefallen närrisch, vielleicht verbrecherisch sein; denn ich fühle, wenn ich sie wiedersehe, tödte ich sie.«

»Oder Du fällst vor ihr auf die Kniee. Ah! Maurice, Maurice verliebt in eine Aristokratin, das hätte ich nicht geglaubt. Du bist nun wie der arme Osselin bei der Marquise von Charry.«

»Genug, Lorin, ich bitte Dich.«

»Maurice, ich werde Dich heilen, oder der Teufel soll mich holen. Ich will nicht, daß Du in der Lotterie der heiligen Guillotine gewinnst, wie der Spezereihändler der Rue des Lombards sagte. Nimm Dich in Acht, Maurice, Du bringst mich in Verzweiflung. Maurice Du machst einen Blutsäufer aus mir. Maurice, ich fühle das Bedürfniß, die Insel Saint-Louis in Brand zu stecken; eine Fackel, eine Fackel!«

»Doch warum Brände und Fackeln begehren,  
Dein inneres Feuer kann Städte verzehren.«

Maurice lächelte unwillkührlich.

»Du weißt, daß es unter uns verabredet war, nur Prosa zu sprechen,« sagte er.

Du bringst mich auch in Verzweiflung mit Deiner Narrheit,« versetzte Lorin; »es ist auch. . . Höre, komm, laß trinken, Maurice, werden wir Trunkenbolde, machen wir Motionen, studiren wir Nationalökonomie; doch beim Jupiter, seien wir nicht verliebt, lieben wir die Freiheit.«

»Oder die Vernunft.«

»Ah! es ist wahr, die Göttin sagt Dir viele schöne Dinge und findet, Du seist ein reizender Sterblicher.«

.Und Du bist nicht eifersüchtig?«

»Maurice, um meinen Freund zu retten, fühle ich mich zu allen Opfern fähig.«

»Ich danke, mein armer Lorin, und weiß Deine Ergebenheit zu schätzen; aber das beste Mittel, mich zu trösten, besteht darin, daß ich mich mit meinem Schmerze sättige. Gute Nacht, Lorin, besuche Arthemise.«

»Und Du, wohin gehst Du?«

»Ich gehe nach Hause.«

Maurice machte einige Schritte gegen die Brücke.

»Du wohnst also jetzt in der Gegend der Rue Vieille-Saint-Jacques?«

»Nein; doch es gefällt mir, diesen Weg einzuschlagen.«

»Um noch einmal den Ort zu sehen, den Deine Unmenschliche bewohnte.«

Um zu sehen, ob sie nicht dahin zurückgekehrt ist, sie weiß, daß ich sie erwarte. O Geneviève! Geneviève! ich hätte nicht geglaubt, daß Du eines solchen Verrathes fähig wärest.«

»Maurice, ein Tyrann, der das schöne Geschlecht gut kannte, denn er starb, weil er zu sehr geliebt hatte, sagte:

»Auf die Treu der Frauen  
Darf der Mensch nicht bauen.«

Maurice stieß einen Seufzer aus, und die zwei Freunde schlugen wieder den Weg nach der Rue Vieille-Saint-Jacques ein.

Als sie sich dieser Gegend näherten, hörten sie immer deutlicher ein gewaltiges Geräusch und sahen das Licht sich vermehren; sie hörten patriotische Gesänge, welche am hellen Tage, im vollen Sonnenschein, in der Atmosphäre des Kampfes als Heldenhymnen erschienen, aber in der Nacht, beim Schimmer des Brandes den finsternen Ausdruck einer Trunkenheit von Cannibalen annahmen.

»O, mein Gott! mein Gott!« sagte Maurice, der vergaß, daß Gott abgeschafft war.

Und er ging, Schweiß auf der Stirne, immer weiter.

Lorin betrachtete ihn und murmelte zwischen Zähnen:

»Sitzt die Lieb im Capitol.  
Dann, o Klugheit. fahre wohl!«

Ganz Paris schien sich nach dem Schauplatz der von uns erzählten Ereignisse zu begeben. Maurice war genöthigt, ein Spalier von Grenadieren, die Reihe der Sectionäre und die gedrängten Banden jenes stets rasenden, stets wachen Pöbels zu durchschreiten, der damals brüllend von Schauspiel zu Schauspiel lief.

Je näher er kam, desto mehr beschleunigte Maurice in seiner wüthenden Ungeduld die Schritte. Lorin folgt, ihm mit Mühe, aber er liebte ihn zu sehr, um ihn im einem solchen Augenblick allein zu lassen.

Es war beinahe Alles vorüber; das Feuer hatte sich dem Schoppen, unter den der Soldat die angezündete Fackel geworfen, und dann den nur von Brettern erbauten Werkstätten mitgetheilt; die Waaren waren verbrannt, das Haus selbst fing an zu brennen.«

»Oh! mein Gott!« sagte Maurice zu sich selbst,, »wenn sie zurückgekehrt wäre, wenn sie sich, umhüllt von kreisenden Klammern, in irgend einem Zimmer befände, mich erwartete, mich rief! . . .«

Und halb verrückt vor Schmerz stürzte Maurice, der lieber an den Wahnsinn derjenigen, welche er liebte, als an ihren Verrath glauben wollte, gerade auf die Thüre zu, die er im Rauch erblickte.

Lorin folgte ihm beständig; er wäre ihm in die Hölle

Das Dach brannte, das Feuer fing an sich der Treppe mitzutheilen.

Maurice durchsuchte keuchend den ganzen ersten Stock, den Salon, das Zimmer von Geneviève, das Zimmer des Chevalier von Maison-Rouge, die Gänge, und rief mit erstickter Stimme:

»Geneviève! Geneviève!«

Niemand antwortete.

Als sie in das erste Zimmer zurückkehrten, sahen die zwei Freunde Flammenwirbel, welche durch die Thüre einzudringen anfangen. Trotz des Geschreis von Lorin, der ihm das Fenster zeigte, ging Maurice mitten durch die Flammen.

Dann lief er nach dem Hause, durchschritt, ohne sich bei irgend etwas aufzuhalten, den mit zerbrochenen Geräthschaften bestreuten Hof, und fand den Speisesaal, das Wohnzimmer von Dirmer, das Cabinet des Chemikers Morand, Alles voll von Rauch, Trümmern und zerbrochenen Scheiben; das Feuer hatte auch diesen Theil des Hauses erreicht und fing an, ihn zu verzehren.

Maurice machte es, wie er es bei dem Pavillon gemacht hatte, er ließ kein Zimmer undurchsucht, keinen Gang undurchlaufen. Er stieg bis in die Keller hinab, vielleicht hatte sich Geneviève, um dem Brande zu entgehen, dahin geflüchtet.

Niemand.

»Alle Teufel!« sagte Lorin, »Du siehst wohl, daß sich Niemand hier halten würde, mit Ausnahme der Salamander, und es ist nicht gerade dieses fabelhafte Thier was Du suchst. Komm, laß uns gehen, wir fragen, wie erkundigen uns bei den Anwesenden; es hat sie vielleicht irgend Jemand gesehen.«

Es hätte vieler vereinigter Kräfte bedurft, um Maurice aus dem Hause zu bringen; die Hoffnung zog ihn an einem ihrer Haare fort.

Dann begannen die Nachforschungen; sie durchliefen die Umgegend, sie hielten die vorübergehenden Frauen an, sie durchsuchten die Gänge, aber ohne Erfolg. Es war ein Uhr Morgens. Maurice war trotz seiner Athletenstärke gelähmt vor Müdigkeit: er leistete endlich auf sein Lausen und Steigen und auf seine beständigen Conflictte mit der Menge Verzicht.

Ein Fiacre fuhr vorüber, Lorin hielt ihn an.

»Mein Lieber,« sagte er zu Maurice, »wir haben getan, um Deine Geneviève wieder aufzufinden, was Menschen zu thun möglich war; wir haben uns lendenlahm gelaufen; wir haben uns geröstet; wir haben uns für sie geprügelt; Cupido, so anspruchsvoll er auch sein mag, kann nicht mehr von einem Menschen fordern, der verliebt ist, und besonders von einem, der es nicht ist.. Steigen wir in diesen Fiacre und kehren wir Beide nach Hause zurück,«

Maurice antwortete nicht und ließ mit sich schalten.

Man kam vor die Thüre von Maurice, ohne daß die zwei Freunde ein einziges Wort gewechselt hatten.

In dem Augenblick, wo Maurice ausstieg, hörte man ein Fenster der Wohnung von Maurice sich öffnen.

»Ah! gut,« sagte Lorin, »man erwartete Dich, und ich bin nun ruhiger. Klopfte.«

Maurice klopfte, die Thüre öffnete sich.

»Gute Nacht!« sagte Lorin, »morgen früh erwarte mich, um mit mir auszugehen,«

»Gute Nacht,« sprach Maurice maschinenmäßig.

Und die Thüre schloß sich hinter ihm.

Aus den ersten Stufen der Treppe begegnete er seinem Willfähigen.

»Oh! Bürger Lindey,« rief dieser, »welche Unruhe haben Sie uns bereitet.«

Das Wort *uns* fiel Maurice aus.

»Euch?« sagte er.

»Ja, mir und der kleinen Dame, die Sie erwartet.«

»Der kleinen Dame!« wiederholte Maurice, der den Augenblick schlecht gewählt fand, um mit der Erinnerung zu correspondiren, die ihm ohne Zweifel eine seiner alten Freundinnen gab; »Du thust wohl daran, daß Du mir das sagst, ich werde bei Lorin schlafen.«

»Oh! unmöglich, sie stand am Fenster, sah Sie aussteigen und rief: »»Hier kommt er!««

»Ei! was ist mir daran gelegen, wenn sie weiß, daß ich es bin; ich habe kein Herz für die Liebe, Gehe wieder hinaus und sage dieser Frau, sie habe sich getäuscht.«

Der Willfähige machte eine Bewegung, um zu gehorchen; doch er blieb wieder stehen und sagte:

»Ah! Bürger, Sie haben Unrecht: die kleine Dame war schon sehr traurig und meine Antwort wird sie in Verzweiflung bringen.«

»Aber wer ist denn diese Frau?«

»Bürger, ich habe ihr Gesicht nicht gesehen, sie ist meinen Mantel gehüllt und weint, das ist Alles, was ich weiß.«

»Sie weint!« versetzte Maurice.

»Ja, aber sehr sanft und indem sie ihr Schluchzen unterdrückt.«

»Sie weint,« wiederholte Maurice, »Es gibt also Jemand aus der Welt, der sich hinreichend für mich interessiert, um sich über meine Abwesenheit zu beunruhigen.«

Und er stieg hinter dem Willfähigen die Treppe hinauf.

»Hier ist er, Bürgerin, hier ist er!« rief dieser in das Zimmer stürzend.

Maurice trat hinter ihm ein.

Er sah dann in einem Winkel des Salon eine zitternde Frau, die ihr Gesicht unter Kissen verbarg, eine Frau, die man für todt gehalten hätte, ohne das krampfhaft Seufzen, das sie beben machte.

Er hieß den Willfähigen durch ein Zeichen hinausgehen.

Dieser gehorchte und schloß die Thüre.

Maurice lief aus die junge Frau zu, welche in das Haupt erhob.

»Geneviève!« rief Maurice, »Geneviève bei mir, mein Gott, bin ich denn verrückt!«

»Nein, Sie haben Ihre ganze Vernunft, mein Freund,« erwiderte die junge Frau. »Ich versprach, die Ihrige zu sein, wenn Sie den Chevalier von Maison-Rouge retten würden, Sie

haben ihn gerettet, hier ich, ich erwartete Sie.«

Maurice täuschte sich im Sinne dieser Worte, wich einen Schritt zurück, schaute die junge Frau traurig an und sprach mit sanftem Tone:

»Geneviève, Geneviève, Sie lieben mich also nicht?«

Der Blick von Geneviève verschleierte sich unter Thränen, sie wandte den Kopf ab, stützte sich aus die Lehne des Sopha und brach in ein Schluchzen aus.

»Ach!« sagte Maurice, »ich sehe wohl, daß Sie mich nicht mehr lieben, und Sie lieben mich nicht nur nicht mehr, Geneviève, sondern Sie müssen sogar eine Art von Haß gegen mich empfinden, da Sie so sehr in Verzweiflung sind.«

Maurice hatte so viel Begeisterung und Schmerz in diese letzten Worte gelegt, daß Geneviève sich aufrichtete ihn bei der Hand faste und zu ihm sprach:

»Mein Gott! derjenige, welchen man für den Besten hielt, wird also stets selbstsüchtig sein.«

»Selbstsüchtig! Geneviève, was wollen Sie dann sagen?«

»Sie begreifen also nicht, daß ich leide? Mein Gatte auf der Flucht, mein Bruder geächtet, mein Haus in Flammen, dies Alles in einer Nacht, und dann die furchtbare Szene zwischen Ihnen und dem Chevalier.«

Maurice hörte mit Entzücken, denn selbst die tollste Leidenschaft mußte nothwendig zugeben, daß solche Erschütterungen angehäuft zu dem Zustande des Schmerzes führen konnten, in welchem sich Geneviève befand.

»Sie sind also gekommen, Sie sind hier, Sie werden mich nicht verlassen!«

Geneviève bebte.

»Wohin sollte ich gehen?« erwiderte sie voll Bitterkeit. »Habe ich eine Zufluchtstätte, ein Obdach, einen anderen Beschützer, als denjenigen, welcher einen Preis auf seinen Schutz setzte? Oh! wüthend und toll schritt ich über den Pont-Neuf, Maurice, und als ich darüber ging, hielt ich an, um das düstere Wasser an der Ecke der Pfeiler brausen zu sehen; das zog mich an, das bezauberte mich. . . hier, sagte ich zu mir, hier, arme Frau, ist eine Zufluchtstätte für Dich; hier ist unverletzliche Ruhe, hier ist Vergessenheit.«

»Geneviève! Geneviève!« rief Maurice, »Sie haben das gesagt? . . . Sie lieben mich also nicht mehr?«

»Ich habe es gesagt,« antwortete Geneviève mit leiser Stimme; »ich habe es gesagt und bin gekommen.«

Maurice athmete, sank sachte zu ihren Füßen nieder und flüsterte:

»Geneviève, weinen Sie nicht, Geneviève, trösten Sie sich über all ihr Unglück, da Sie mich lieben. Geneviève, im Namen des Himmels, sagen Sie mir, es sei nicht die Heftigkeit meiner Drohungen gewesen, was Sie hierher geführt. Sagen Sie mir, daß Sie, selbst wenn Sie mich diesen Abend nicht gesehen hätten, nunmehr allein, vereinzelt, ohne Zufluchtstätte, hierher gekommen wären, und empfangen Sie meinen Schwur, Sie von dem Eide zu entbinden, den ich Sie zu leisten genöthigt habe.«

Geneviève senkte aus den jungen Mann einen Blick voll unaussprechlicher Dankbarkeit und rief:

»Edelmüthiger! Oh! mein Gott, ich danke Dir, er ist edelmüthig!«

»Hören Sie mich, Geneviève,« sagte Maurice, »Gott den man hier aus seinen Tempeln

vertreibt, den man aber nicht aus unsern Herzen vertreiben kann, in welche er die Liebe pflanzte, Gott hat diesen Abend scheinbar düster, aber im Grunde von Freude und Glück funkeln gemacht. Gott hat Sie zu mir geführt, Geneviève, er hat Sie in meine Arme gelegt, er spricht zu Ihnen durch meinen Hauch Gott will endlich so viele Leiden, die wir ausgestanden so viele Tugenden belohnen, die wir entwickelten, indem wir diese Liebe bekämpften, welche ungesetzlich zu sein schien, als ob ein so lange Zeit reines und stets so tiefes Gefühl ein Verbrechen sein könnte. Weinen Sie also nicht, Geneviève! Geneviève, geben Sie mir Ihre Hand. Wollen Sie bei einem Bruder sein? Soll dieser Bruder, voll Ehrfurcht den Saum Ihres Kleides küssen, sich mit gefalteten Händen entfernen und über die Schwelle schreiten, ohne den Kopf umzuwenden? Sagen Sie ein Wort und Sie werden mich weggehen sehen, Sie werden allein, frei und in Sicherheit sein, wie eine Jungfrau in der Kirche. Doch, meine angebetete Geneviève, wollen Sie sich im Gegentheil erinnern, ich habe Sie so sehr geliebt, daß ich beinahe darüber gestorben wäre, daß ich um dieser Liebe willen, die Sie unselig oder glücklich machen können, die Meinigen verrathen, daß ich mich in meinen eigenen Augen verhaßt und niedrig gemacht habe; wollen Sie an Alles das denken, was uns die Zukunft an Glück vorbehält, wollen Sie an die Kraft und an die Energie denken, welche sich in unserer Jugend und in unserer Liebe findet, um dieses beginnende Glück gegen Jeden, der es angreifen wollte, zu vertheidigen? Oh! Geneviève, Du, die Du ein Engel bist, willst Du, sprich? Willst Du einen Menschen so glücklich machen, daß er das Leben nicht mehr beklagt und nicht nach der ewigen Seligkeit begehrt? Dann lächle mir, meine Geneviève, statt mich zurückzustoßen, laß mich Deine Hand an mein Herz legen, neige Dich herab zu demjenigen, welcher mit seiner ganzen Macht, mit seiner ganzen Seele, mit allen seinen Sinnen, mit allen seinen Wünschen zu Dir emporstrebt. Geneviève, meine Liebe, mein Leben, Geneviève, nimm Deinen Schwur nicht zurück!«

Das Herz der jungen Frau dehnte sich aus bei diesen Worten: das Schmachten der Liebe, die Anstrengung der vorhergegangenen Leiden erschöpften ihre Kräfte, die Thränen traten nicht mehr in ihre Augen, und dennoch hob ein Schluchzen ihre brennende Brust.

Maurice begriff, daß sie nicht mehr den Muth hatte, zu widerstehen, und schloß sie in seine Arme. Da ließ sie ihr Haupt auf seine Schulter sinken und ihre langen Haare entrollten sich an den glühenden Wangen ihres Geliebten.

Zu gleicher Zeit fühlte Maurice seine Brust springen, denn sie wurde emporgehoben wie die Welle nach dem Sturme.

»Oh! Du weinst, Geneviève,« sagte er mit tiefer Traurigkeit, »Du weinst. Oh! beruhige Dich. Nie werde ich die Liebe einem verächtlichen Schmerze aufdringen. Nie sollen sich meine Lippen mit einem Kusse beflecken, dem eine einzige Thräne des Bedauerns vergiften würde.«

Und er löste den lebendigen Ring seiner Arme, er entfernte seine Stirne von der von Geneviève und wandte sich langsam um; doch durch eine von jenen Gegenwirkungen, die so natürlich sind bei der Frau, welche sich vertheidigt, und während sie sich vertheidigt, dennoch verlangt, warf Geneviève rasch ihre zitternden Arme um den Hals von Maurice, hielt ihn mit aller Gewalt umfassen, drückte ihre eisige, noch von Thränen feuchte Wange aus die glühende Wange des jungen Mannes und flüsterte ihm zu:

«Oh, verlasse mich nicht, Maurice, denn ich habe nur Dich auf der Welt!«

---



### XXXIII.

*Am andern Tag.*

Ein schöne Sonne drang durch die grünen Vorhänge und vergoldete die Blätter von drei großen Rosenstöcken welche in hölzernen Gefäßen auf dem Fenster von Maurice standen.

Um so kostbarer für den Blick, als die Jahreszeit zu fliehen anfang, durchdufteten diese Blumen einen kleinen, von Reinlichkeit glänzenden, geplatteten Speisesaal in welchem sich so eben Geneviève und Maurice an einen ohne Überfluß, aber zierlich bestellten Tisch gesetzt hatten. Die Thüre war geschlossen, denn der Tisch trug Alles was die Gäste brauchten. Man begriff, daß sie sich gesagt hatten:

»Wir werden uns selbst bedienen.«

In dem anstoßenden Zimmer hörte man dm Willfähigen sich mit einem Eifer wie der Ardelion von Phädrus hin und herbewegen. Die Wärme und das Leben der letzten schönen Tage drangen durch den halb geöffneten Sommerladen ein und machten die Blätter der von der Sonne geliebten Rosenstöcke wie Gold und Smaragd glänzen.

Geneviève ließ die goldene Frucht, die sie in der Hand hielt, aus einem ihrer Fingern auf einen Teller fallen und blieb träumerisch, nur mit den Lippen lächelnd, während ihre großen Augen in Schwermuth schmachteten, stillschweigend, unbeweglich, obgleich lebend und glücklich in der Sonne der Liebe, wie es diese schönen Blumen in der Sonne des Himmels waren.

Bald suchten ihre Augen die von Maurice und begegneten ihnen, denn er schaute sie auch an und träumte.

Da legte sie ihren so zarten und so weißen Arm auf die Schulter des bebenden jungen Mannes; dann stützte sie ihren Kopf mit jenem Vertrauen und jener Hingebung darauf, welche mehr sind, als die Liebe.

Geneviève schaute ihn an, ohne mit ihm zu sprechen, und erröthete, indem sie ihn anschaute.

Maurice hatte nur leicht den Kopf zu neigen, um seine Lippen auf die halbgeöffneten Lippen seiner Geliebten zu drücken.

Er neigte den Kopf; Geneviève erbleichte und ihre Augen schloßen sich wie die Blätter der Blume, welche ihren Kelch vor den Lichtstrahlen verbirgt.

So blieben sie in dieser ungewohnten Glückseligkeit entschlummert, als der scharfe Ton der Klingel sie beben machte.

Sie trennten sich von einander.

Der Willfähige trat ein, schloß die Thüre wieder geheimnißvoll und meldete:

»Es ist der Bürger Lorin.«

»Ah! der liebe Lorin,« sagte Maurice, »ich will ihn wegschicken. Verzeihen Sie, Geneviève.«

Geneviève hielt ihn zurück.

»Ihren Freund wegschicken, Maurice,« sagte sie, .einen Freund, der Sie getröstet, unterstützt hat. Nein, ich will einen solchen Freund ebenso wenig aus Ihrem Hause, als aus Ihrem Herzen vertreiben; lassen Sie ihn eintreten, Maurice, lassen Sie ihn eintreten.«

»Wie, Sie erlauben?« versetzte Maurice.

»Ich will es,? sprach Geneviève.

»Oh! Sie finden also, daß ich Sie nicht genug liebe!« rief Maurice entzückt über dieses Zartgefühl, »und Sie brauchen Vergötterung!«

Geneviève reichte dem jungen Mann ihre erröthende Stirne; Maurice öffnete die Thüre und Lorin trat ein, schön wie der Tag, in seiner Tracht eines Halbmuscadin. Als er Geneviève erblickte, gab er ein Erstaunen kund, auf das alsbald eine ehrfurchtsvolle Begrüßung folgte,

»Komm, Lorin,« sprach Maurice, »komm und schau diese Frau an; Du bist entthront, Lorin; es gibt nun Jemand, den ich Dir vorziehe; für Dich hätte ich mein Leben geopfert; für sie, damit sage ich Dir nichts Neues Lorin, für sie habe ich meine Ehre geopfert.«

»Madame,« sprach Lorin mit einem Ernste, de bei ihm eine tiefe Erschütterung bezeichnete, »ich werde bemüht sein, Maurice mehr zu lieben, als Sie, daß nicht ganz und gar aufhört, mich zu lieben.«

»Setzen Sie sich, mein Herr,« erwiderte Geneviève lächelnd.

»Ja, setze Dich,« sprach Maurice, der, nachdem rechts die Hand seines Freundes, links die seiner Geliebten gedrückt hatte, sein Herz voll von aller Glückselig fühlte, nach der ein Mensch auf dieser Erde streben kam

»Du willst also nicht mehr sterben, Du willst Dich also nicht mehr tödten lassen?«

»Wie so?« fragte Geneviève.

»O, mein Gott! was für ein wankelmüthiges Thier ist doch der Mensch,« sagte Lorin, »wie sehr haben die Philosophen Recht, daß sie seinen Leichtsinn verachten. Sollten Sie es wohl glauben, Madame, hier ist Einer der sich gestern in das Feuer stürzen, in das Wasser werfen wollte, der erklärte, es sei keine Glückseligkeit mehr für ihn auf dieser Welt möglich, und nun finde ich ihn diesen Morgen heiter, lustig, das Lächeln auf den Lippen, das Glück aus der Stirne, das Leben im Herzen, vor einer wohlbestellten Tafel; es ist wahr, er ißt nichts, doch dies beweist nicht, daß er unglücklich ist.«

»Wie!« rief Geneviève, »er wollte dies Alles thun?

»Dies Alles, und noch viele andere Dinge, ich wen Ihnen das später erzählen, doch für den Augenblick hab ich gewaltig Hunger, das ist der Fehler von Maurice, der mich gestern Abend in dem ganzen Quartier Saint-Jacques umherlaufen ließ; erlauben Sie also, daß ich Ihr Frühstück angreife, welches, wie mir scheint, noch gar nicht berührt worden ist.«

»In der That, er hat Recht!« rief Maurice mit einer kindischen Freude; »wir wollen frühstücken, ich habe nichts gegessen und Sie auch nicht, Geneviève.«

Er beobachtete das Auge von Lorin bei diesem Namen; dieser aber verzog keine Miene.

»Ah! Du hattest also errathen, daß sie es war?« fragte Maurice.

»Bei Gott!« antwortete Lorin und schnitt sich ein großes Stück weiß und rosenfarbigen Schinken ab.

»Ich habe auch Hunger,« sagte Geneviève und reichte ihm ihren Teller.

»Lorin,« sprach Maurice, »ich war gestern Abend krank.«

»Du warst mehr als krank, Du warst verrückt.«

»Nun, ich glaube, Du bist diesen Morgen leidend.«

»Wie so?«

»Du hast noch keinen Vers gemacht.«

»Ich dachte in diesem Augenblicke daran,« versetzte Lorin.

»Weilt Phöbus in der Grazien Thor,  
Tönet die Lyra olympisch empor.  
Doch wenn Aphroditens Zauber ihn leiten,  
Verstummen der Lyra goldene Saiten.«

»Gut, das ist immerhin ein Quatrain,« sprach Maurice lachend.

»Und Du mußt Dich damit begnügen, da wir nun von etwas minder heiteren Dingen sprechen werden.«

»Was gibt es denn?« fragte Maurice unruhig.

»Ich werde nächstens die Wache in der Conciergerie haben.«

»In der Conciergerie!« versetzte Geneviève, »bei der Königin?«

»Bei der Königin. . . ich glaube, ja, Madame.«

Geneviève erbleichte, Maurice faltete die Stirne und machte Lorin ein Zeichen.

Dieser nahm sich abermals eine Schnitte Schinken doppelt so groß, als die erste.

Die Königin war in der That in die Conciergerie gebracht worden, wohin wir ihr nun folgen werden.

---

## XXXIV.

### *Conciergerie.*

An der Ecke des Pont au Change und des Quai aux Fleurs erheben sich Überreste vom alten Palaste des heiligen Ludwig, den man vorzugsweise den Palast nannte, wie man Rom die Stadt genannt hat, und der fortwährend diesen erhabenen Namen bewahrt, obgleich die einzigen Könige, die ihn bewohnen, Gerichtsschreiber, Richter und Proceßführende sind.

Es ist ein großes, düsteres Haus, das Haus der Justiz, das die strenge Göttin mehr fürchten, als lieben macht. Man sieht hier das ganze Geräthe und alle Attribute der menschlichen Rache in einem engen Raume vereinigt. Hier die Säle, wo man die Vorgeladenen bewacht, dort die wo man sie verurtheilt, weiter unten die Kerker, wo man sie einschließt, wenn sie verurtheilt sind; an der Thüre der kleine Platz, wo man sie, um sie ehrlos zu machen, mit dem glühenden Eisen brandmarkt; hundert und fünfzig Schritte endlich von dem ersten der andere größere Platz auf dem man sie tödtet, nämlich die Grève, wo man vollendet, was im Palast untermalt worden ist.

Die Justiz hat, wie man sieht, Alles unter der Hand. Diese ganze Partie aneinander gehängter, düsterer, grauer Gebäude mit den kleinen, vergitterten Fenstern, woran die gähnenden Gewölbe vergitterten Höhlen von wilden Thieren gleichen, welche sich an dem Quai des Lunettes hinziehen, ist die Conciergerie.

Dieses Gefängniß mit Kerkern, welche das Wasser der Seine mit seinem schwarzen Schleime befeuchtet, hat geheimnißvolle Ausgänge, die einst nach dem Flusse die Opfer führten, welche verschwinden zu lassen man sich veranlaßt sah.

Eine unermüdliche Lieferantin des Schafotts, war die Conciergerie im Jahr 1793 mit Gefangenen vollgepfropft, aus denen man in einer Stunde zum Tode Verurtheilte machte, in jener Zeit war das alte Gefängniß vom heiligen Ludwig wirklich der Gasthof des Todes.

Unter den Gewölben der Thore schaukelte sich in der Nacht eine Laterne mit rothem Feuer, ein düsteres Aushängeschild dieses Ortes der Schmerzen.

Am Vorabend des Tages, wo Maurice, Lorin und Geneviève mit einander frühstückten, erschütterte ein dumpfes Rollen das Pflaster des Quai und die Scheiben des Gefängnisses: dann hörte das Rollen vor dem gewölbten Thore auf, Gendarmen klopfen an dieses mit dem Griffe ihres Säbels; das Thor öffnete sich, der Wagen fuhr in den Hof, und als sich die Angeln hinter ihm gedreht, als die Riegel geklirrt hatten, stieg eine Frau aus.

Sogleich verschlang sie die vor ihr gähnende Pforte. Drei oder vier neugierige Köpfe, die sich beim Schimmer der Fackeln vorgestreckt hatten, um die Gefangene zu betrachten, und in der Halbtinte erschienen waren, tauchten sich wieder in die Dunkelheit; dann hörte man ein gemeines Gelächter und ein paar plumpe Worte des Abschieds, die unter den Männern, welche sich entfernten und die man wahrnahm, ohne sie zu sehen, ausgetauscht wurden.

Diejenige, welche man brachte, war innerhalb der ersten Pforte mit ihren Gendarmen geblieben; sie sah, daß sie noch durch eine zweite zu schreiten hatte, aber sie vergaß, daß man, um durch eine Pforte zu gelangen, zugleich den Fuß ausheben und den Kopf bücken muß, denn man findet unten eine Stufe, welche empor steht, und oben ein Gewölbe, das sich herabsenkt.

Ohne Zweifel noch nicht sehr gewöhnt an die Architektur der Gefängnisse, so lange sie sich auch in solchen aufgehalten hatte, vergaß die Gefangene, ihre Stirne zu bücken, und stieß sich heftig an der eisernen Stange.

»Haben Sie sich wehe getan, Bürgerin?« fragte einer von den Gendarmen.

»Es thut jetzt nichts mehr wehe,« antwortete sie ruhig.

Und sie ging weiter, ohne eine Klage von sich zu geben, obgleich man über der Augenbraue die blutige Spur sah, welche hier das Anstoßen an die eiserne Stange zurückgelassen hatte.

Bald gewahrte man den Lehnstuhl des Concierge, einen Lehnstuhl, der in den Augen der Gefangenen ehrwürdiger war, als es in den Augen der Höflinge der Thron eines Königs ist, denn der Concierge eines Gefängnisses ist der Spender der Gnaden, und jede Gnade ist wichtig für einen Gefangenen; häufig verwandelt die geringste Gunst seinen düsteren Himmel in ein leuchtendes Firmament.

In seinem Lehnstuhl sitzend, den er, von seiner Wichtigkeit überzeugt, trotz des Geräusches der Gitter und des rollenden Wagens, der einen neuen Gast verkündigte, nicht verlassen hatte, schnupfte der Concierge Richard seinen Tabak, schaute die Gefangene an, öffnete ein sehr fettiges Register und suchte eine Feder aus dem kleinen Tintenzeug von schwarzem Holz, woran die Tinte, auf dem Rande versteinert, in der Mitte noch ein wenig schlammige Feuchtigkeit bewahrte, wie in der Mitte des Kraters eines Vulkans immer noch ein wenig flüssige Materie bleibt.

»Bürger Concierge,« sagte der Anführer der Escorte,, »mache rasch den Eintrag, denn man erwartet uns ungeduldig bei der Gemeinde.«

»Oh! das wird nicht lange dauern,« versetzte der Concierge, indem er in sein Tintenfaß ein paar Tropfen Wein goß, welche im Grunde eines Glases übrig waren, »man hat, Gott sei Dank, eine Hand, welche dazu gemacht ist! Sage mir Deine Namen und Deine Vornamen, Bürgerin?«

Und er tauchte seine Feder in die improvisirte Tinte und schickte sich an, unten an die Seite, welche schon zu sieben Achteln voll war, die Neuangekommene einzutragen, während hinter seinem Stuhle stehend die Bürgerin Richard, eine Frau, aus deren Augen Wohlwollen sprach, mit beinahe ehrfurchtsvollem Erstaunen die Dame von zugleich so traurigem und so edlem und stolzen Anblick, welche ihr Gatte befragte, anschaute.

»Marie Antoinette Josephe von Lothringen, Erzherzogin von Oesterreich, Königin von Frankreich.«

»Königin von Frankreich!« wiederholte der Concierge, indem er sich erstaunt auf dem Arme seines Lehnstuhles erhob,

»Königin von Frankreich!« wiederholte die Gefangene in demselben Tone.

»Sonst genannt Witwe Capet,« sprach der Anführer der Escorte.

»Unter welchen von diesen zwei Namen soll ich sie einschreiben?« fragte der Concierge.

»Unter welchem Du willst, wenn Du sie nur schnell einschreibst,« erwiderte der Anführer der Escorte.

Der Concierge fiel in seinen Stuhl zurück und schrieb mit einem leichten Zittern die Vornamen, den Namen und den Titel nach der Angabe der Gefangenen ein, ein Eintrag, der noch heut zu Tage röthlich in dem Register sichtbar ist, in welchem die Ratten der revolutionären Conciergerie das Blatt gerade an der kostbarsten Stelle zernagt haben.

Die Richard stand immer noch hinter dem Stuhl ihres Mannes, nur hatte sie ein Gefühl

religiösen Mitleids die Hände zu falten bewogen.

»Ihr Alter?« fuhr der Concierge fort.

»Sieben und dreißig Jahre und neun Monate,« antwortete die Gefangene Richard schrieb wieder, entwarf dann das Signalement und schloß mit den besonderen Formeln und Noten.

»Gut,« sagte er, »es ist geschehen.«

»Wohin führt man die Gefangene?« fragte der Anführer der Escorte.

Richard nahm eine zweite Prise Tabak und schaute seine Frau an.

»Ah!« sagte diese, »wir waren nicht davon in Kenntniß gesetzt und wissen es kaum.«

»Suche,« versetzte der Brigadier.

»Da ist das Rathszimmer,« sagte die Frau.

»Hm! das ist sehr groß,« murmelte Richard.

»Desto besser; wenn es groß ist, kann man leicht Wachen hineinstellen.«

»Es mag also sein, das Rathszimmer,« sagte Richard, »doch es ist für den Augenblick unbewohnbar, denn es findet sich kein Bett darin.«

»Das ist wahr,« erwiderte die Frau, »daran dachte ich nicht.«

»Bah!« bemerkte einer von den Gendarmen, »man bringt morgen ein Bett hinein, und morgen ist bald da.«

»Übrigens kann die Bürgerin diese Nacht in unserem Zimmer zubringen, nicht wahr, Mann?« versetzte die Richard.

»Nun, und wir?« sagte der Concierge.

»Wir gehen nicht zu Bette; eine Nacht ist bald vorüber, wie der Bürger Gendarme gesagt hat.«

»So führt die Bürgerin in mein Zimmer,« sprach Richard.

»Während dieser Zeit schreibt Ihr uns den Empfangsschein, nicht wahr?«

»Ihr werdet ihn bei Eurer Rückkehr finden.«

Die Richard nahm ein Licht, das aus dem Tisch brannte, und ging voran,

Marie Antoniette folgte ihr, ohne ein Wort zu sagen, ruhig und bleich wie immer; zwei Kerkerknechte, denen die Richard ein Zeichen machte, schlossen den Zug. Man zeigte der Königin ein Bett, in welchem die Richard schleunigst weiße Tücher ausbreitete. Die Kerkerknechte stellten sich vor die Ausgänge, dann wurde die Thüre doppelt geschlossen und Marie Antoinette befand sich allein.

Wie sie diese Nacht hinbrachte, weiß Niemand, denn sie brachte sie von Angesicht zu Angesicht mit Gott hin.

Erst am andern Morgen wurde die Königin in das Rathszimmer versetzt, das ein langes Viereck bildete, dessen Eingangsthüre auf einen Corridor der Conciergerie führte, und das man in seiner ganzen Länge mit einem Verschlag durchschnitten hatte, der nicht die Höhe der Decke erreichte.

Die eine von den Abteilungen war das Zimmer der Wachmannschaft.

Die andere das der Königin.

Ein mit dicken eisernen Stangen vergittertes Fenster beleuchtete jede von diesen zwei Zellen.

Ein Windschirm, der die Stelle einer Thüre einnahm, trennte die Königin von ihren Wächtern

und schloß die Öffnung in der Mitte.

Dieses ganze Gemach war mit Backsteinen beplattet.

Die Wände waren einst mit einem Rahmen von vergoldetem Holz geschmückt gewesen, von welchem noch die Fetzen einer mit Lilien besäten Tapete herabgingen.

Ein Bett dem Fenster gegenüber und ein Stuhl, dies war die ganze Ausstattung des königlichen Gefängnisses.

Als die Königin eintrat, verlangte sie ihre Bücher und ihre Arbeit.

Man brachte ihr die *Revolution von England*, welche sie im Temple angefangen hatte, die *Reisen des jungen Anarchasis* und ihre Stickerei.

Die Gendarmen quartierten sich ihrerseits in der anstoßenden Zelle ein. Die Geschichte hat ihre Namen aufbewahrt, wie sie es mit den geringsten Wesen thut, welche das Mißgeschick mit großen Katastrophen in Verbindung bringt, wodurch sie aus sich ein Bruchstück des Lichtes wiederstrahlen sehen, das der Blitz ausschleudert, wenn er die Throne der Könige oder die Könige selbst zerschmettert.

Sie hießen Duchesne und Gilbert.

Die Gemeinde hatte diese zwei Männer bezeichnet, welche sie als gute Patrioten kannte, und sie sollten in ihrer Zelle als beständiger Posten bleiben, bis der Urtheilsspruch über Marie Antoinette erfolgt wäre: man hoffte durch dieses Mittel die beinahe unvermeidlichen Unregelmäßigkeiten eines Dienstes zu beseitigen, welcher mehrere Male im Tage wechselt, und übertrug dadurch den Wächtern eine furchtbare Verantwortlichkeit.

Die Königin wurde schon an diesem Tage durch das Gespräch der zwei Männer, von denen jedes Wort bis zu ihr gelangte, wenn sie nicht irgend ein Grund veranlaßte, die Stimme zu dämpfen, die Königin, sagen wir, wurde von dieser Maßregel unterrichtet; sie fühlte darüber Freude und Unruhe, denn wenn sie sich einerseits sagte, diese Männer müßten sehr sicher sein, da man sie unter so Vielen gewählt, so bedachte sie andererseits, daß ihre Freunde viel mehr Gelegenheit finden würden, zwei bekannte Wächter, welche beständig auf dem Posten wären, zu bestechen, als hundert unbekanntes, von dem Zufall bezeichnete, welche unversehens und für einen einzigen Tag an ihr vorübergingen.

In der ersten Nacht rauchte einer der Gendarmen seiner Gewohnheit gemäß, ehe er zu Bette ging; der Tabakseruch drang durch die Öffnungen des Verschlags und bedrückte die unglückliche Königin, bei der das Mißgeschick, statt sie abzustumpfen, alle Feinheiten der Sinne geschärft hatte.

Bald fühlte sie sich betäubt von den übelriechenden Dünsten, es ergriff sie wie ein verwirrender Schwindel; doch ihrem Systeme eines unbezähmbaren Stolzes getreu, beklagte sie sich nicht.

Während sie in jenem schmerzlichen Wachen verharrte und nichts die Stille der Nacht störte, glaubte sie etwas wie ein Seufzen zu hören, das von Außen kam; dieses seufzen war traurig und lange ausgedehnt, es war etwas Düsteres, Durchdringendes, wie das Geräusch des Windes in den öden Hausgängen, wenn der Sturm eine menschliche Stimme entlehnt, um den Leidenschaften der Elemente Leben zu geben.

Bald erkannte sie, daß das Geräusch, welches sie Anfangs beben gemacht, das schmerzhafteste, beharrliche Geschrei, die finstere Klage eines aus dem Quai heulenden Hundes war. Sie dachte an ihren armen Black, an den sie in dem Augenblick nicht gedacht hatte, wo man sie aus dem

Temple wegführte, und dessen Stimme sie nun zu erkennen glaubte. Das arme Thier, das seine Gebieterin aus zu viel Wachsamkeit verlor, war in der That unsichtbar hinter ihr hinabgestiegen, ihrem Wagen bis zu dem Gitter der Conciergerie gefolgt, und hatte sich nur von hier entfernt, weil es durch die doppelte eiserne Platte, die sich hinter ihr geschlossen, hätte entzwei geschnitten werden müssen.

Doch bald war das arme Thier zurückgekehrt, es begriff, daß man seine Gebieterin in dieses große steinerne Grab eingeschlossen, rief ihr heulend und wartete, zehn Schritte von der Schildwache, auf die Liebkosung einer Antwort.

Die Königin antwortete durch einen Seufzer, der ihre Wächter aufmerksam horchen machte.

Doch da dieser Seufzer der einzige war und kein Geräusch in dem Zimmer von Marie Antoinette daraus erfolgte, so beruhigten sich die Wächter bald wieder und versanken in ihren halbwachen Zustand.

Am andern Morgen bei Tagesanbruch war die Königin ausgestanden und angekleidet. An dem vergitterten Fenster sitzend, dessen Licht, durch die eisernen Stangen gedämpft, bläulich auf ihre abgemagerten Hände fiel, las sie scheinbar, doch ihr Geist war sehr fern von dem Buch.

Der Gendarme Gilbert öffnete den Windschirm ein wenig und schaute sie stillschweigend an; Marie Antoinette hörte das Geräusch des Schirmes, der sich den Boden streifend auf sich selbst drehte, doch sie schaute nicht empor.

Sie saß so, daß die Gendarmen ihren Kopf völlig von diesem Morgenlichte übergossen sehen konnten.

Der Gendarme Gilbert bedeutete seinem Kameraden durch ein Zeichen, er möge mit ihm durch die Öffnung schauen,

Duchesne näherte sich.

»Siehst Du,« sagte Gilbert mit leiser Stimme, siehst Du, wie bleich sie ist; das ist furchtbar; ihre roth geränderten Augen offenbaren, daß sie leidet: man sollte glauben, sie habe geweint.«

»Du weißt wohl, daß die Witwe Capet nie weint.« entgegnete Duchesne; »sie ist viel zu stolz hierzu.«

»Dann ist sie krank,« sprach Gilbert.

Und die Stimme erhebend, fragte er:

»Sage doch, Bürgerin Capet, bist Du krank?«

Die Königin schlug langsam die Augen auf und ihr Blick richtete sich klar und forschend aus diese zwei Männer,

»Sprechen Sie mit mir, meine Herren?« sagte sie mit einer Stimme voll Sanftheit, denn sie hatte eine Nuance von Theilnahme in dem Tone desjenigen, welcher das Wort an sie gerichtet, zu bemerken geglaubt.

»Ja, Bürgerin, mit Dir,« erwiderte Gilbert, »wie fragen Dich, ob Du krank seist.«

»Warum dies?«

»Weil Du sehr rothe Augen hast.«

»Und weil Du zu gleicher Zeit sehr bleich bist,« fügte Duchesne bei.

»Ich danke, meine Herren. Nein, ich bin nicht krank; ich habe nur in dieser Nacht viel gelitten.«

»Ah! ja, Dein Kummer.«



»Nein, meine Herren, da mein Kummer stets derselbe ist und mich die Religion denselben zu dem Fuße des Kreuzes niederlegen gelehrt hat, so macht er mich nicht einen Tag mehr leiden, als den andern; nein, ich bin krank, weil ich in dieser Nacht nicht geschlafen habe.«

»Ah! die Neuheit der Wohnung, die Veränderung des Bettes,« sagte Duchesne.

»Und dann ist die Wohnung nicht schön,« fügte Gilbert bei.

»Das ist es ebenfalls nicht, meine Herren,« versetzte die Königin dm Kopf schüttelnd.  
»Häßlich oder schön, meine Wohnung ist mir gleichgültig«

»Was ist es denn?«

»Was es ist?«

»Ja.«

«Ich bitte Sie um Vergebung, wenn ich es Ihnen sage, doch ich war ungemein belästigt von dem Tabaksgeruche, den der Herr noch in diesem Augenblick ausdampft.«

Gilbert rauchte in der That, was übrigens seine gewöhnliche Beschäftigung war.

»Ah! mein Gott,« rief er, ganz bewegt durch die Sanftmuth, mit der die Königin zu ihm sprach. »Das iß es?. . . Warum sagtest Du es mir nicht, Bürgerin?«

»Weil ich mich nicht für berechtigt hielt, Sie in ihren Gewohnheiten zu beengen, mein Herr.«

»Oh! Du sollst wenigstens durch mich nicht mehr belästigt werden,« sagte Gilbert, indem er seine Pfeife wegwarf, welche auf dem Boden zerbrach; »denn ich werde nicht mehr rauchen.«

Und er wandte sich um, führte seinen Gefährten weg und schloß den Windschirm.

»Möglich, daß man ihr den Kopf abschlägt, das ist die Lache der Nation, doch wozu diese Frau leiden lassen? Wir sind Soldaten und keine Henker wie Simon.«

»Was Du da machst, ist ein wenig aristokratisch, Kamerad,« versetzte Duchesne den Kopf schüttelnd,

«Was nennst Du aristokratisch? sprich, erkläre mir das ein wenig.«

»Ich nenne aristokratisch Alles, was die Nation quält und ihren Feinden Vergnügen macht.«

»Deiner Ansicht nach quäle ich also die Nation, weil ich aufhöre, die Bürgerin Capet einzuräuchern. Stille doch! Siehst Du,« fuhr der brave Mann fort, »ich erinnere mich nur meines Schwures, den ich dem Vaterland geleistet, und des Befehls, den mir mein Brigadiers geben hat. Meinen Befehl weiß ich auswendig: die Gefangene nicht ent schlüpfen lassen; Niemand bei ihr eindringen lassen; jede Correspondenz verhindern, die sie zu knüpfen oder unterhalten wollte, und aus meinem Posten sterben. Dies habe ich versprochen, und ich werde es tun. Es lebe die Nation!«

»Was ich Dir da sage,« versetzte Duchesne, sage ich nicht, weil ich Dir böse bin, im Gegentheil; doch ich wäre mir unangenehm, wenn Du Dich gefährden würdest.«

»Stille! hier kommt Jemand.«

Die Königin hatte kein Wort von dieser Unterredung verloren, obgleich sie mit leiser Stimme geführt worden war: die Gefangenschaft verdoppelt die Schärfe der Sinne.

Das Geräusch, das die Aufmerksamkeit der zwei Wächter erregt hatte, rührte von den Tritten mehrerer Personen her, welche sich der Thüre näherten.

Die Thüre öffnete sich. Zwei Municipale traten, gefolgt von dem Concierge und einigen Kerkerknechten, ein.

»Nun!« fragten sie, »was macht die Gefangene?«

»Sie ist dort,« antworteten die zwei Gendarmen.

»Wie ist ihre Wohnung?«

»Seht selbst!« antwortete Gilbert und klopfte an den Windschirm.

»Was wollen Sie?« fragte die Königin.

»Es ist der Besuch der Gemeinde, Bürgerin Capet.

»Dieser Mann ist gut,« dachte Marie Antoinette, »und wenn meine Freunde wollen . . .«

»Es ist gut, es ist gut,« sagten die Municipale, in dem sie Gilbert auf die Seite schoben und bei der Königin eintraten; »es Bedarf nicht so vieler Umstände.«

Die Königin schaute nicht empor, und aus ihrer Unbeweglichkeit zu schließen hätte man denken sollen, sie habe weder gesehen, noch gehört, was vorging, und glaubet sich immer noch allein.

Die Abgeordneten der Gemeinde nahmen ängstlich alle Einzelheiten der Stube in Augenschein, untersuchten das Täfelwerk, das Bett, die Gitterstangen des Fensters, das in den Frauenhof ging, empfahlen den Gendarmen die ängstlichste Wachsamkeit und entfernten sich wieder, ohne ein Wort an Marie Antoinette zu richten, und ohne daß diese ihre Anwesenheit bemerkt zu haben schien.

---

## XXXV.

### *Die Salle des Pas-Perdus.*

Gegen das Ende desselben Tages, an welchem wir die Municipale mit einer ängstlichen Sorgfalt das Gefängniß der Königin haben untersuchen sehen, ging ein Mann in einer grauen Carmagnole, den Kopf bedeckt mit dicken, schwarzen Haaren, und über diesen schwarzen Haaren mit einer von jenen Pelzmützen, welche damals die übertriebensten Patrioten unter dem Volke auszeichnete, in dem großen Saale spazieren, den man philosophisch die salle des Pas-Perdus nannte, und schien sehr aufmerksam die Hin- und hergehenden zu betrachten, welche die gewöhnliche Bevölkerung dieses Saales bilden, eine Bevölkerung die ungemein in jener Zeit vermehrt war, wo der Proceß eine höhere Bedeutung erlangt hatte, und wo man kaum mehr anders plaidirte, als um seinen Kopf den Henkern oder dem Bürger Fouquier-Tinville, ihrem unermüdlichen Lieferanten, streitig zu machen.

Die Haltung, welche der Mann, dessen Portrait wir skizzirten, angenommen hatte, war eine Haltung von sehr gutem Geschmack: die Gesellschaft war in jener Zeit in zwei Klassen getheilt, in die Wölfe und in die Schafe; die einen mußten natürlich den andern Angst machen, weil die eine Hälfte der Gesellschaft die andere verschlang.

Unser ungestümer Spaziergänger war von kleinem Wuchse; er schwang mit einer schwarzen, schmutzigen Hand einen von jenen Knütteln, die man Constitutionen nannte, es ist nicht zu leugnen, die Hand, welche diese furchtbar Waffe die Lust durchschneiden ließ, müßte Jedem klein vorgekommen sein, der sich das Vergnügen gemacht hätte diesem seltsamen Manne gegenüber die Rolle des Inquisitors zu spielen, die er sich in Beziehung auf die Anderen, angemaßt hatte; doch Niemand hätte es gewagt, einen Mann von so furchtbarem Aussehen zu kontrollieren.

Der Mann mit dem Knüttel bereitete in der That eine nicht geringe Unruhe gewissen Schreibern, die über die öffentliche Frage stritten, welche in jener Zeit immer schlimmer oder immer besser zu gehen anfang, je nachdem man die Sache aus dem konservativen oder aus dem revolutionären Gesichtspunkte betrachtet. Diese braven Leute beschauten aus einem Augenwinkel seinen langen, schwarzen Bart, sein grünliches, unter bürstenartig buschigen Brauen eingerahmtes Auge und zitterten, so oft der Spaziergang des furchtbaren Patrioten, der die Salle des Pas-Perdus in ihrer ganzen Länge in Anspruch nahm, ihnen denselben näherte

Dieser Schrecken rührte hauptsächlich davon her, da der Mann mit dem Knüttel, so oft es Jemand in den Sinn kam, sich ihm zu nähern oder gar ihn aufmerksam anzuschauen, auf den Platten seine gewichtige Waffe . schallen ließ, welche den Steinen, aus die sie fiel, bald einen matten, dumpfen, bald einen sonoren, scharfe Ton entriß.

Doch nicht allein die erwähnten Schreiber, die man gewöhnlich unter dem Namen der Ratten des Palastes bezeichnet, empfanden diesen furchtbaren Eindruck, sondern auch verschiedenen Menschen, welche in die Salle des Pas-Perdus durch ihre große Pforte, oder durch eine von ihren engen Bomitorien eintraten und eiligst vorübergingen, wenn sie den Mann mit dem Knüttel erblickten, der seine Wanderung von einem Ende des Saales zum andern lässig fortsetzte und

jeden Augenblick einen Vorwand fand, seinen Knüttel auf den Platten schallen zu lassen.

Wären die Schreiber minder erschrocken und die Spaziergänger hellsehender gewesen, so würden sie ohne Zweifel entdeckt haben, daß unser Patriot, launenhaft wie alle exentrischen oder extreme Naturen, gewissen Platten einen Vorzug zu geben schien, denjenigen zum Beispiel, welche, in geringer Entfernung von der Mauer rechts oder ungefähr mitten im Saale liegend, die reinsten und stärksten Töne von sich gaben.

Er drängte endlich seinen Zorn auf einigen Platten zusammen und dies waren besonders die Platten im Mittelpunkte. Einen Augenblick vergaß er sich sogar so weit, daß er stehen blieb, um mit dem Auge etwas wie eine Entsernung zu messen.

Diese geistige Abwesenheit dauerte allerdings nur kurze Zeit und er nahm bald wieder den wilden Ausdruck in seinem Blicke an, den ein Blitz der Freude ersetzt hatte.

Beinahe in derselben Minute trat ein anderer Patriot in (jener Zeit war Jedem seine Meinung auf seine Stirne, oder vielmehr auf seine Kleider geschrieben,) beinahe in derselben Minute, sagen wir, trat ein anderer Patriot durch die Thüre der Gallerie ein und kreuzte, ohne daß es schien, als theilte er nur im Geringsten den Eindruck des Schreckens, den der erste einflößte, seinen Spaziergang mit einem Schritte, der dem seinigen beinahe gleich war, so sie sich ungefähr in der Hälfte des Saales begegneten.

Der Neuangekommene trug wie der Andere eine Pelzmütze, eine Carmagnole, und hatte schmutzige Hände und einen Knüttel, dabei hatte er außerdem noch einen großen Säbel, der ihm an die Waden schlug; was übrigens den zweiten noch furchtbarer machte, als den ersten, war, daß er in demselben Grade, in welchem der Anblick des einen Schrecken erregte, ein falsches, gehässiges, gemeines Gesicht hatte.

Obgleich diese zwei Männer derselben Sache anzugehören und dieselbe Meinung zu theilen schienen, wagten doch die Anwesenden einen Blick, um zu sehen, was, nicht auf ihrem Zusammentreffen, denn sie marschirten nicht gerade auf derselben Linie, sondern aus ihrer Annäherungen hervorgehen würde. Bei dem ersten Gange wurde ihre Erwartung getäuscht; die zwei Patrioten begnügten sie einen Blick zu wechseln, und sogar dieser Blick machte des kleineren von beiden leicht erbleichen; nur war an der unwillkührliche Bewegung seiner Lippen sichtbar, daß die Blässe nicht durch ein Gefühl der Furcht, sondern durch Ekel veranlaßt wurde.

Und dennoch, als ob der erste Patriot eine gewaltige Anstrengung gegen sich selbst gemacht hätte, und dennoch hellte sich sein bis dahin so zurückstoßendes Gesicht auf, etwas wie ein Lächeln, das freundlich zu sein suchte, schwebte über seinen Lippen hin, und er lenkte seinen Spaziergang leicht auf die linke Seite, offenbar in der Absicht, den zweiten Patrioten in dem seinigen aufzuhalten.

Ungefähr im Mittelpunkte trafen sie zusammen.

»Ei, bei Gott! das ist der Bürger Simon,« sagte der erste Patriot.

»Er selbst; doch was willst Du von dem Bürger Simon und wer bist Du vor Allem?«

»Stelle Dich doch, als ob Du mich nicht kenne würdest!«

»Ich kenne Dich durchaus nicht, und zwar aus einem, vortrefflichen Grunde, weil ich Dich nie gesehen habe.«

»Gehe doch! Du solltest denjenigen nicht kennen, de die Ehre gehabt hat, den Kopf der Lamballe zu tragen?

Mit einer dumpfen Wuth ausgesprochen, stürzten diese Worte gleichsam brennend aus dem

Munde des Patrioten mit der Carmagnole hervor. Simon bebte.

»Du?« versetzte er, »Du?«

»Nun, Du wunderst Dich darüber . . . Ah! Bürger, ich glaubte, Du wärest ein besserer Kenner von Freunden. von Getreuen. Ich bemitleide Dich.«

»Was Du getan hast, ist sehr gut; doch ich kannte Dich nicht,« sagte Simon.

»Es ist mehr Vortheil dabei, wenn man den kleinen Capet bewacht, man ist mehr im Gesichte, denn ich kenne Dich und schätze Dich.«

»Ah! ich danke.«

»Keine Ursache . . . Du gehst also spazieren?«

»Ja, ich erwarte Jemand; und Du?«

»Ich auch.«

»Wie heißest Du, ich werde im Club von Dir sprechen.«

»Ich heiße Theodor.«

»Und dann?«

«Und dann, das ist Alles; genügt Dir das nicht?«

»Oh! Vollkommen . . . Wen erwartest Du, Bürger Theodor?«

«Einen Freund, dem ich eine gute kleine Anzeige machen will.«

In der That! erzähle mir das.«

»Eine Aristokratenbrut.«

»Sie heißt?«

»Wahrhaftig, ich kann es nur meinem Freund sagen.«

»Du hast Unrecht, denn hier kommt der meinige aus uns zu und mir scheint, dieser kennt das Verfahren hinreichend, um Deine Angelegenheit auf der Stelle zu ordnen . . .«

»Fouquier-Tinville!« rief der erste Patriot. »Nur dieses, lieber Freund.«

»Nun wohl, das ist gut . . . guten Morgen, Bürger Fouquier.«

Bleich, ruhig, seiner Gewohnheit gemäß schwarze, tief unter dicken Brauen liegende Augen weit aufsperrend, kam Fouquier Tinville, sein Register in der Hand, seine Akten unter dem Arm aus einer Seitenthüre hervor.

«Guten Morgen, Simon,« sagte er, »was gibt es Neues?«

»Vielerlei; zuerst eine Anzeige des Bürger Theodor, der den Kopf der Lamballe getragen hat. Ich stelle ihn Dir vor.«

Fouquier heftete rasch seinen gescheiterten Blick aus den Patrioten, den dieses scharfe Anschauen, trotz der muthigen Spannung seiner Nerven, beunruhigte.

»Theodor,« sagte er, »wer ist dieser Theodor?«

»Ich,« antwortete der Mann mit der Carmagnole.

»Du hast den Kopf der Lamballe getragen, Du?« versetzte der öffentliche Ankläger mit einem sehr scharfen, Ausdruck des Zweifels.

»Ich, in der Rue Saint-Antoine.«

»Aber ich kenne auch Einen, der sich dessen rühmt,« sagte Fouquier.

»Ich kenne zehn,« entgegnete muthig der Bürger Theodor; »doch da diese etwas verlangen und ich nichts verlange, so hoffe ich den Vorzug zu haben.«

Dieser Zug machte Simon lachen und entrunzelte Fouquier.

»Du hast Recht,« sagte er, »und wenn Du es auch nicht getan hast, so hättest Du es thun müssen, laß uns, ich bitte Dich, Bürger, Simon hat mir etwas zu sagen.«

Theodor entfernte sich, sehr wenig verletzt durch die Offenherzigkeit des öffentlichen Anklägers.

»Warte einen Augenblick,« rief Simon, »schicke ihn nicht so weg, höre zuerst die Anzeige, die er uns bringt.«

»Ah!« machte Fouquier-Tinville mit zerstreuter Miene, »eine Anzeige?«

»Ja, eine Brut,« fügte Simon bei.

»Gut, so sprich, wovon handelt es sich?«

»Oh! es ist beinahe nichts, der Bürger Maison-Rouge und einige Freunde.«

Fouquier machte einen Sprung rückwärts, Simon hob die Arme zum Himmel empor.

»Wahrhaftig!« riefen sie gleichzeitig.

»Reine Wahrheit, wollt Ihr sie fangen.«

.Aus der Stelle, wo sind sie?«

»Ich habe den Maison-Rouge in der Rue de la Grande-Truanderie getroffen.«

»Du täuschst Dich, er ist nicht in Paris,« entgegnete Fouquier.

»Ich habe ihn gesehen, sage ich Dir.«

»Unmöglich, man hat hundert Menschen mit seiner Verfolgung beauftragt, und er würde sich nicht in den Straßen zeigen.«

»Er! Er! Er!« versetzte der Patriot, »ein großer Mann, braun, stark wie drei Starke und bärtig wie ein Bär.«

Fouquier zuckte verächtlich die Achseln und erwiderte:

»Abermals eine Albernheit, Maison-Rouge ist klein, vager und hat nicht ein Barthaar.«

Der Patriot ließ seine Arme mit bestürzter Miene Miene sinken.

»Gleichviel, die gute Absicht gilt für die That. Nun ist es an uns, Simon, beeile Dich, man erwartet mich in der Kanzlei, es ist die Stunde, wo die Karren abgehen.«

»Nun, nichts Neues; bei dem Kinde geht es gut,«

Der Patriot wandte den Rücken, um nicht indiskret zu scheinen, jedoch so, daß er hören konnte.

»Ich gehe, wenn ich belästige,« sagte er.

»Adieu,« sprach Simon.

»Guten Morgen,« versetzte Fouquier,

»Sage Deinem Freunde, Du habest Dich getäuscht,« fügte Simon bei.

»Gut, ich erwarte ihn.«

Theodor trat ein wenig aus die Seite und stützte sich auf seinen Knüttel.

»Ah! bei dem Kleinen geht es gut,« versetzte nun Fouquier, »doch wie steht es mit dem Sittlichen?«

»Ich knete ihn nach Belieben.«

»Er spricht also?

»Wann ich will.«

»Ich glaube, er könnte in dem Prozesse von Antoinette zeugen?«

»Ich glaube es nicht nur, ich bin dessen gewiß.«

Theodor lehnte sich an einen Pfeiler an und hatte das Auge gegen die Thüre gerichtet, doch dieses Auge war ohne einen bestimmten Blick, während die Ohren entblößt, und gespannt unter der großen Pelzmütze erschienen. Er sah vielleicht nichts, hörte aber sicherlich etwas.

»Bedenke wohl,« sagte Fouquier, »laß die Commission nicht das machen, was man einen Schreibersschritt nennt.<sup>8</sup> Du bist sicher, daß Capet sprechen wird?«

»Er wird Alles sagen, was ich will.«

»Er hat Dir das gesagt, was wir ihn fragen werden?«

»Er hat es mir gesagt.«

»Was Du da versprichst, ist wichtig, Bürger Das Geständniß des Kindes bringt seiner Mutter den Tod.«

»Bei Gott, ich rechne darauf.«

»Man wird nichts Aehnliches gesehen haben, seit dem, Bekenntnissen, welche Nero Narcissus machte,« murmelte Fouquier mit düsterem Tone; »noch einmal, bedenke wohl Simon.«

»Bürger, man sollte glauben, Du hältst mich für einen Dummkopf, daß Du mir immer dasselbe wiederholst. Höre folgenden Vergleich: Wenn ich Leder in da Wasser lege, wird es geschmeidig?«

»Ich weiß das nicht,« versetzte Fouquier.

»Es wird geschmeidig. Nun wohl; der kleine Capet wird in meinen Händen so geschmeidig als das Leder. Ich habe mein eigenes Verfahren zu diesem Ende.

»Es sei,« sagte Fouquier; »das ist Alles, was Du mir sagen wolltest?«

»Alles. . . doch nein, ich vergaß eine Anzeige,«

»Immer und immer! Du willst mich also mit Geschäften überladen?«

»Man muß dem Vaterlande dienen.«

Simon reichte Fouquier ein kleines Papier, so schwarz als eines von den Ledern, von denen er so eben gesprochen, doch sicherlich minder geschmeidig. Fouquier nahm es und las.

»Abermals Dein Bürger Lorin! Du hassest diesen Mann also ungemein?«

»Ich finde ihn stets feindlich gegen das Gesetz. Er sagte: »»Adieu, Madame,«« zu einer Frau, die ihn gestern Abend von einem Fenster aus grüßte. Morgen hoffe ich Dir ein paar Worte über einen andern Verdächtigen mittheilen zu können, über jenen Maurice, der bei der Geschichte mit der Nelke Municipal im Temple war.«

»Genau, genau!« sagte Fouquier, Simon zulächelnd.

Er reichte ihm die Hand und wandte den Rücken mit einer Eilfertigkeit, welche wenig zu Gunsten des Schusters sprach.

»Was Teufels soll ich genau angeben? Man hat Leute guillotiniert, welche weniger getan.«

»Ei! Geduld, Geduld,« erwiderte Fouquier ruhig; »man kann nicht Alles auf einmal thun.«

Und er kehrte mit raschem Schritte unter die Pforte zurück. Simon suchte mit den Augen den Bürger Theodor, um sich mit ihm zu trösten. Er sah ihn nicht mehr im Saal.

Kaum trat er aus dem östlichen Gitter, als Theodor wieder an der Ecke einer Schreiberhütte erschien. Der Bewohner der Hütte begleitete ihn.

»Um wie viel Uhr schließt man die Gitter?« sagte Theodor zu diesem Mann.

»Um fünf Uhr.«

»Und was geschieht dann?«

»Nichts; der Saal ist leer bis zum andern Tag.«

»Keine Runden? kein Visitiren?«

»Nein, mein Herr, unsere Baracken werden mit dem Schlüssel geschlossen.«

Bei dem Worte Herr runzelte Theodor die Stirne und schaute mißtrauisch umher.

»Die Hebestange und die Pistolen sind in der Baracke?« sagte er.

»Ja, unter dem Teppich.«

»Kehre zurück. . . doch zeige mir zuvor noch das Zimmer jenes Tribunals, dessen Fenster nicht vergittert ist und das auf einen Hof bei der Place Dauphine geht.

»Links zwischen den Pfeilern, unter der Laterne.«

»Gut, Gehe und halte die Pferde am bezeichneten Orte bereit.«

»Oh! gut Glück, mein Herr, gut Glück!. . . zählen Sie auf mich.«

»Das ist der günstige Augenblick, Niemand schaut, öffne Deine Baracke.«

»Es ist geschehen, mein Herr, ich werde für Sie beten!«

»Nicht für mich mußt Du beten! Gott besohlen.«

Und nach einem beredten Blicke schlüpfte der Bürger so behende und geschickt unter das kleine Dach der Baracke, daß er verschwand, wie es der Schatten des Schreibers getan hätte, der die Thüre schloß.

Dieser würdige Schreiber zog den Schlüssel aus dem Schlosse, nahm Papiere unter den Arm und verließ den Saal mit den wenigen Beamten, welche der Schlag der fünf Uhr wie eine Nachhut verspäteter Bienen aus den Kanzleien trieb.

---



## XXXVI.

*Der Bürger Theodor.*

Die Nacht hatte in ihren großen, grauen Schleier den ungeheuren Saal gehüllt, dessen unglückliche Ecken die Ausgabe haben, das scharfe Wort der Advokaten und die flehenden Worte der Kläger und Beklagten zu wiederholen.

In einer gewissen Entfernung von einander schien mitten in der Dunkelheit eine weiße Säule wie ein diesen heiligen Ort beschützender Geist im Saal zu wachen.

Das einzige Geräusch, das sich in dieser Dunkelheit hören ließ, war das Geknaupel und der Galopp der Ratten, welche die in den Hütten der Schreiber enthaltenen Papiergöße zernagten, nachdem sie mit dem Zernagen des Holzes angefangen.

Man hörte auch wohl zuweilen das Geräusch eines Wagens, das bis zu diesem Heiligthum der Themis drang, wie ein Akademiker sagen würde, und ein unbestimmtes Klirren von Schlüsseln, das unter der Erde hervorzukommen schien; doch Alles dies ertönte in der Ferne und nichts hebt so sehr die vollkommene Stille hervor, als ein entferntes Geräusch, wie nichts so sehr die Dunkelheit hervorhebt, als die Erscheinung eines entfernten Lichtes.

Gewiß wäre derjenige von einem schwindelartigen Schrecken ergriffen worden, welcher sich zu dieser Stunde in den weiten Saal des Palastes gewagt hätte, dessen Kauern außen noch roth waren von dem Blut der Opfer des September, dessen Treppen an demselben Tage fünf und zwanzig zum Tode Verurtheilte hatten hinabsteigen sehen, und dessen Platten nur eine Dicke von ein paar Fuß von den mit gebleichten Skeletten bevölkerten Kerkern der Conciergerie trennte.

Doch mitten in dieser furchtbaren Nacht, mitten in diesem feierlichen Stillschweigen, ließ sich ein schwaches Knirschen hören; die Thüre einer Schreiberhütte drehte sich aus ihren Angeln und ein Schatten, schwärzer als der Schatten der Nacht, schlüpfte vorsichtig aus der Baracke.

Dann streifte der wüthende Patriot, den man ganz leise Herr nannte und der ganz laut Theodor zu heißen behauptete, mit leichtem Fuße die holperigen Platten.

Er hielt in der rechten Hand eine schwere eiserne Hebestange und sicherte mit der linken in seinem Gürtel eine Pistole mit zwei Läufen.

»Ich habe zwölf Platten von dem Laden an gezählt,« murmelte er; »hier ist das Ende der ersten.«

Und während er rechnete, betastete er mit der Fußspitze die Spalte, welche die Zeit zwischen jeder Fuge der Steine noch fühlbarer macht.

»Habe ich meine Maßregeln auch gut genommen?« murmelte er; »werde ich stark genug sein? Wird sie Muth genug haben? Oh! ja, denn ihr Muth ist mir bekannt. Oh! mein Gott! wenn ich ihre Hand nehme und zu ihr sage: »»Madame, Sie sind gerettet!««

Er blieb stehen, wie niedergedrückt unter dem Gewichten einer solchen Hoffnung.

»Oh! fuhr er fort, »verwegener, wahnsinniger Versuch! werden die Anderen sagen, indem sie sich unter ihre Decken stecken oder sich damit begnügen, daß sie als Lackeien verkleidet um die Conciergerie herstreichen; aber bei ihnen ist nicht der Fall, was bei mir der Fall ist, um so viel zu

wagen; ich will nicht nur die Königin retten, ich will hauptsächlich die Frau retten. Auf, zum Werke, und wiederholen wir noch einmal unsere Aufgabe. Die Platte aufheben, das ist nichts; sie offen lassen, darin liegt die Gefahr, denn es kann eine Runde kommen; doch es kamen nie Runden. Man hat keinen Verdacht, denn ich habe keine Genossen, und dann, wie viel Zeit braucht es für einen Eifer wie der meinige ist, um den düsteren Gang zu durchdringen? In drei Minuten bin ich unter ihrem Zimmer, in fünf weiteren Minuten hebe ich den Stein auf, der ihrem Kamin als Herd dient; sie wird mich arbeiten hören, doch sie hat zu viel Festigkeit, um darüber zu erschrecken; sie wird begreifen, daß ein Befreier naht; sie wird von zwei Männern bewacht; ohne Zweifel werden diese zwei Männer herbeieilen. Nun! was sind im Ganzen zwei Männer,« sagte der Patriot mit einem finsternen Lächeln, indem er abwechselnd die Waffe, die er in seinem Gürtel hatte, und die anschaute, welche er in seiner Hand hielt; »zwei Männer, das braucht einen Doppelschuß mit dieser Pistole, oder zwei Schläge mit dieser eisernen Stange; arme Leute! Oh! es sind wohl Andere gestorben, welche nicht mehr schuldig waren. Vorwärts!«

Und der Bürger Theodor drückte entschlossen seine Hebestange zwischen die Fuge von zwei Platten.

In demselben Augenblick schlüpfte ein scharfes Licht wie eine goldene Furche über die Platten hin, ein durch das Echo des Gewölbes wiederholtes Geräusch bewog den Verschwörer, sich umzuwenden, und mit einem einzigen Sprunge kehrte dieser in die Hütte zurück und verbarg sich in derselben.

Bald drangen Stimmen, geschwächt durch die Entfernung, geschwächt auch durch die Gemüthsbewegung, welche sich aller Menschen zur Nachtzeit in einem weiten Gebäude bemächtigt, an das Ohr von Theodor.

Er bückte sich und sah durch eine Öffnung der Hütte einen Mann in militärischer Tracht, dessen großer Säbel, auf den Platten wiederhallend, eines von den Geräuschen veranlaßte, die seine Aufmerksamkeit erregt hatten; dann einen Mann in pistaziengrünem Rocke, der einen Meßstab in der Hand und Papierrollen unter seinem Arme hielt: dann einen dritten in einem Wammse von Ratine und mit einer Pelzmütze, und endlich einen vierten mit Holzschuhen und einer Carmagnole.

Die vier Männer traten ein.

»Eine Runde,« murmelte Theodor; »Gott sei gelobt, zehn Minuten später wäre ich verloren gewesen.«

Dann betrachtete er mit tiefer Aufmerksamkeit die Personen, welche diese Runde bildeten. Er erkannte in der That drei derselben. Derjenige, welcher in der Tracht eines Generals voranging, war Santerre, Der Mann mit dem Ratinewammse und der Pelzmütze war der Concierge Richard. Der Mann mit den Holzschuhen und der Carmagnole war ohne Zweifel ein Schließer.

Doch den Mann mit dem pistaziengrünen Rocke, der einen Meßstab in der Hand und Papiere unter seinen Arm hielt, hatte er nie gesehen.

Wer mochte dieser Mensch sein, und was thaten im zeh'n Uhr Abends in der Salle des Pas-Perdus der General der Gemeinde, der Wächter der Conciergerie, Schließer und dieser Unbekannte?«

Der Bürger Theodor stützte sich auf ein Knie, bis mit einer Hand seine Pistole mit den gespannten Hahn und ordnete mit der anderen seine Mütze auf seinen Haar welche seine hastige Bewegung zu viel an ihrer Base verwirrt hatte, als daß sie natürlich gewesen wären.

Bis jetzt hatten die vier nächtlichen Gäste geschwiegen oder die Worte, die sie gesprochen, waren wenigstens an die Ohren des Verschwörers nur wie ein leeres Geräusch gedrungen.

Doch zehn Schritte von dem Versteck sprach Santerre und seine Stimme gelangte deutlich bis zum Bürger Theodor.

»Hört,« sagte er, »wir sind nun in der Salle: Pas-Perdus, Du hast uns zu führen, Bürger Baumeister, und mußt Dich hauptsächlich bemühen, daß Deine Offenbarung keine Posse ist, denn siehst Du, die Revolution hat allen diesen Albernheiten ihr Recht angetan, wir glauben eben so wenig an unterirdische Gänge, als Geister. Was sagst Du dazu, Bürger Richard?« fügte Santerre bei, indem er sich an den Mann mit der Mütze und dem Ratinewammse wandte.

»Ich habe nie gesagt, es gebe keinen unterirdischen Gang unter der Conciergerie,« antwortete dieser »und hier steht Gracchus, der seit zehn Jahren Schließer ist. der folglich die Conciergerie wie seine Hosentasche kennt und dennoch nichts von dem Dasein des unterirdischen Gang weiß, von welchem der Bürger Giraud spricht; da jeder der Bürger Giraud Baumeister der Stadt ist, so muß er das besser wissen, als wir, denn es gehört zu seinem Amte.«

Theodor schauerte vom Scheitel bis zu den Zehen, als er diese Worte hörte,

»Zum Glück,« murmelte er, »ist der Saal groß, und ehe sie finden, was sie suchen, werden sie wenigstens zwei Tage suchen müssen,«

Doch der Baumeister öffnete seine große Papierrolle, setzte seine Brille auf und kniete vor einem Plan nieder, den er aufmerksam bei der zitternden Helle der Laterne, welche Gracchus in der Hand hielt, betrachtete.

»Ich befürchte, der Bürger Giraud hat nur geträumt,« sagte Santerre spottend.

»Du wirst sehen, Bürger General,« versetzte der Baumeister, »Du wirst sehen, ob ich ein Träumer bin; warte, warte,«

»Du siehst wohl, wir warten,« rief Santerre. »Gut,« sprach der Baumeister und fuhr dann rechnend fort:

»Zwölf und vier macht sechzehn und acht macht vier und zwanzig, das gibt mit sechs dividirt vier, wonach uns eine halbe bleibt; so ist es, ich habe meine Stelle und wenn ich mich um einen Fuß täusche, so sagt, ich sei ein Ignorant,«

Der Baumeister sprach diese Worte mit einer Sicherheit, welche den Bürger Theodor vor Schrecken in Eis verwandelte.

Santerre schaute den Plan mit einer gewissen Ehrfurcht an; man sah, daß er um so mehr bewunderte, je weniger er etwas davon begriff.

»Folgt wohl dem, was ich Euch sagen werde.«

»Wo dies?« fragte Santerre.

»Aus dieser Karte, die ich gezeichnet habe! Seid Ihr dabei? Dreizehn Fuß von der Mauer ist eine bewegliche Platte, die ich mit A bezeichnete. Seht Ihr sie?«

«Gewiß sehe ich ein A,« erwiderte Santerre, »glaubst Du, ich könne nicht lesen?«

»Unter dieser Platte ist eine Treppe,« fuhr der Baumeister fort; »seht, ich habe sie mit B bezeichnet.«

»B,« wiederholte Santerre, »ich sehe das B, aber ich sehe die Treppe nicht.«

Und der General lachte geräuschvoll über diesen Scherz.

»Ist einmal die Platte aufgehoben, habt Ihr einmal den Fuß auf der letzten Stufe,« fuhr der

Baumeister fort, »so zählt fünfzig Schritte von drei Fuß, und schaut in die Luft, Ihr werdet Euch gerade vor der Kanzlei befinden, in welche dieser unterirdische Gang, unter dem Kerker der Königin hinlaufend, ausmündet.«

«Der Witwe Capet, willst Du sagen, Bürger Giraud,« entgegnete Santerre, die Stirne faltend.

»Ah! ja, der Witwe Capet.«

»Du sagtest: der Königin.«

»Alte Gewohnheit.«

»Und Du behauptest, man werde sich unter der Kanzlei befinden?« fragte Richard.

»Nicht nur unter der Kanzlei, sondern ich sage sogar, unter welchem Theile der Kanzlei man sich befinden wird: unter dem Ofen.«

»Das ist seltsam,« sprach Gracchus; »in der That, so oft ich ein Scheit Holz an diesem Orte fallen lasse, widerhallt der Stein.«

»Wahrhaftig, wenn wir finden, was Du da sagst, Bürger Baumeister, so werde ich zugestehen, daß die Geometrie eine schöne Sache ist.«

»Nun, so gestehe, Bürger Santerre, denn ich führe Dich an den durch den Buchstaben A bezeichneten Ort.«

Der Bürger Theodor drückte sich die Nägel in das Fleisch.

»Wenn ich gesehen haben werde,« versetzte Santerre: »ich bin wie der heilige Thomas.«

»Ah! Du sagst der heilige Thomas.«

»Meiner Treue, ja, wie Du gesagt hast die Königin, aus Gewohnheit: doch man wird mich nicht beschuldigen, ich conspirire für den heiligen Thomas.«

»Mich auch nicht, ich thue dies für die Königin.«

Nach dieser Antwort nahm der Baumeister den Meßstab, zählte die Klaster und schlug, nachdem er alle Entfernungen wohl berechnet zu haben schien, auf eine Platte.

Diese Platte war gerade dieselbe, auf welche der Bürger Theodor in seinem wüthenden Zorne geschlagen hatte.

»Es ist hier, Bürger General,« sagte der Baumeister.

»Du glaubst, Bürger Giraud?«

Der Patriot in der Hütte vergaß sich so weit, daß er heftig mit seiner geschlossenen Faust auf seinen Schenkel schlug und ein dumpfes Gemurre ausstieß.

»Ich bin meiner Sache sicher,« erwiderte Giraud, »und Eure Besichtigung wird in Verbindung mit meinem Berichte dem Convent beweisen, daß ich mich nicht täuschte. Ja, Bürger General,« fuhr der Baumeister mit Nachdruck fort, »diese Platte öffnet sich über einem unterirdischen Gange, der unter dem Kerker der Witwe Capet hinläuft und in die Kanzlei ausmündet. Heben wir diese Platte aus, steigt mit mir in den Gang hinab, und ich werde Euch beweisen, daß zwei Männer, daß ein Mann sogar die Witwe Capet in einer Nacht, ohne daß es Jemand vermuthete, entführen könnte.«

Ein Gemurmel des Schreckens und der Bewunderung, den Anwesenden durch die Worte des Baumeisters entrissen, durchlief die ganze Gruppe und erstarrte am Ohr des Bürger Theodor, der in eine Bildsäule verwandelt zu sein schien.

»Einer solchen Gefahr waren wir preisgegeben,« sprach Giraud. »Nun wohl, mit einem Gitter, das ich in dem unterirdischen Gange anbringe, und das diesen in der Mitte durchschneidet, ehe er

zu dem Kerker der Witwe Capet gelangt, rette ich das Vaterland.«

»Oh! Bürger Giraud,« rief Santerre, »Du hast da einen erhabenen Gedanken.«

»Die Hölle verwirre Dich, dreifacher Dummkopf!« brummte der Patriot mit verdoppelter Wuth.

»Hebe nun die Platte auf,« sagte der Baumeister zu dem Bürger Gracchus, der außer seiner Laterne auch eine Hebestange trug.

Der Bürger Gracchus schritt zum Werke, und in einem Augenblick war die Platte ausgehoben.

Da erschien das unterirdische Gewölbe gähnend mit der Treppe, die sich in den Tiefen verlor, und ein ganzer Strom schimmeliger Lust drang dick wie ein Dampf hervor.

»Abermals ein gescheiterter Versuch,« murmelte de: Bürger Theodor. »Oh! der Himmel will also nicht, daß sie entkomme, und ihre Sache ist also eine verfluchte Sache!«

---

## XXXVII.

### *Der Bürger Gracchus.*

Einen Augenblick blieb die Gruppe der drei Männer unbeweglich an der Mündung des unterirdischen Ganges, während der Schließer in die Öffnung seine Laterne steckte, welche die Tiefe nicht zu erleuchten vermochte.

Der triumphirende Baumeister beherrschte seine drei Gefährten mit der ganzen Höhe seines Genies.

»Nun?« sagte er nach einigen Secunden.

»Meiner Treue, ja,« antwortete Santerre, »hier ist der unterirdische Gang, daran läßt sich nicht zweifeln. Man muß nur noch wissen, wohin er führt.«

»Ja,« wiederholte Richard, »man muß wissen, wohin er führt.«

»Nun wohl, steige hinab, Bürger Richard, und Du wirst selbst sehen, ob ich die Wahrheit gesprochen habe.«

»Es läßt sich etwas Besseres thun, als hier hinab, zusteigen,« entgegnete der Concierge. »Wir kehren mit Dir und dem General in die Conciengerie zurück. Dort hebst Du die Platte vom Ofen auf und wir werden sehen.«

»Sehr gut, wir wollen gehen,« sagte Santerre.

»Doch nimm Dich in Acht,« versetzte der Baumeister, »die offen gebliebene Platte kann irgend Jemand Gedanken geben.«

»Wer Teufels soll zu dieser Stunde hierher kommen?« »versetzte Santerre.

»Übrigens ist der Saal öde, und wenn wir Gracchus hier lassen, so wird das genügen,« sprach Richard. »Bleibe hin, Bürger Gracchus, und wir holen Dich von der der anderen Seite des unterirdischen Ganges wieder ab.«

»Gut,« sagte Gracchus.

»Bist Du bewaffnet?« fragte Santerre.

«Ich habe meinen Säbel und diese eiserne Stange, Bürger General.«

»Vortrefflich! halte gut Wache. In zehn Minuten wir wir bei Dir.«

Und alle Drei begaben sich, nachdem sie das Gitter geschlossen, durch die Gallerie des Merciers nach dem besondern Eingange der Conciengerie.

Der Schließer sah sie weggehen; er folgte ihnen mit Augen, so lange er sie sehen konnte, er horchte, so lange er sie hören konnte; als aber Alles wieder still und einsam geworden zu sein schien, stellte er seine Laterne auf den Boden, setzte sich nieder, ließ seine Beine in die Tiefe des unterirdischen Ganges hängen und fing an zu träumen.

Die Schließer träumen auch zuweilen; nur gibt man sich in der Regel nicht die Mühe, zu untersuchen, was sie träumen.

Plötzlich und als er gerade in die tiefste Tiefe seiner Träumerei versunken war, fühlte er, wie eine Hand sich auf seine Schulter legte.

Er wandte sich um, sah eine unbekante Gestalt und wollte schreien, doch in demselben

Augenblick wurde ihm eine eiskalte Pistole vor die Stirne gesetzt.

Seine Stimme blieb in seiner Kehle stecken, sein Arme fielen träge an seinem Leibe herab, seine Augen nahmen den flehendsten Ausdruck an, den sie finden konnten.

»Kein Wort, oder Du bist todt,« sprach die Erscheinung.

»Was wollen Sie, mein Herr?« stammelte Schließer.

Selbst im Jahre 93 gab es, wie man sieht, Augenblicke, wo man sich nicht duzte, und wo man sich Bürger zu nennen aufhörte.

»Ich will, daß Du mich hier hineinlässest,« antwortete der Bürger Theodor.

»Warum dies?«

»Was geht es Dich an.«

Der Schließer schaute denjenigen, welcher diese Frage an ihn richtete, mit dem tiefsten Erstaunen an.

Der Bürger Theodor glaubte aber in der Tiefe dieses Blickes einen Blitz des Verstandes zu erkennen. Er senkte sein Gewehr und sprach:

«Würdest Du Dich weigern, Dein Glück zu machen?»

»Ich weiß es nicht, es hat mir noch Niemand Vorschläge in dieser Hinsicht gemacht.«

»Nun wohl, ich werde anfangen.«

»Sie bieten nur an, mein Glück zu machen?«

»Ja.«

«Was verstehen Sie unter einem Glück?»

»Fünzig tausend Livres in Gold zum Beispiel: Gold ist selten, und fünfzig tausend Livres in Gold sind heut zu Tage eine Million werth.«

»Wenn ich Sie da hineinlasse?»

»Ja; doch unter der Bedingung, daß Du mit kommst und mir bei dem, was ich thun will,, hilfst.«

»Aber was werden Sie denn thun? In fünf Minuten ist dieser unterirdische Gang voll von Soldaten, welche Sie verhaften.«

Der Bürger Theodor war betroffen von dem Gewichte dieser Worte.

»Kannst Du verhindern, daß die Soldaten hinabsteigen?»

»Ich habe kein Mittel, ich kenne keines und suche vergebens.«

Man sah wirklich, daß der Schließer den ganzen Scharfsinn seines Geistes zusammenraffte, um das Mittel zu finden, das ihm fünfzig tausend Franken eintragen sollte.

»Doch morgen können wir hinein?« fragte der Bürger Theodor.

»Ja, ohne Zweifel; aber zwischen heute und morgen soll in diesem unterirdischen Gang ein Gitter angebracht werden, das seine ganze Breite einnehmen wird, und es ist geschlossen, daß dieses Gitter zu größerer Sicherheit voll, solid, und ohne Thüre sein soll.«

»Dann muß man etwas Anderes finden,« sagte der Bürger Theodor.

»Ja, man muß etwas Anderes finden,« versetzte der Schließer, »suchen wir.«

Aus der collectiven Art, in der sich der Bürger Gracchus ausdrückte, ersieht man, daß bereits ein Bündniß zwischen ihm und dem Bürger Theodor stattfand.

»Das ist meine Sache,« sagte Theodor. »Was machst Du in der Conciergerie?«

»Ich bin Schließer.«

»Das heißt?«

»Ich öffne die Thüren und schließe sie.«

»Du schläfst darin?«

»Ja, mein Herr.«

»Du issest darin?«

»Nicht immer. Ich habe meine Erholungsstunden.«

»Und dann?«

»Ich benütze sie.«

»Wozu?«

»Um der Herrin der Schenke zum Brunnen Noä den Hof zu machen; sie hat mir versprochen, mich zu heirathen, wenn ich zwölf hundert Franken besitzen würde,«

»Wo liegt die Schenke zum Brunnen Noä?«

»Bei der Rue de la Vieille-Draperie.«

»Sehr gut.«

»Stille, Herr.«

Der Patriot horchte.

»Ah! ah!« sagte er.

»Ja ... Stimmen, Tritte.«

»Sie kommen zurück. Sie sehen wohl, daß wir nicht Zeit gehabt hätten.«

Dieses *wir* wurde immer bündiger.

»Das ist wahr. Du bist ein braver Junge, und Du kommst mir vor, als wärest Du vorherbestimmt. . .«

»Wozu?«

»Eines Tages reich zu werden.«

»Gott höre Sie!«

»Du glaubst noch an Gott?«

»Zuweilen, stellenweise. Heute zum Beispiel...«

»Nun?«

»Heute würde ich gern an ihn glauben.«

»So glaube an ihn,« sprach der Bürger Theodor und drückte dem Schließer zehn Louis dor in die Hand.

»Teufel!« sagte dieser, indem er das Gold bei dem Scheine seiner Laterne anschaute, »das ist also Ernst?«

»Es kann nichts ernster sein.«

»Was muß ich thun?«

»Finde Dich morgen im Brunnen Noä ein, ich werde Dir dann sagen, was ich von Dir will. Wie heißest Du?«

»Gracchus.«

»Nun wohl, Bürger Gracchus, laß Dich zwischen, jetzt und morgen von dem Concierge Richard wejagen.«



»Wegjagen! und mein Platz?«

»Gedenkst Du etwa, mit fünfzig tausend Franken Eigenthum Schließer zu bleiben?«

»Nein, doch so lange ich Schließer und arm bin, habe ich die Sicherheit, nicht guillotiniert zu werden.«

»Sicherheit?«

»Oder wenigstens ungefähr. Während ich frei und reich. . .«

»Du verbirgst Dein Geld und machst einer Strickerin den Hof, statt der Wirthin zum Brunnen Noä.«

»Nun wohl, es ist abgemacht.«

»Morgen in der Schenke.«

»Um welche Stunde?«

»Um sechs Uhr Abends.«

»Fliegen Sie rasch davon, sie kommen. . . ich sage: fliegen Sie davon, weil ich annehme, daß Sie durch die Gewölbe hinabsteigen,«

»Morgen!« wiederholte Theodor und entfloh.

Es war in der That Zeit, das Geräusch der Tritte und Stimmen näherte sich. Man sah schon in dem dunklen Gange den Schein der Lichter.

Theodor erreichte die Thüre, die ihm der Schreiber, dessen Hütte er genommen, bezeichnet hatte; er sprengte das Schloß mit seinem Hebeeisen, eilte auf das angegebene Fenster zu, öffnete es, ließ sich auf die Straße hinabgleiten, und befand sich wieder aus dem Pflaster der Republik.

Doch ehe er die Salle des Pas-Perdus verlassen hatte, konnte er noch den Bürger Gracchus Richard fragen und diesen antworten hören:

»Der Bürger Baumeister hatte vollkommen Recht; der unterirdische Gang läuft unter dem Zimmer der Witwe Capet hin. Das war gefährlich.«

»Ich glaube es wohl,« sagte Gracchus, der das Bewusstsein hatte, daß er eine große Wahrheit sprach.

Santerre erschien wieder an der Mündung der Treppe.

»Und Deine Arbeiter, Bürger Baumeister?« fragte er Giraud.

»Sie sind vor Tag hier und man wird dann auf der Stelle das Gitter anbringen,« antwortete eine Stimme, welche aus der Tiefe der Erde hervorzukommen schien.

»Und Du wirst das Vaterland gerettet haben!« sagte Santerre halb spöttisch, halb ernsthaft.

»Du glaubst nicht, wie sehr Du Recht hast, Bürger General,« murmelte Gracchus.

---

## XXXVIII.

### *Das königliche Kind.*

Der Proceß der Königin hatte indessen begonnen, wie man im vorhergehenden Kapitel sehen konnte.

Bereits ließ man durchschauen, durch das Opfer dieses erhabenen Hauptes würde der seit langer Zeit murrende Volkshaß endlich gestillt werden.

Es fehlte nicht an Mitteln, um diesen Kopf fallen zu machen, und dennoch hatte Fouquier-Tinville, der öffentliche Ankläger, beschlossen, die neuen Anklagemittel, welche Simon zu seiner Verfügung zu stellen versprochen, nicht zu vernachlässigen.

Am Tage, nachdem Simon und er sich in der Salle des Pas-Perdus begegnet hatten, machte das Geräusch der Waffen im Temple die Gefangenen, welche denselben noch bewohnten, abermals beben.

Diese Gefangenen waren Madame Elisabeth, Madame Royale und das Kind, das, nachdem man es in Wiege Majestät genannt hatte, nur noch der kleine Luis Capet hieß.

Der General Santerre kam mit seinem dreifarbigem Federbusch, seinem dicken Rosse und seinem großen Säbel, gefolgt von mehreren Nationalgarden, in den Thurm, worin das königliche Kind schmachtete.

An der Seite des Generals ging ein Schreiber von schlimmem Aussehen, der ein Schreibzeug und eine Rolle Papier trug und mit einer übermäßig langen Feder focht.

Hinter dem Schreiber kam der öffentliche Ankläger. Wir haben ihn gesehen, wir kennen ihn und werden ihn später wiederfinden, diesen trockenen, gelben, kalten Mann, dessen blutiges Auge selbst den wilden Santerre in seinen: Kriegsharnisch schauern machte.

Einige Nationalgarden und ein Lieutenant folgten ihnen.

Mit einem falschen Gesichte lächelnd und in einer Hand seine Mütze von Bärenfell, in der andern seinen Knieriemen haltend, schritt ihnen Simon voran, um der Commission den Weg zu zeigen,

Sie kamen an ein ziemlich dunkles, geräumiges, kahles Zimmer, in dessen Hintergrund auf seinem Bett der junge Ludwig in einem Zustande völliger Unbeweglichkeit saß.

Als wir das arme Kind vor dem viehischen Zorne Simons fliehen sahen, war in ihm noch eine Art von Lebensthätigkeit, welche gegen die unwürdige Behandlung des Schusters vom Temple sich sträubte: es floh, es schrie, es Weinte; es hatte also Furcht, es litt, es hoffte.

Heute waren Furcht und Hoffnung verschwunden; ohne Zweifel bestand sein Leiden noch, doch wenn es bestand, so verbarg das Märtyrerkind, das man die Fehler seiner Eltern auf eine so grausame Weise bezahlen ließ, sein Leiden in der Tiefe seines Herzens und verschleierte es unter dem Anscheine völliger Unempfindlichkeit.

Das Kind schaute nicht einmal empor, als die Commissäre auf sein Bett zugingen.

Diese nahmen ohne Umstände Sitze und ließen sich nieder: der öffentliche Ankläger oben am Bett, Simon unten, der Schreiber beim Fenster, die Nationalgarden und ihr Lieutenant auf der

Seite und ein wenig im Schatten.

Diejenigen unter den Anwesenden, welche den kleinen Gefangenen mit einiger Theilnahme oder mit einiger Neugierde anschauten, bemerkten die Blässe des Kindes, der seltsamen Umfang seines Leibes, was nichts Anderes als Aufgedunsenheit war, und die Biegung seiner Beine, an den Gelenken aufzuschwellen begannen.

»Dieses Kind ist sehr krank,« sagte der Lieutenant mit einer Bestimmtheit, welche Fouquier-Tinville, der bereits saß und zu fragen im Begriff war, sich umzuwenden veranlaßte.

Der kleine Capet schlug die Augen aus, suchte im Halbschatten denjenigen, welcher diese Worte gesprochen und erkannte denselben jungen Mann, welcher schon einmal im Hofe des Temple Simon ihn zu schlagen verhindert hatte. Eine sanfte, verständige Strahlung kreiste in seinen dunkelblauen Augensternen, doch dies war Alles.

»Ah! ah! Du bist es, Bürger Lorin,« sprach Simon der auf diese Art die Aufmerksamkeit von Fouquier-Tinville auf den Freund von Maurice lenkte.

»Ich selbst, Bürger Simon,« erwiderte Lorin mit seiner unsterblichen Festigkeit.

Und da Lorin, obgleich stets bereit, der Gefahr ins Auge zu schauen, nicht der Mann war, der sie unnöthig suchte, so benutzte er diesen Umstand, um Fouquier-Tinville zu grüßen, welcher ihm seinen Gruß höflich erwiderte.

»Du bemerkst, glaube ich, Bürger, das Kind sei krank,« sagte der öffentliche Ankläger; »bist Du ein Arzt?

»Ich habe wenigstens die Arzneiwissenschaft studiert, wenn ich auch kein Doctor bin.«

»Nun, was findest Du an ihm?«

»Als Symptom von Krankheit?« fragte Lorin.

»Ja.«

»Ich finde die Backen und die Augen aufgedunsen, die Hände bleich und mager, die Kniee geschwollen, und wenn ich ihm den Puls fühlen würde, so fände ich sicherlich eine Bewegung von fünf und achtzig bis neunzig Schlägen in der Minute.«

Das Kind schien unempfindlich für die Auszählung seiner Leiden.

»Und welchem Umstände kann die Wissenschaft den Zustand des Gefangenen zuschreiben?« fragte der öffentliche Ankläger.

Lorin kratzte sich an der Nasenspitze und murmelte:

»Philis will mich sprechen machen,  
Doch mir fehlt die Lust dazu.«

»Meiner Treue, Bürger,« erwiderte er, »ich kenne die Lebensordnung des kleinen Capet nicht genug, um Dir zu antworten, aber . . .«

Simon horchte aufmerksam und lachte in die Faust, als er seinen Feind sich zu compromittiren im Begriff sah.

»Aber ich glaube,« fuhr Lorin fort, »er macht sich nicht genug Bewegung.«

»Ich glaube es selbst, der kleine Schelm will nicht gehen,« sagte Simon.

Das Kind blieb unempfindlich für die Rede des Schusters.

Fouquier-Tinville stand auf, ging auf Lorin zu und sprach ganz leise mit ihm.

Niemand hörte die Worte des öffentlichen Anklägers, doch diese Worte hatten offenbar die Form der Frage.

»Oh! oh! glaubst Du das, Bürger? Das ist sehr ernst für eine Mutter.«

»In jedem Fall werden wir es erfahren,« sprach Fouquier; »Simon behauptet, er habe es selbst den Knaben sagen hören, und macht sich anheischig, es ihn zugestehen zu lassen.«

»Das wäre abscheulich,« versetzte Lorin; »doch es ist um Ende möglich; die Oesterreicherin ist nicht frei von Sünden und man hat, mit Recht oder mit Unrecht, das geht mich nichts an, eine Messalina aus ihr gemacht; doch daß man sich nicht hiermit begnügt und auch noch eine Agrippina aus ihr machen will, das kommt mir, ich muß es gestehen, ein wenig stark vor.«

»Es ist dies von Simon berichtet worden,« sprach Fouquier unempfindlich.

»Ich zweifle nicht daran, daß Simon dies gesagt hat . . . es gibt Menschen, welche vor keiner Anklage zurückschrecken . . . Doch findest Du nicht,« fuhr Lorin fort, indem er Fouquier fest anschaute, »findest Du nicht, Du, der Du ein verständiger und rechtschaffener Mann bist, Du, der Du ein starker Mann bist, daß von einem Kinde solche Einzelheiten über diejenigen fordern, welche zu verehren ihm durch die heiligsten Gesetze der Natur geboten ist, beinahe das ganze Menschengeschlecht in der Person dieses Kindes verletzen heißt?«

Der öffentliche Ankläger veränderte keine Miene; er zog eine Note aus seiner Tasche und zeigte sie Lorin.

»Der Convent befiehlt mir, eine Untersuchung anzustellen,« sagte er, »das Uebrige geht mich nichts an, und ich untersuche.«

»Das ist richtig,« sprach Lorin, »und ich gestehe, wenn dieses Kind bekennen würde . . .«

Hier unterbrach sich der junge Mann und schüttelte den Kopf voll Abscheu.

»Übrigens verfahren wir nicht allein aus die Dennunciation von Simon,« fuhr Fouquier fort; »sieh, die Anklage ist öffentlich.«

Und er zog ein zweites Papier aus seiner Tasche.

Dies war eine Nummer von einem Blatt, das *le Vère Duchesne* hieß und bekanntlich von Hebert redigiert wurde.

Die Anklage war wirklich ganz scharf und mit allen Buchstaben hierin gestellt.

»Es ist geschrieben, es ist sogar gedruckt,« sagte Lorin; »doch gleichviel, bis ich eine solche Anklage aus dem Munde des Kindes, wohl verstanden, freiwillig, ohne Zwang, ohne Drohungen habe kommen hören . . . nun! . . .«

»Nun?«

»Werde ich trotz Simon und Hebert zweifeln, wie Du selbst zweifelst.«

Simon beobachtete ungeduldig den Ausgang dieses Gespräches; der Elende wußte nichts von der Gewalt, den auf den verständigen Menschen der Blick ausübt, welchem er in der Menge begegnet; es ist ein Anziehungsmittel voll Sympathie, oder ein Eindruck voll scharfen Hasses. Zuweilen ist es eine Macht, welche zurückstoßt, zuweilen eine Kraft, welche anzieht, welche den Geist und die Persönlichkeit des einen Menschen bis zu dem andern Menschen von gleicher Kraft oder von überlegener Kraft, den er in der Menge erkennt, überfließen macht.

Doch Fouquier hatte das Gewicht dieses Blickes von Lorin gefühlt und wollte von diesem Beobachter begriffen sein.

»Das Verhör beginnt,« sprach der öffentliche Ankläger; »Schreiber, nimm die Feder.«

Dieser hatte den Eingang eines Protokolls geschrieben und wartete, wie Simon, wie Santerre, kurz, wie Alle, bis das Gespräch von Fouquier-Tinville und Lorin beendet wäre.

Das Kind allein schien völlig der Szene fremd, dessen Hauptperson es war, und hatte wieder den abgespannten Blick angenommen, der einen Moment von dem Blitze einer höheren Intelligenz erleuchtet worden war.

»Stille!« sagte Santerre; »der Bürger Fouquier-Tinville wird das Kind verhören.«

»Capet,« sprach der öffentliche Ankläger, »weißt Du, was aus Deiner Mutter geworden ist?«

Der kleine Louis ging von einer Marmorblässe zu einer brennenden Röthe über, doch er antwortete nicht.

»Hast Du nicht gehört, Capet?« fragte der Ankläger.

Dasselbe Stillschweigen.

»Oh! er hört wohl,« sagte Simon, »doch er ist wie die Affen, er will nicht antworten, aus Furcht, man könnte ihn für einen Menschen halten und arbeiten lassen,«

»Antworte, Capet,« sprach Santerre; »die Commission des Convents befragt Dich und Du bist den Gesetzen Gehorsam schuldig.«

Das Kind erbleichte, antwortete aber nicht.

Simon machte eine Gebärde der Wuth; bei solchen viehischen, albernen Naturen ist die Wuth eine Trunkenheit, begleitet von den häßlichen Symptomen des Weinrausches.

»Willst Du antworten, kleiner Wolf?« rief er, indem er ihm die Faust wies.

»Schweige, Simon,« sprach Fouquier-Tinville, »Du, hast nicht das Wort.«

Diese Rede, welche er sich bei dem Revolutionstribunal angewöhnt hatte, entschlüpfte ihm,

»Hörst Du, Simon?« sagte Lorin, »Du hast nicht das Wort; es ist das zweite Mal, daß man es Dir in meiner Gegenwart sagt; das erste Mal geschah es, als Du die Tochter der Tison anklagtest, welcher Du den Kopf abschlagen zu lassen das Vergnügen hattest.«

Simon schwieg.

»Liebte Dich Deine Mutter, Capet?« fragte Fouquier.

Dasselbe Stillschweigen.

»Man sagt, nein,« fuhr der Ankläger fort.

Etwas wie ein bleiches Lächeln zog über die Lippen des Kindes hin.

»Aber wenn ich Euch sage,« brüllte Simon, »daß er mir selbst gesagt hat, sie habe ihn nur zu sehr geliebt.«

»Schau, Simon, wie ärgerlich es ist, daß der kleine Capet, unter vier Augen so schwatzhaft, vor den Leuten stumm wird,« versetzte Lorin.

«Oh! wenn wir allein wären! rief Simon.

»Ja, wenn Ihr allein wäret, doch Ihr seid leider nicht allein. Oh! wenn Ihr allein wäret, braver Simon, vortrefflicher Patriot, wie würdest Du das arme Kind durchprügeln, nicht so? Doch Du bist nicht allein, und Du wagst es nicht, schändlich zu sein, vor uns ehrlichen Leuten, Die wir wissen, daß die Alten, nach denen wir uns zu formen suchen, Alles respectirten, was schwach war; Du wagst es nicht, denn Du bist nicht allein und nicht muthig, mein würdiger Mann, wenn Du Kinder von fünf Fuß sechs Zoll zu bekämpfen hast.«

»Oh!. . . murmelte Simon mit den Zähnen knirschend.

»Capet,« fuhr Fouquier fort, »hast Du Simon ein Geständniß gemacht?«

Der Blick des Kindes nahm, ohne sich abzuwenden, einen nicht zu beschreibenden Ausdruck von Ironie an.

»Über Deine Mutter,« sagte der Ankläger.

Ein Blitz der Verachtung zuckte in dem Blicke.

»Antworte, ja oder nein!« rief Santerre,

»Antworte ja!« brüllte Simon, seinen Knieriemen über dem Kinde schwingend.

Das Kind bebte, machte aber keine Bewegung, um den Schlag zu vermeiden.

Die Anwesenden stießen einen Schrei des Widerwillens aus.

Lorin that mehr, er stürzte vor und packte Simon, ehe sich sein Arm gesenkt hatte, beim Faustgelenk.

»Willst Du mich loslassen?« schrie Simon, purpurroth m Wuth.

»Laß hören,« sagte Fouquier, »es ist nichts Schlimmes daran, daß eine Mutter ihr Kind liebt; sage uns, auf welche Weise Deine Mutter Dich liebte, Capet. Das kann ihr nützlich sein.«

Der junge Gefangene bebte bei dem Gedanken, er könnte seiner Mutter nützlich sein, und antwortete:

»Sie liebte mich wie eine Mutter ihren Sohn liebt, min Herr; es gibt nicht zwei Weisen für die Mütter, ihre Kinder zu lieben, und eben so wenig für die Kinder, ihre Mutter zu lieben.«

»Und ich, kleine Schlange, behauptete, daß Du mir gesagt hast. Deine Mutter . . .«

»Du wirst Das geträumt haben,« unterbrach ihn Lorin ruhig, »Du mußt oft den Alp haben, Simon.«

»Lorin! Lorin!« knirschte Simon.

»Nun wohl, ja, Lorin, und was hernach? Es ist nicht möglich, ihn zu schlagen, diesen Lorin, er schlägt die anderen, wenn sie boshaft sind; es ist nicht möglich, ihn zu denunciren, denn das, was er getan, indem er Deinen Arm zurückgehalten, hat er vor dem General Santerre, und dem Bürger Fouquier-Tineille, die es billigen, getan, und diese sind keine Laue! Es ist also nicht möglich, ihn ein wenig guillotiniern zu lassen, wie Heloise Tison; das ist ärgerlich, das ist sogar zum Rasend werden, doch es ist nun einmal so, mein armer Simon!«

»Später! später!« erwiderte der Schuster mit seinem hyänenartigen Grinsen.

»Ja, lieber Freund,« sagte Lorin, »doch mit der Hilfe des höchsten Wesens! . . . ah! Du erwartetest, ich würde sagen mit der Hilfe Gottes. . .? Mit der Hilfe des höchsten Wesens und meines Säbels hoffe ich Dir zuvor den Bauch aufgeschlitzt zu haben; doch tritt nun aus die Seite, Simon, Du hinderst mich, zu sehen . . .«

»Schurke!«

»Schweig! Du hinderst, mich zu hören.«

Lorin schmetterte Simon gleichsam mit seinem Blicke nieder.

Simon ballte seine Fäuste, auf deren schwarze Flecken er stolz war; doch er mußte sich, wie Lorin gesagt hatte, hierauf beschränken.

»Nun, da er zu sprechen begonnen hat, wird er wohl auch fortfahren,« sagte Santerre; »fahre fort, Bürger Fouquier.«

»Willst Du nun antworten?« fragte Fouquier.

Das Kind schwieg wieder.

»Du siehst, Bürger, Du siehst!« rief Simon.

»Die Hartnäckigkeit dieses Kindes ist seltsam,« sagte Santerre, unwillkührlich bewegt durch diese ganz königliche Festigkeit,

»Es ist schlecht berathen,« bemerkte Lorin.

»Durch wen?« fragte Santerre.

»Verdammt! durch seinen Patron.«

»Du klagst mich an?« rief Simon, »Du denuncirst mich! Ah! das ist sonderbar.«

»Wir wollen das Kind durch sanfte Worte zu gewinnen suchen,« sagte Fouquier und wandte sich gegen den Knaben um, den man hätte für gänzlich unempfindlich halten sollen.

»Lassen Sie hören, mein Kind,« sprach er, »antworten Sie der Nationalcommission; erschweren Sie nicht Ihre Lage dadurch, daß Sie uns nützliche Aufklärungen verweigern; Sie haben dem Bürger Simon von Liebkosungen erzählt, die Ihnen Ihre Mutter machte, Sie haben ihm von der Weise, wie sie Ihnen diese Liebkosungen machte, von ihrer Weise, Sie zu lieben, gesprochen.«

Ludwig ließ aus der Versammlung einen Blick umhergehen, der von Haß entbrannte, als er zu Simon gelangte.

»Sie finden sich unglücklich?« fragte der öffentliche Ankläger; »Sie finden Ihre Wohnung schlecht, Sie sind den Ihre Kost schlecht, Sie finden sich schlecht behandelt; wollen Sie mehr Freiheit, einen andern Tisch, ein anderes Gefängniß, einen andern Wächter? Wollen Sie ein Pferd, um spazieren zu reiten? Wollen Sie, daß man Ihnen die Gesellschaft von Kindern Ihres Alters bewilligt?«

Ludwig verharrte in seinem tiefen Stillschweigen, von dem er nur abgewichen war, um seine Mutter zu vertheidigen.

Die Commission blieb verblüfft vor Erstaunen; so viel Festigkeit, so viel Verstand waren unglaublich.

»Oh! diese Könige,« sagte Santerre mit leiser Stimme, »welch eine Race! es ist wie bei den Tigern, noch ganz klein sind sie voll Bosheit.«

»Wie soll ich das Protokoll abfassen?« fragte der Schreiber ganz verlegen.

»Damit kann man nur Simon beauftragen,« versetzte Lorin, »es ist nichts zu schreiben, und das wird am Besten in seinen Kram taugen.«

»Simon wies seinem unversöhnlichen Feinde die Faust. Lorin lachte.

»Du wirst nicht so lachen an dem Tag, wo Du in den Sack nießen mußt,« rief Simon trunken vor Wuth.«

»Ich weiß nicht, ob ich bei der kleinen Ceremonie, mit der Du mich bedrohst, vorangehen oder folgen werde.« sprach Lorin; »aber ich weiß, daß Viele an dem Tage, wo die Reihe an Dich kommt, lachen werden. Götter. . . ich habe gesagt Götter in der Mehrzahl . . . Götter! wie häßlich wirst Du an diesem Tage sein, Simon, Du wirst abscheulich aussehen!« rief Lorin und zog sich mit einem treuherzigen Gelächter hinter die Commission zurück.

Die Commission hatte nichts mehr zu thun; sie entfernte sich.

Als das Kind sich von seinen Frägern befreit sah, fing es an auf seinem Bett ein schwermüthiges, kleines Lied zu singen, welches das Lieblingslied seines Vaters gewesen war.

---

## XXXIX.

### *Der Veilchenstrauß.*

Der Friede konnte, wie man vorher wußte, nicht lange in dem glücklichen Gebäude wohnen, das Geneviève und Maurice umschloß.

Bei den Stürmen, die den Wind und den Blitz entfesseln, wird das Nest der Tauben mit dem Baume erschüttert, der es birgt.

Geneviève verfiel von einem Schrecken in den andern; sie fürchtete nicht mehr für Maison-Rouge, sie zitterte für Maurice.

Sie kannte ihren Gatten hinreichend, um zu wissen, daß er, sobald er verschwunden, auch gerettet war; über sein Heil in Sicherheit, zitterte sie für sich selbst,

Sie wagte es nicht, ihre Schmerzen dem unerschrockensten Manne jener Zeit, wo Niemand bange hatte, anzuvertrauen; doch sie traten klar in ihren gerötheten Augen und auf ihren erbleichenden Lippen hervor.

Eines Tages kehrte Maurice stille und ohne daß Geneviève, welche in eine tiefe Träumerei versunken war, ihn kommen hörte, nach Hause zurück. Maurice blieb auf der Schwelle stehen und sah Geneviève unbeweglich, die Augen starr, ihre Arme träge aus dem Schoße liegend, mit nachdenkenden Kopf auf die Brust gesenkt, aus einem Stuhle sitzen.

Er schaute sie einen Augenblick mit tiefer Traurigkeit an; denn Alles, was in dem Herzen der jungen Frau vorging, wurde ihm geoffenbaret, als ob er ihren letzten Gedanken darin hätte lesen können.

Dann machte er einen Schritt gegen sie und sprach:

»Sie lieben Frankreich nicht mehr, Geneviève,,gestehen Sie es mir. Sie fliehen sogar die Luft, die man hier athmet, und nicht ohne Widerstreben nähern Sie sich dem Fenster.«

»Ach!« versetzte Geneviève, »ich weiß wohl, daß ich Ihnen meine Gedanken nicht verbergen kann, Sie haben richtig errathen, Maurice.«

»Es ist doch ein schönes Land,« entgegnete der junge Mann; »das Leben ist heute von Bedeutung und angefüllt; diese brausende Thätigkeit der Tribune, der Clubs, der Verschwörungen macht die Stunden am Herde sehr süß. Man liebt so glühend, wenn man nach Hause kehrt mit der Furcht, am andern Tage nicht mehr zu lieben, weil man am andern Tage zu leben aufgehört haben wird.«

Geneviève schüttelte den Kopf und erwiderte:

»Ein undankbares Land gegen diejenigen, welche ihm dienen!«

»Wie so?«

»Ja, Sie, der Sie so viel für seine Freiheit getan haben, sind Sie nicht heute halb verdächtig?«

»Aber Sie, theure Geneviève,« sprach Maurice mit einem liebestrunkenen Blicke, »Sie, die geschworene Feindin dieser Freiheit, Sie, die Sie so viel gegen dieselbe getan haben, Sie schlafen friedlich und unverletzbar unter dem Dache des Republikaners; es findet eine Ausgleichung statt, wie Sie sehen.«



»Ja, ja; doch dies wird nicht lange währen, denn was ungerecht ist, hat keinen Bestand.«

»Was wollen Sie damit sagen?«

»Ich will damit sagen, daß ich, das heißt eine Aristokratin, die, ich hinterhältig von der Niederlage Ihrer Partei und dem Untergange Ihrer Ideen träume, ich die ich sogar in Ihrem Hause für die Rückkehr der alte Ordnung der Dinge conspirire, ich, die ich, erkannt, Sie zum Tode und zur Schmach verurtheile, wenigstens Ihre Ansichten nach, daß ich, Maurice, nicht hier bleiben werde, als der böse Geist des Hauses. . . nein, ich werde Sie nicht nach dem Schafott fortreißen.«

»Und wohin werden Sie gehen, Geneviève?«

»Wohin ich gehen werde? Eines Tags, wenn Sie sich von hier entfernt haben, gehe ich hin und zeige mich selbst an, ohne zu sagen, woher ich komme.«

»Oh! schon Undank!« rief Maurice in der Tiefe, seines Herzens getroffen.

»Nein,« entgegnete die junge Frau, indem sie mit ihren Armen den Hals von Maurice umschlang, »nein mein Freund, Liebe, und zwar die ergebenste Liebe, schwöre ich Ihnen. Ich wollte nicht, daß mein Bruder gefangen genommen und als ein Rebell getödtet sollte; ich will nicht, daß man meinen Geliebten gefangen nehme und als einen Verräther tödte.«

»Sie werden das thun, Geneviève?« sprach Maurice.

»So wahr als ein Gott im Himmel ist! Übrigens ist es nicht die Furcht allein, was mich bewegt, ich habe Gewissensbisse.«

Und sie neigte das Haupt, als ob die Reue für sie zu schwer gewesen wäre.

»O Geneviève!« sprach Maurice.

»Sie verstehen wohl, was ich sage, und besonders was ich empfinde, Maurice,« fuhr Geneviève denn diese Gewissensbisse haben Sie auch. Sie wissen, daß ich mich gegeben habe, Maurice, ohne mir zu gehören; daß Sie mich genommen haben, ohne daß ich befugt war, Mich zu geben.«

»Genug!« sagte Maurice, »genug!«

Seine Stirne faltete sich und ein düsterer Entschluß glänzte in seinen Augen.

»Ich werde Ihnen zeigen, Geneviève,« sprach der junge Mann, »daß ich Sie einzig und allein liebe. Ich werde Ihnen den Beweis geben, daß kein Opfer über meiner Liebe steht, Sie hassen Frankreich, nun wohl! es sei, wir verlassen Frankreich.«

Geneviève faltete die Hände und schaute ihren Geliebten mit einem Ausdruck enthusiastischer Begeisterung an.

»Sie täuschen mich nicht, Maurice?« stammelte sie.

»Wann habe ich Sie getäuscht?« versetzte Maurice; »etwa an dem Tage, an welchem ich mich entehrte, um Sie zu erwerben?«

Geneviève näherte ihre Lippen den Lippen von Maurice und blieb gleichsam am Halse ihres Geliebten hängen.

»Ja, Du hast Recht, Maurice,« sprach sie, »ich täuschte Dich. Was ich empfinde, ist nicht mehr Reue, es ist vielleicht eine Entartung meiner Seele, doch Du must sie wenigstens verstehen, ich liebe Dich zu sehr, um ein anderes Gefühl zu hegen, als die Furcht, Dich zu verlieren. Gehen wir sehr fern, mein Freund, gehen wir dahin, wo Niemand uns erreichen kann.«

»Oh! Dank, Dank,« sprach Maurice voll Entzücken.

»Doch wie fliehen?« fragte Geneviève, bebend bei diesem furchtbaren Gedanken. »Man

entgeht heute nicht leicht dem Dolche der Mörder vom 2. September, oder dem Beile der Henker vom 21. Januar.«

»Geneviève, Gott beschützt uns. Höre: eine gute Handlung, welche ich in Beziehung aus den 2. September, wovon Du eben sprachst, thun wollte, wird heute ihren Lohn bringen. Ich hatte den Wunsch, einen armen Priester zu retten, der mit mir studirte. Ich suchte Danton auf, und auf sein Verlangen unterzeichnete der Wohlfahrtsausschuß einen Paß für diesen Unglücklichen und seine Schwester, Diesen Paß übergab mir Danton doch statt ihn bei mir zu holen, wie ich es ihm empfohlen hatte, schloß sich der unglückliche Priester bei den Carmelitern ein und starb dort.«

»Und dieser Paß?«

»Ich habe ihn immer noch; er ist heute eine Million werth; er ist mehr werth als dies, er ist das Leben, ist das Glück werth.«

»Oh! mein Gott, mein Gott, sei gelobt! rief die junge Frau.

»Mein Vermögen besteht nun, wie Du weißt, in einem Gute, das ein Diener meiner Familie verwaltet ein reiner Patriot, eine redliche Seele, der wir vertraue können. Er wird mir die Einkünfte zukommen lassen, wohin ich es haben will. Wenn wir nach Boulogne reisen, kommen wir bei ihm vorüber.«

»Wo wohnt er denn?«

»Bei Abbéville.«

»Wann brechen wir auf, Maurice?«

»In einer Stunde.«

»Man darf nicht wissen, daß wir abreisen.«

»Niemand wird es erfahren. Ich laufe zu Lorin er hat ein Cabriolet ohne Pferd, ich habe ein Pferd ohne Wagen: wir reisen ab, sobald ich zurückgekommen bin. Du bleibst hier, Geneviève, und triffst alle Vorkehrungen zu unserer Abreise. Wir brauchen wenig Gedäcke, wir kaufen in England, was uns fehlt. Ich gehe Scävola einen Auftrag, der ihn entfernt. Lorin wird ihn diesen Abend unsere Abreise erklären, und diesen Abend sind wir schon fern.«

»Doch wenn man uns aus dem Wege verhaftet?

»Haben wir nicht unsern Paß? Wir gehen zu Hubert, das ist der Name des Verwalters, Hubert gehört zur Municipalität von Abbéville; von Abbéville nach Boulogne begleitet er uns und dient uns als Schutzwache; in Boulogne kaufen oder miethen wir eine Barke. Ich kann übrigens in das Comité gehen und mir einen Auftrag nach Abbéville geben lassen. Doch nein, keinen Betrug, nicht wahr, Geneviève? Wir wollen unser Glück gewinnen, indem wir unser Leben einsetzen.«

»Ja, ja, mein Freund, und es wird uns gelingen. Doch wie bist Du diesen Morgen parfümirt, mein Freund!« sagte die junge Frau, indem sie ihr Gesicht an der Brust von Maurice verbarg.

»Es ist wahr; ich kaufte diesen Morgen einen Veilchenstrauß für Dich, als ich am Palais Egalité vorüberkam; doch da ich hier eintrat und Dich so traurig sah, dachte ich nur noch daran, Dich nach der Ursache dieser Traurigkeit zu fragen.«

»Oh! gib ihn mir, ich gebe ihn Dir zurück.«

Geneviève athmete den Geruch des Straußes mit jenem Fanatismus ein, den nervige Organisationen beinahe immer für die Wohlgerüche haben.

Plötzlich befeuchteten sich ihre Augen mit Thränen.

»Was hast Du?« fragte Maurice

»Arme Heloise,« flüsterte Geneviève.

»Ah! ja,« sagte Maurice mit einem Seufzer. »Doch denken wir an uns, theure Freundin, und lassen wir die Todten, von welcher Partei sie auch sein mögen, in dem Grabe schlummern, das ihre Ergebenheit ihnen gegraben hat. Adieu, ich gehe.«

»Komm bald zurück.«

»In weniger als einer halben Stunde bin ich hier.«

»Doch wenn Lorin nicht zu Hause wäre?«

»Was ist daran gelegen! sein Diener kennt mich; kann ich nicht bei ihm Alles nehmen, was mir beliebt, selbst in seiner Abwesenheit, wie er es hier thun würde?«

»Gut, gut.«

»Du, meine Geneviève, halte Alles bereit, und beschränke Dich dabei, wie ich es Dir sagte, auf das streng Nothwendige; unsere Abreise soll nicht das Aussehen eines Wegzuges haben.«

»Sei unbesorgt.«

Der junge Mann machte einen Schritt gegen die Thüre.

»Maurice!« rief Geneviève.

Er wandte sich um und sah die junge Frau ihr Arme nach ihm ausstrecken.

»Aus Wiedersehen!« sprach er, »auf Wiedersehen meine Liebe, und guten Muth! in einer halben Stunde bin ich zurück.«

Geneviève blieb allein, wie wir gesagt, mit der Vorbereitungen zur Abreise beauftragt.

Diese Vorbereitungen traf sie mit einer Art von Fieber. So lange sie sich in Paris befand, machte sie sich selbst die Wirkung, als wäre sie doppelt schuldig. Einmal außerhalb Frankreich, einmal im Ausland, meinte sie, ihr Verbrechen, ein Verbrechen, das mehr dem Mißgeschick als ihr selbst zur Last zu legen war, würde sie weniger bedrücken.

Sie ging sogar so weit, daß sie hoffte, in der Einsamkeit würde sie am Ende vergessen, daß es andere Menschen gebe als Maurice.

Sie sollten nach England fliehen, das war verabredet. Sie würden dort ein kleines Haus, eine vereinzelte, vor Aller Augen geschlossene Hütte haben; sie würde den den Namen ändern und aus ihren beiden Namen einen einzigen machen.

Sie würden dort zwei Diener nehmen, die durchaus nichts von ihrer Vergangenheit wüßten. Der Zufall fügte es, daß Maurice und Geneviève Beide Englisch sprachen.

Weder das Eine noch das Andere ließ in Frankreich etwas zurück, was es zu beklagen hatte, wenn nicht jene Mutter, deren Verlust man stets beklagt, und wäre es auch eine Stiefmutter, jene Mutter, die man das Vaterland nennt.

Geneviève sing also an die Gegenstände zu ordnen welche für ihre Reise oder vielmehr für ihre Flucht unerläßlich waren.

Sie fand ein unsägliches Vergnügen darin, unter diesen Gegenständen diejenigen von den andern auszuscheiden, für welche Maurice eine besondere Vorliebe hatte, den Rock, der am Besten seinen Wuchs hervorhob, die Halsbinde, welche am Besten zu seiner Gesichtsfarbe stand, die Bücher, die er am Häufigsten durchblätterte.

Sie hatte schon ihre Wahl getroffen; schon bedeckten in Erwartung der Koffer, die sie aufnehmen sollten, Kleider, Wäsche, Bücher, die Stühle, die Canapés das Klavier.

Plötzlich horte sie den Schlüssel im Schlosse knirschen.

»Gut,« sagte sie, »Scävola kehrt zurück; sollte ihm Maurice nicht begegnet sein?«

Und sie setzte ihr Geschäft fort., Die Thüren des Salon waren offen; sie hörte den Willfähigen im Vorzimmer sich bewegen.

Geneviève hielt gerade eine Musikrolle in der Hand und suchte ein Band um sie zu umwickeln.

»Scävola!« rief sie.

Ein Tritt, der sich näherte, erscholl im anstoßenden Zimmer.

»Scävola!« wiederholte Geneviève, »kommen Sie, ich bitte.«

»Hier bin ich!« sprach eine Stimme.

Bei dem Tone dieser Stimme wandte sich Geneviève ungestüm um und stieß einen furchtbaren Schrei aus.

»Mein Gatte!« rief sie.

»Ich selbst,« sagte Dirmer ruhig.

Geneviève war aus einem Stuhle und erhob die Arme, um in einem Schrank irgend ein Band zu suchen; sie fühlte, daß ihr der Kopf schwindelte, streckte die Arme aus, und ließ sich rückwärts sinken, nur wünschend, sie möchte einen Abgrund unter sich finden, um sich hineinzustürzen.

Dirmer fing sie in seinen Armen aus und trug sie aus das Canapé.

»Nun, was haben Sie denn, meine Liebe, was gibt es denn?« fragte Dirmer, »bringt meine Anwesenheit eine so unangenehme Wirkung aus Sie hervor?«

»Ich sterbe,« stammelte Geneviève, indem sie sich zurückwarf und ihre beiden Hände auf die Augen drückte, um die schreckliche Erscheinung nicht zu sehen.

»Gut,« sagte Dirmer, »hielten Sie mich bereits für todt, meine Liebe, und mache ich den Eindruck eines Gespenstes auf Sie?«

Geneviève schaute mit irren Augen umher, glitt, als sie das Portrait von Maurice erblickte, von dem Canapé herab und fiel aus die Kniee, als wollte sie von diesem ohnmächtigen, unempfindlichen Bilde, das zu lächeln fortfuhr, Beistand verlangen.

Die arme Frau begriff, welche Drohungen Dirmer unter der Ruhe verbarg, die er heuchelte.

»Ja, mein liebes Kind,« fuhr der Rothgerbermeister fort, »ich bin es, »vielleicht glaubten Sie mich sehr fern von Paris; doch nein, ich bin geblieben. Am Tage, nachdem ich das Haus verlassen, kehrte ich dahin zurück erblickte an seinem Platze einen sehr schönen Aschenhaufen. Ich erkundigte mich nach Ihnen, Niemand hatte Sie gesehen. Ich suchte Sie überall und hatte viel Mühe, Sie zu finden. Ich gestehe, ich glaubte nicht, daß Sie hier wären; doch ich hegte Verdacht, da ich, wie Sie sehen hierher kam. Die Hauptsache ist jedoch, daß ich hier bin, und daß Sie hier sind. Wie befindet sich der liebe Maurice? In der That, ich bin fest überzeugt, daß Sie viel gelitten haben. Sie, eine so gute Royalistin, waren genöthigt, unter demselben Dache mit einem so fanatischen Republikaner zu leben.«

»Mein Gott!« murmelte Geneviève, »mein Gott, habe Mitleid mit mir.«

»Aber im Ganzen,« fuhr Dirmer umherschauend fort, »im Ganzen tröstet es mich, meine Liebe, daß Sie hier so gut wohnen und nur wenig unter der Aechtung gelitten zu haben scheinen. Ich irrte seit dem Brande unseres Hauses und dem Verluste unseres Vermögens ziemlich auf den Zufall umher, wohnte in der Tiefe der Keller, im untersten Raume der Schiffe, und zuweilen

auch in den Kloaken, welche in die Seine ausmünden.«

»Mein Herr!« rief Geneviève.

»Sie haben da sehr schönes Obst; ich mußte oft das Dessert entbehren und hatte häufig nicht einmal ein Mittagsbrot.«

»Geneviève verbarg schluchzend ihren Kopf in ihren Händen.

»Nickt als ob es mir an Geld gefehlt hätte,« fuhr Dirmer fort; ich nahm, Gott sei Dank, ungefähr dreißig tausend Franken in Gold mit mir, was heut zu Tage so viel werth ist, als hundert tausend Franken. Doch wie kann ein Kohlenbauer, ein Fischer oder ein Lumpensammler Louis dor aus der Tasche ziehen, um ein Stück Käse oder eine Wurst zu kaufen? Ei! mein Gott! ja, Madame, ich habe nach und nach diese drei Trachten angenommen. Heute bin ich, um mich besser zu verkleiden, als Patriot, als Überspannter, als Marseiller. Ich schwöre und ich fluche. Bei Gott! ein Geächteter geht nicht so leicht in Paris umher, als eine hübsche junge Frau, und ich hatte nicht das Glück, einen glühenden Republikaner zu kennen, der mich vor Aller Augen zu verbergen vermochte.«

»Mein Herr, mein Herr,« rief Geneviève, »haben Sie Mitleid mit mir! Sie sehen wohl, daß ich sterbe.«

»Vor Unruhe, ich begreife das, Sie waren sehr besorgt für mich; doch trösten Sie sich, ich bin nun hier, ich komme zurück und wir werden uns nicht mehr verlassen, Madame.«

»Oh! Sie werden mich tödten!« rief Geneviève.

Dirmer schaute sie mit einem furchtbaren Lächeln an.

»Eine unschuldige Frau tödten! Oh! Madame, was sagen Sie da? Sie müssen durch den Kummer, den Ihnen meine Abwesenheit bereitete, den Verstand verloren haben.«

»Mein Herr,« rief Geneviève, »ich bitte Sie mit gefalteten Händen, mich eher zu tödten, als mied durch so grausamen Spott zu martern. Nein, ich bin nicht unschuldig; ja, ich verdiene den Tod, mein Herr. Tödten Sie mich, mein Herr, tödten Sie mich!«

»Sie gestehen also, daß Sie den Tod verdienen?«

»Ja, ja.«

»Und daß Sie, um, ich weiß nicht, welches Verbrechen, dessen Sie sich beschuldigen, zu sühnen, den Tod erdulden würden, ohne sich zu beklagen?«

»Schlagen Sie, mein Herr, ich werde keinen Schrei ausstoßen, und statt Sie zu verfluchen, werde ich die Hand, die mich schlägt, segnen,«

»Nein, Madame, ich will nicht schlagen, doch Sie werden sterben, das ist wahrscheinlich. Nur wird Ihr Tod, statt schmachvoll zu sein, wie Sie befürchten konnten, glorreich werden, gleich dem schönsten Tode. Danken Sie mir, Madame, ich strafe Sie, indem ich Sie unsterblich mache.«

»Was wollen Sie thun?«

»Sie werden das Ziel verfolgen, nach dem wir strebten, als wir aus unserer Bahn unterbrochen wurden. Für Sie und für mich werden Sie schuldbefleckt fallen; für Alle sterben Sie als Märtyrin.«

»Oh mein Gott! Sie machen mich wahnsinnig, in dem Sie so zu mir sprechen. Wohin führen Sie mich, wohin schleppen Sie mich?«

«Zum Tode wahrscheinlich.«

»Lassen Sie mich ein Gebet verrichten.«

»Ein Gebet?«

»Ja!«

»An wen?«

»Das geht Sie nichts an! sobald Sie mich tödten, bezahle ich meine Schuld, und wenn ich bezahlt habe, bin ich Ihnen nichts mehr schuldig.«

»Es ist richtig,« sprach Dirmer, »ich erwarte Sie.«

Und er begab sich in das andere Zimmer.

Geneviève kniete vor dem Portrait nieder und preßte mit ihren beiden Händen ihr Herz zusammen, das dem Brechen nahe war.

»Maurice,« sprach sie ganz leise, »verzeihe mir. Ich erwartete nicht, glücklich zu sein, doch ich hoffte, Dich glücklich machen zu können. Maurice, ich raube Dir ein Glück, das Dein Leben bildete; verzeihe mir Deinen Tod, mein Viel geliebter.«

Und sie schnitt eine Locke von ihren langen Haaren ab, wickelte sie um den Veilchenstrauß und legte diesen unter das Portrait, das so unempfindlich auch diese kalte Leinwand war, einen schmerzlichen Ausdruck anzunehmen schien, als es sie scheiden sah.

So kam es wenigstens Geneviève durch ihre Thränen vor.

»Nun, sind Sie bereit, Madame?« fragte Dinner.

»Schon!« murmelte Geneviève.

»Oh! nehmen Sie sich Zeit, Madame,« erwiderte Dirmer; »ich habe keine Eile! Übrigens wird Maurice wahrscheinlich bald zurückkehren, und ich wäre entzückt, ihm für die Gastfreundschaft, die er Ihnen gewährt, danken zu dürfen.«

Geneviève bebte vor Schrecken bei dem Gedanken, ihr Geliebter und ihr Gatte könnten zusammentreffen.

Sie erhob sich wie von einer Feder bewegt und sprach:

»Es ist beendet, mein Herr, ich bin bereit.«

Dirmer ging voran. Die zitternde Geneviève folgte ihm, die Augen halb geschlossen, den Kopf zurückgeworfen. Sie stiegen in einen Fiacre, der vor der Thüre wartete; der Wagen rollte fort.

Es war beendet, wie Geneviève gesagt hatte!

---

## XL.

### *Die Schenke zum Brunnen Noä.*

Der Mann in der Carmagnole, den wir die Salle des Pas-Perdus durchmessen sahen und sodann während der Expedition des Baumeisters Giraud, des General Santerre und des Vater Richard ein paar Worte mit dem als Wache vor der Thüre des unterirdischen Ganges zurück gebliebenen Schließer wechseln hörten, der wüthende Patriot mit seiner Bärenmütze und seinem dicken Schnurrbart, der bei Simon behauptete, er habe den Kopf der Prinzessin von Lamballe getragen, fand sich am Tag, nach dem an Gemüthsbewegungen so wechselreichen Abend: gegen sieben Uhr Nachmittags in der Schenke zum Brunnen Noä ein, welche, wie wir wissen, an der Ecke der Rue de la Vieille-Draperie lag.

Er saß hier bei dem Wirthe, oder vielmehr bei der Wirthin im Hintergrunde einer schwarzen, von Tabak und Lichtern durchräucherten Stube und gab sich den Anschein als verzehrte er eine Platte Fische in schwarzer Butter.

Die Stube, wo er sein Abendbrot verzehrte, war beinahe verlassen, nur ein paar Stammgäste des Hauses waren nach den Andern geblieben und genossen das Vorrecht, das ihnen der tägliche Besuch in der Anstalt verlieh. Die meisten Tische standen leer, doch wir müssen zur Ehre der Schenke zum Brunnen Noä sagen, die rothen, oder vielmehr violetten Tischtücher zeugten von dem Durchzug einer befriedigenden Anzahl gesättigter Gäste.

Die drei letzten Gäste verschwanden hinter einander, und gegen drei Viertel auf acht Uhr fand sich der Patriot allein.

Dann schob er mit einem höchst aristokratischen Ekel die gemeine Platte zurück, welche ihm einen Augenblick zuvor einen köstlichen Genuß bereitet zu haben schien, und zog aus seiner Tasche ein Täfelchen spanische Chocolate, die er langsam und mit einem Ausdruck aß, der sehr verschieden von dem war, welchen wir ihn seiner Physiognomie geben sahen.

Von Zeit zu Zeit, während er an seiner spanischen Chocolate und an seinem schwarzen Brote knaupelte, warf er auf die Glasthüre, an welcher ein Vorhang mit weiß und rothen Vierecken hing, Blicke voll ängstlicher Ungeduld; zuweilen horchte er und unterbrach sein frugales Mahl mit einer Zerstreung, die der Wirthin des Hauses viel zu denken gab; diese saß an ihrem Comptoir in der Nähe der Thüre, auf welche der Patriot seine Augen heftete, so daß sie sich ohne zu viel Eitelkeit für den Gegenstand seiner Unruhe halten konnte.

Endlich ertönte die Klingel der Eingangsthüre auf eine gewisse Weise, welche unseren Mann beben machte; er griff wieder nach seinem Fische, ohne daß die Herrin der Schenke bemerkte, daß er die eine Hälfte davon einem Hunde zuwarf, der ihn hungrig anschaute, und die andere Hälfte einer Katze, die dem Hunde zarte, aber dennoch sehr fühlbare Krallenhiebe versetzte.

Die Thüre mit dem weiß und rothen Vorhang öffnete sich; ein Mann trat ein, der ungefähr wie der Patriot gekleidet war, mit Ausnahme der Pelzmütze, die er durch die rothe Mütze ersetzt hatte.

Ein ungeheurer Bund Schlüssel hing an dem Gürtel dieses Mannes, an welchem auch ein breiter Infanteriesäbel befestigt war.

»Meine Suppe! meinen Schoppen!« rief dieser Mann, der in den gemeinschaftlichen Saal eintrat, ohne seine rothe Mütze zu berühren, und sich nur daraus beschränkte, daß er der Frau vom Hause ein Zeichen mit dem Kopfe machte.

Dann ließ er sich mit einem Seufzer der Müdigkeit an dem Tische nieder, welcher zunächst an dem stand, wo unser Patriot speiste.«

Die Herrin der Schenke erhob sich in Folge der Ehrerbietung, die sie für den Neu angekommenen hegte, und bestellte selbst die verlangten Gegenstände.

Die zwei Männer wandten sich den Rücken zu, der eine schaute nach der Straße, der andere nach dem Hintergrund des Zimmers, Nicht ein Wort wurde zwischen den zwei Männern ausgetauscht, so lange die Herrin der Schenke nicht völlig verschwunden war.

Als sich die Thüre hinter ihr geschlossen hatte und der Mann mit der Pelzmütze bei dem Schimmer eines einzigen Lichtes, das so geschickt am Ende eines Eisendrahtes hing, daß die Beleuchtung zwischen den zwei Gästen theilbar war, als dieser Mann, sagen wir, in dem ihm gegenüber angebrachten Spiegel bemerkt hatte, das Zimmer wäre vollkommen leer, sagte er zu seinem Gefährten, ohne sich umzuwenden:

»Guten Abend.«

»Guten Abend, mein Herr,« erwiderte der Neu angekommene.

»Nun,« fragte der Patriot mit derselben geheuchelten Gleichgültigkeit, »wie weit sind wir?«

»Es ist vorbei.«

»Was ist vorbei?«

»Ich bin mit dem Vater Richard, wie es unter uns abgemacht war, wegen des Dienstes uneinig geworden. Ich schützte mein schwaches Gehör, meine Blendungen vor, und es wurde mir übel mitten in der Schreibstube.«

»Sehr gut, und hernach?«

»Hernach rief der Vater Richard seine Frau, und seine Frau rieb mir die Schläfe mit Essig ein, woraus ich wieder zu mir kam.«

»Gut, und hierauf?«

»Hierauf, wie es unter uns abgemacht w«, sagte ich, der Mangel an Luft bringe bei mir diese Blendungen hervor, insofern ich sanguinisch sei, und der Dienst der Conciergerie, in der sich in diesem Augenblick vierhundert Gefangene finden, tödtete mich.«

»Und was sprachen sie hierzu?«

»Die Mutter Richard beklagte mich.«

»Und der Vater Richard?«

»Er wies mir die Thüre.«

»Daß er Dir die Thüre gewiesen hat, ist noch nicht genug.«

»Warten Sie doch; die Mutter Richard, die eine gute Frau ist, warf ihm vor, er habe kein Herz, in Betracht, daß ich ein Familienvater sei.«

»Und was erwiderte er?«

»Er erwiderte, sie habe Recht, doch die erste Bedingung für den Stand eines Schließers bestehe darin, er in dem Gefängniß bleibe, bei welchem er angestellt; die Republik scherze nicht, sie schlage denjenigen die Köpfe ab, welche bei Ausübung ihrer Functionen Blendungen haben.«

»Teufel!« versetzte der Patriot.



»Und er hatte nicht Unrecht, der Vater Richard. Seitdem die Oesterreicherin dort ist, findet eine höllenmäßige Überwachung statt.«

Der Patriot gab seinen Teller dem Hunde zu lecken, der von der Katze gebissen wurde.

»Vollenden Sie,« sprach er, ohne sich umzuwenden. »Endlich fing ich an zu seufzen und zu behaupten, ich fühle mich sehr unwohl; ich verlangte in die Krankenstube gebracht zu werden und versicherte, meine Kinder müßten sterben, wenn man mir meinen Lohn entziehe.«

»Und, der Vater Richard?«

»Der Vater Richard antwortete mir, wenn man Schließer sei, so zeuge man keine Kinder.«

»Doch ich denke, Du hast die Mutter Richard für Dich?«

»Zum Glück! sie machte ihrem Manne eine andere Szene und warf ihm vor, er habe ein schlechtes Herz, und der Vater Richard sagte am Ende: »»Nun wohl, Bürger Gracchus, verständige Dich mit einem von Deinen Freunden, der Dir etwas auf Deinen Lohn gibt; stelle ihn mir als Ersatzmann vor und ich verspreche Dir, daß er angenommen werden soll.«« Hiernach entfernte ich mich, indem ich zu ihm sagte: »»Es ist gut, Vater Richard, ich werde suchen.««

»Und Du hast gefunden, mein Braver!«

In diesem Augenblick kehrte die Wirthin zurück und brachte dem Bürger Gracchus seine Suppe und seinen Schoppen. Das behagte weder Gracchus, noch dm Patrioten, denn sie hatten sich noch einige Mittheilungen zu machen.

»Bürgerin,« sagte der Schließer, »ich habe ein kleines Geschenk vom Vater Richard erhalten, so daß ich mir heute ein Schweinsrippchen mit Gurken und eine Flasche Burgunderwein erlauben werde; schicke wegen des Rippchens Deine Magd zum Garkoch und hole mir die Flasche im Keller.«

Die Wirthin gab sogleich ihre Befehle. Die Magd ging durch die Hausthüre hinaus, jene entfernte sich durch die Kellerthüre,

»Gut,« sagte der Patriot, »Du bist ein verständiger Bursche.«

»So verständig, daß ich mir trotz Ihrer schönen Versprechungen nicht verhehle, um was es sich für uns Beide handelt. Sie vermuten es wohl?«

»Ja, vollkommen.«

»Wir spielen Beide um unsern Hals.«

»Sei unbesorgt um den meinigen.«

»Ich muß es gestehen, mein Herr, es ist auch nicht gerade der Ihrige, der mir am meisten Unruhe bereitet.«

»Es ist der Deinige?«

»Ja.«

»Doch wenn ich ihn zu seinem doppelten Werthe anschlage?«

»Ei! mein Herr, ein Hals ist ein sehr kostbares Ding.«

»Der Deinige nicht.«

»Wie, der meinige nicht?«

»In diesem Augenblick wenigstens.«

»Was wollen Sie damit sagen?«

»Ich will damit sagen, daß Dein Hals keinen Heller werth ist, insofern Du, wenn ich zum Beispiel ein Agent des Wohlfahrtsausschusses wäre, morgen guillotiniert würdest.«

Der Schließer wandte sich mit einer so ungestümen Bewegung um, daß der Hund gegen ihn kläffte.

Er war bleich wie der Tod.

»Wende Dich nicht um, erleiche nicht,« sprach der Patriot, »iß im Gegentheil vollends ruhig Deine Suppe; ich bin kein herauslockender Agent, mein Freund. Verschaffe mir Eintritt in die Conciergerie, setze mich an Deinen Platz, und ich bezahle Dir morgen fünfzig tausend Livres in Gold.«

»Ist es aber auch gewiß wahr?«

»Oh! Du hast eine vortreffliche Caution, Du hast meinen Kopf.«

Der Schließer sann einige Secunden nach.

»Vorwärts!« sagte der Patriot, der ihn in seinem Spiegel sah, »vorwärts! stelle keine schlimme Betrachtungen an; denunciirst Du mich, so gibt Dir die Republik, da Du im Ganzen nur Deine Pflicht getan hast, nicht einen Sou; dienst Du mir, so gebe ich Dir, da Du im Gegentheil Dich gegen Deine Pflicht verfehlt hast, und es in dieser Welt unbillig ist, daß Jemand etwas für nichts thun soll, die fünfzig tausend Livres.«

»Oh! ich verstehe Sie,« entgegnete der Schließer, »ich habe allen Vortheil dabei, daß ich thue, was Sie von mir verlangen, doch ich befürchte die Folgen . . .«

»Die Folgen . . . und was hast Du zu fürchten, sprich? Ich werde Dich nicht anzeigen, im Gegentheil.«

»Ohne Zweifel,«

»Am Tage nach meiner Bestallung machst Du einen Gang nach der Conciergerie, ich gebe Dir fünf und zwanzig Rollen, von denen jede zwei tausend Franken enthält; diese fünf und zwanzig Rollen werden bequem in Deinen zwei Säcken Platz haben. Mit dem Gelde gebe ich Dir eine Karte, mit der Du aus Frankreich Auslaß findest,

Du reisest ab, und wohin Du gehst, bist Du, wenn nicht reich, doch wenigstens unabhängig.

»Nun wohl, es ist abgemacht, mein Herr, mag kommen, was da will. Ich bin ein armer Teufel und mische mich nicht in die Politik; Frankreich ist immer gut marschirt ohne mich, und wird in Ermangelung meiner Person nicht umkommen; begehen Sie eine schlechte Handlung, desto schlimmer für Sie.«

»In jedem Fall glaube ich nichts Schlimmeres zu thun, als man sonst in diesem Augenblick thut.«

»Der Herr wird mir erlauben, daß ich die Politik des Nationalconventes nicht beurtheile.«

»Du bist ein in Beziehung aus Philosophie und Sorglosigkeit bewunderungswürdiger Mann. Nun sprich, stellst Du mich dem Vater Richard vor?«

»Diesen Abend, wenn Sie wollen.«

»Ja gewiß. Wer bin ich?«

»Mein Vetter Mardoche.«

»Mardoche, es sei, der Name gefällt mir. Was für ein Stand?«

»Ein Beutler.«

»Der Beutler ist vom Gerber nur um eine Hand entfernt.«

»Sind Sie Gerber?«

»Ich könnte es sein.«

»Das ist wahr.«

»Um welche Stunde soll die Vorstellung stattfinden?«

»In einer halben Stunde, wenn Sie wollen.«

»Um neun Uhr also.«

»Wann bekomme ich das Geld?«

»Morgen.«

»Sie sind ungeheuer reich?«

»Ich bin wohlhabend.«

»Ein Ci-devant, nicht wahr?«

»Was geht das Dich an?«

»Geld haben und sein Geld dafür weggeben, daß man Gefahr läuft, guillotiniert zu werden, in der That, die Ci-devant müssen sehr dumm sein!«

,Was willst Du? Die Sans-culottes haben so viel Geist, daß für die Andern nichts mehr übrig ist,«

»Stille, hier kommt mein Wein.«

»Diesen Abend vor der Conciergerie.«

»Ja.«

Der Patriot bezahlte seine Rechnung und entfernte sich.

Von der Thüre aus hörte man ihn mit seiner Donnerstimme rufen:

»Vorwärts, Bürgerin! die Rippchen mit Gurken! mein Vetter Gracchus stirbt vor Hunger.«

»Dieser gute Mardoche!« sagte der Schließer, indem er den Burgunder verkostete, welchen ihm die Wirthin mit einem zärtlichen Blicke eingeschenkt hatte.

---

## XLI.

### *Der Greffier des Kriegsministeriums.*

Der Patriot war weggegangen, hatte sich aber nicht entfernt. Durch die rauchigen Fenster beobachtete er den Schließer, um zu sehen, ob er nicht in Verbindung mit einem der Agenten der republikanischen Polizei, einer der besten Polizeien, die je bestanden, trete, denn die eine Hälfte der Gesellschaft bespöthete die andere, minder noch zum Ruhme der Regierung, als zur Sicherheit ihres Kopfes.

Doch nichts von dem, was der Patriot befürchtete, geschah; einige Minuten vor neun Uhr stand der Schließer auf, nahm die Wirthin beim Kinn und ging weg.

Der Patriot stieß aus dem Quai der Conciergerie zu ihm, und Beide traten in das Gefängniß ein.

Schon an demselben Abend wurde der Handel abgeschlossen; der Vater Richard nahm den Schließer Mordoché an der Stelle des Bürger Gracchus an.

Zwei Stunden, ehe diese wichtige Angelegenheit in, Kerker geordnet wurde, fiel in einem Theile des Gefängnisses eine Szene vor, welche, obgleich scheinbar ohne Interesse, eine nicht minder große Bedeutung für die Hauptpersonen dieser Geschichte hatte.

Müde seines Tagewerks, war der Greffier der Couriergerie im Begriff, seine Register zusammenzulegen und wegzugehen, als ein Mann, geführt von der Bürgerin Richard sich vor seinem Schreibtische zeigte.

»Bürger Greffier,« sprach sie, »hier ist Ihr College, vom Kriegsministerium, er kommt im Auftrage des Bürger Ministers, um einige militärische Listen zu entwerfen.«

»Ah! Bürger,« sagte der Greffier, »Sie komme, ein wenig spät, ich packte so eben zusammen.«

»Lieber College, verzeihen Sie,« erwiderte der Andere, »wir haben so viele Geschäfte, daß sich unsere Gänge nur in verlorenen Augenblicken machen lassen, und unsere verlorenen Augenblicke sind diejenigen, wo die Andern speisen oder schlafen.«

»Wenn dem so ist, so thun Sie es, mein lieber College, doch beeilen Sie sich, denn es ist, wie Sie sagen die Stunde des Abendbrotes und ich fühle Hunger. Haben Sie Ihre Vollmachten?«

»Hier sind sie,« sagte der Greffier des Kriegsministeriums, indem er ein Portefeuille vorwies, das sein College, so sehr er auch Eile hatte, mit ängstlicher Aufmerksamkeit prüfte.

, »Oh! Alles dies ist in Ordnung,« sagte die Richard »mein Mann hat bereits die Durchsicht vorgenommen.«

»Gleichviel,« versetzte der Greffier, in seiner Prüfung fortfahrend.

Der Greffier des Kriegsministeriums wartete geduldig und wie ein Mann, der aus strenger Erfüllung dieser Förmlichkeiten gefaßt war.

»Vortrefflich,« sagte der Greffier der Conciergerie, »Sie können nun anfangen, wann Sie wollen. Haben Sie viele Gefangene zu verzeichnen?«

»Etwa hundert.«

»Dazu brauchen Sie mehrere Tage.«

»Mein lieber College, ich will auch eine kleine Anstalt bei Ihnen gründen, das heißt, wenn Sie es erlauben.«

»Wie soll ich das verstehen?« fragte der Greffier der Conciergerie.

»Ich werde Ihnen das erklären, indem ich Sie mit zum Abendbrot nehme; Sie haben Hunger, sagen Sie?«,

»Ich leugne es nicht.«

»Nun wohl, Sie werden meine Frau sehen, sie ist eine gute Köchin; dann werden Sie mit mir Bekanntschaft machen, ich bin ein guter Junge.«

»Meiner Treue, ja, Sie kommen mir so vor; doch lieber College . . .«

»Oh! nehmen Sie ohne Umstände die Austern an, die ich im Vorbeigehen beim Chatelet kaufen werde, sodann ein Huhn, das ich bei unserem Garkoch bestelle, und ein paar kleine Schüsseln, welche Madame Durand vortrefflich macht.«

»Sie verführen mich, lieber College,« sagte der Greffier der Conciergerie, geblendet durch dieses Mahl, an das ein Greffier nicht gewöhnt war, den das Revolutionstribunal mit zehn Livres in Assignaten bezahlte, einen wirklichen Werth von kaum zwei Franken hatten.

»Sie nehmen also an?«

»Ich nehme an.«

»Dann verschieben wir die Arbeit aus morgen; für diesen Abend gehen wir.«

»Gehen wir.«

»Kommen Sie.«

»Sogleich; lassen Sie mich nur die Gendarmen benachrichtigen, welche die Oesterreicherin bewachen.«

»Warum sie benachrichtigen?«

»Damit sie wissen, daß ich weggehe, und damit ihnen weil sie folglich wissen, daß Niemand mehr in der Kanzlei ist, jedes Geräusch verdächtig vorkommt.«

»Ah! sehr gut, meiner Treue eine vortreffliche Vorsicht.«

»Nicht wahr, Sie begreifen?«

»Ganz gut, gehen Sie.«

Der Greffier der Conciergerie klopfte wirklich an die Pforte, einer der Gendarmen öffnete und fragte:

»Wer ist da?«

»Ich, der Greffier, Sie wissen, ich gehe. Gute Abend, Bürger Gilbert.«

Und die Pforte schloß sich wieder.

Der Greffier des Krieqsministeriums hatte diese ganze Szene mit der größten Aufmerksamkeit beobachtet, und als die Thüre des Gefängnisses der Königin offen war, tauchte sein Blick rasch bis in den Hintergrund der ersten Abtheilung: er sah den Gendarme Duchesne an einem Tisch und überzeugte sich folglich, daß die Königin nur zwei Wächter hatte.

Es versteht sich von selbst, daß, als der Greffier der Conciergerie sich umwandte, sein College wieder die gleichgültigste Miene, die er nur immer seiner Physiognomie geben konnte, angenommen hatte.

Als sie die Conciergerie verließen, traten zwei Männer hier ein.

Diese zwei Männer, welche eben eintraten, waren der Bürger Gracchus und sein Vetter Mardoche.

Mit einer Bewegung, welche einem ähnlichen Gefühle zu entspringen schien, drückten der Vetter Mardoche und der Greffier des Kriegsministeriums, als sie sich erblickten der eine seine Pelzmütze, der andere seinen breitkrämpigen Hut auf die Augen.

»Wer sind diese Männer?« fragte der Greffier des Kriegsministeriums.

»Ich kenne nur einen, es ist ein Schließer Namens Gracchus.«

»Ah!« versetzte der Greffier des Krieges mit einer geheuchelten Gleichgültigkeit, »die Schließer der Conciergerie gehen also aus?«

»Sie haben ihren Tag.«

Die Forschung wurde nicht weiter getrieben; die zwei neuen Freunde schlugen den Weg nach dem Pont au Change ein, An der Ecke der Place du Chatelet kaufte der Greffier des Kriegs nach dem angekündigten Programm einen Korb von zwölf Dutzend Austern; dann ging man weiter über den Quai de Gèvres.

Die Wohnung des Greffier vom Kriegsministerium war sehr einfach: der Bürger Durand bewohnte drei kleine Zimmer aus der Place de Grève in einem Hause ohne Portier, Jeder Miethsman hatte einen Schlüssel zu der Gangthüre und es war verabredet, daß man sich, wenn man seinen Schlüssel nicht mitgenommen, durch einen, zwei oder drei Schläge mit dem Klopfer, je nach dem Stockwerk, das man bewohnte, benachrichtigen sollte; die Person, welche eine andere erwartete und das Zeichen erkannte, kam dann herab und öffnete die Thüre.

Der Bürger Durand hatte seinen Schlüssel in der Tasche und brauchte also nicht zu klopfen.

Man stieg zwei Stockwerke hinaus, der Bürger Durand zog einen zweiten Schlüssel aus seiner Tasche und trat ein.

Der Greffier des Palastes fand die Frau Greffière des Kriegs sehr nach seinem Geschmack; es war in der That eine reizende Frau, der ein über ihrem Gesicht verbreiteter Ausdruck tiefer Traurigkeit beim ersten Anblick im mächtiges Interesse verlieh. Wir haben zu bemerken, riß die Traurigkeit eines der sichersten Verführungsmittel hübscher Frauen ist: die Traurigkeit macht alle Männer ohne Ausnahme, selbst die Greffiers verliebt; denn die Greffiers sind Menschen, was man auch sagen mag, und es gibt keinen Menschen von großer Eigenliebe oder von empfindsamen Herzen, der nicht eine betrübte hübsche Frau zu trösten und die weißen Rosen einer bleichen Gesichtsfarbe in lachende Rosen zu verwandeln hofft, wie der Bürger Dorat sagte.

Die zwei Greffiers speisten mit sehr gutem Apprtie nur Madame Durand aß nicht.

Die Fragen nahmen indessen von der einen Seite wie von der andern ihren Fortgang.

Der Greffier des Kriegs fragte seinen Collegen mit einer, in jenen Zeiten täglicher Dramen, sehr merkwürdigen Neugierde, was die Gebräuche des Palastes, die Gerichtstage und die Mittel der Überwachung wären.

Entzückt, daß man ihn mit so viel Aufmerksamkeit anhörte, antwortete der Greffier des Palastes mit großer Gefälligkeit und erzählte von den Gebräuchen der Schließer, von denen von Fouquier-Tinville und endlich von denen des Bürger Sanson, des Hauptsächlichsten der Tragödie, die man täglich auf dem Revolutionsplatze spielte.

Dann wandte er sich an seinen Collegen und Wirth und erbat sich von ihm Auskunft über sein Ministerium.

»Oh!« sprach Durand, »ich bin minder gut unterrichtet, insofern ich eine bei Weitem geringere

Stellung einnehme, als Sie, da ich viel mehr Secretaire des Greffier, als Titulaire<sup>9</sup> dieses Platzes bin; ich besorge das Geschäft des ersten Greffier; ich, der unbekante, der dunkle Beamte habe die Mühe, den Vornehmen kommt der Nutzen zu; das ist die Gewohnheit bei allen Bureaукrationen, selbst bei den revolutionären. Die Erde und der Himmel werden sich vielleicht eines Tages verändern, doch die Bureaux verändern sich nie.«

»Nun wohl, ich werde Sie unterstützen, Bürger,« sagte der Greffier des Palastes, entzückt über den guten Wein seines Wirthes und besonders über die schönen Augen von Madame Durand.

»Oh! ich danke,« erwiderte derjenige, welchem dieses artige Anerbieten gemacht wurde, »Alles, was die Gewohnheiten und die Örtlichkeiten verändert, ist eine Zerstreung für einen armen Beamten, und ich befürchte viel mehr, meine Arbeit in der Concergerie zu Ende gehen, als sich in die Länge ziehen zu sehen, und wenn ich jeden Abend Madame Durand, welche sich hier langweilen würde, mit in die Kanzlei nehmen kann . . .«

»Ich sehe darin nichts Unpassendes,« versetzte der Greffier des Palastes, höflich erfreut über die liebenswürdige Zerstreung, die ihm sein College versprach.

»Sie wird mir die Listen dictiren« fuhr der Bürger Durand fort, »und von Zeit zu Zeit, wenn das Geschäft beendet ist, und wenn Sie das Abendbrot heute nicht zu schlecht gefunden haben, kommen Sie und nehmen ein ähnliches bei uns ein.«

»Ja, doch nicht zu oft, nicht zu oft,« erwiderte mit einer gewissen Geckenhaftigkeit der Greffier des Palastes, »denn ich muß Ihnen gestehen, ich würde gezankt, käme ich später als gewöhnlich in ein gewisses Haus der Rue du Petit-Musc zurück.«

»Ah! das läßt sich vortrefflich ordnen,« sagte Durand, »nicht wahr, meine liebe Freundin?«

Immer sehr bleich und sehr traurig, erhob Madame Durand ihre Augen zu ihrem Gatten und erwiderte:

»Ihr Wille geschehe.«

Es schlug elf Uhr und es war Zeit sich zurückzuziehen. Der Greffier des Palastes stand auf und nahm Abschied von seinen neuen Freunden, wobei er sie versicherte, daß es ihm unendlich Vergnügen gewährt habe, mit ihnen und ihrem Abendbrote Bekanntschaft zu machen.

Der Bürger Durand führte seinen Gast bis auf den Ruheplatz zurück, ging dann wieder in das Zimmer und sagte:

»Vorwärts, Geneviève, legen Sie sich nieder.«

Die junge Frau erhob sich, ohne zu antworten, nahm eine Lampe und ging in das Zimmer rechts.

Durand, oder vielmehr Dinner, schaute ihr nach, blieb einen Augenblick nachdenkend und mit düsterer Stirne stehen und begab sich dann ebenfalls in sein Zimmer, das aus der entgegengesetzten Seite lag.

---

## XLII.

### *Die zwei Billets.*

Von diesem Augenblicke an arbeitete der Greffier des Kriegsministeriums jeden Abend emsig im Bureau seines Collegen vom Palaste. Madame Durand entnahm die Listen aus den zum Voraus bereiteten Registern und Durand copirte voll Eifer

Nach einer Stunde des Gesprächs oder der Betrachtung, denn dem Greffier des Palastes gefiel es ungemein, seine Collegin vom Kriegsministerium anzuschauen, blieben der Mann und die Frau gewöhnlich allein. Dann kehrte der Beamte von Fouquier-Tinville nach der Rue du Petit-Musc zurück und murmelte:

»Alle Weiter! wie schön ist sie, diese kleine Madame Durand; aber was Teufels kann sie haben, das sie so traurig macht?«

Dann entfernte sich Durand ebenfalls, nachdem er die Gendarmen der Gewohnheit gemäß unterrichtet und die Bücher sorgfältig wieder geschlossen hatte.

Dies dauerte so vier Tage. Durand prüfte Alle, ohne daß er auf etwas aufmerksam zu sein schien.

Er hatte wahrgenommen, daß jeden Abend um neun Uhr ein Korb mit Mundvorräthen, den Richard oder seine Frau brachten, vor der Thüre niedergesetzt wurde.

Jeden Abend, wenn der Graffier zu dem Gendarme sagte: »Ich gehe, Bürger,« kam der Gendarme Gilbert oder Duchesne heraus, nahm den Korb und brachte ihn zu Marie Antoinette.

Während der drei aus einander folgenden Abende, wo Durand länger an seinem Posten geblieben war, war der Korb auch länger an dem seinigen geblieben, denn nur wenn er die Thüre öffnete, um dem Greffier guten Abend zu sagen, nahm der Gendarme die Mundvorräthe auf.

Eine Viertelstunde, nachdem er den vollen Korb hinein» genommen, stellte einer von den Gendarmen einen leeren Korb vom vorhergehenden Tage vor die Thüre, auf dieselbe Stelle, wo der andere gewesen war.

Am Abend des vierten Tages, es war am Anfang des Monats October, nach der gewöhnlichen Sitzung und als der Greffier des Palastes sich entfernt hatte und Durand, oder vielmehr Dirmer mit seiner Frau allein geblieben war, ließ er seine Feder fallen, schaute umher, horchte mit einer Aufmerksamkeit, als ob sein Leben davon abhängen würde, stand rasch auf, lies mit gedämpften Tritten auf die Thüre des Gefängnisses zu, hob die Serviette auf, welche den Korb bedeckte, und drückte in das für die Gefangene bestimmte weiche Brot ein silbernes Etui.

Bleich und zitternd durch die Aufregung, die selbst bei der mächtigsten Organisation den Menschen ergreift, welcher einen Akt von höchster Bedeutung, der lange vorbereitet war und sehnhchst erwartet wurde, vollzogen hat, kehrte er dann an seinen Platz zurück und drückte eine Hand auf seine Stirne, die andere aus sein Herz.

Geneviève schaute ihm zu, doch ohne ein Wort an ihn zu richten; seitdem sie ihr Gatte von Maurice geholt, wartete sie gewöhnlich, bis er zuerst mit ihr sprach.

Diesmal aber brach sie ihr Stillschweigen.

»Soll es diesen Abend geschehen?« fragte sie.



»Nein, morgen,« antwortete Dirmer.

Und nachdem er abermals geschaut und gehorcht hatte, schloß er die Register, näherte sich der Pforte und klopfte an.

»Was gibt es?« rief Gilbert.

»Bürger,« antwortete er, »ich gehe.«

»Gut,« sagte der Gendarme aus dem Hintergrunde der Zelle, »guten Abend.«

»Guten Abend, Bürger Gilbert.«

Durand hörte das Klirren der Riegel, er begriff, daß der Gendarme öffnen wollte, und ging.

In dem Gange, der von der Wohnung des Vater Richard in den Hof führte, stieß er auf einen Schließer, der eine Pelzmütze aus dem Kopf hatte und einen schweren Schlüsselbund in der Hand trug.

Dirmer ergriff die Angst, er befürchtete, grob wie die meisten Leute seines Standes, würde dieser Mensch ihn anrufen, anschauen, vielleicht erkennen.

Er drückte seinen Hut auf die Stirne, während Geneviève die Garnitur ihres schwarzen Mäntelchens über die Augen zog.

Er täuschte sich.

»Ah! ich bitte um Verzeihung sagte der Schließer, obgleich er gestoßen worden war.

Dirmer bebte bei dem Tone dieser Stimme, welche sanft und artig klang. Doch der Schließer hatte ohne Zweifel Eile, er schlüpfte in den Gang, öffnete die Thüre des Vater Richard und verschwand.

Dirmer ging mit Geneviève seines Wegs.

»Das ist seltsam,« sagte er, als er außen war, als die Thüre sich wieder hinter ihm geschlossen und der Eindruck der Luft seine brennende Stirne abgekühlt hatte.

»Oh! ja, sehr seltsam,« flüsterte Geneviève.

Zur Zeit ihres innigen Verhältnisses hätten sich die zwei Gatten einander die Ursache ihres Erstaunens mitgeteilt.

Doch Dirmer verschloß seine Gedanken in seinem Innersten und bekämpfte sie wie ein Gebilde erhitzter Einbildungskraft, während Geneviève sich darauf beschränkte, daß sie, als sie sich um die Ecke des Pont au Change wandte, einen letzten Blick auf den düsteren Palast warf, wo etwas wie das Gespenst eines verlorenen Freundes in ihr so viele süße und zugleich bittere Erinnerungen geweckt hatte.

Beide kamen nach der Grève, ohne ein einziges Wort gesprochen zu haben.

Mittlerweile war der Gendarme herausgegangen und hatte den für die Königin bestimmten Korb mit Mundvorräthen aufgenommen.

Er enthielt Obst, ein kaltes Huhn, eine Flasche weißen Wein, eine Caraffe Wasser und die Hälfte eines zweipfündigen Brotes.

Gilbert hob die Serviette auf und erkannte die gewöhnliche Anordnung der von der Bürgerin Richard in den Korb gelegten Gegenstände.

»Gut, hier ist mehr, als sie essen wird,« sagte er zu seinem Gefährten, der, seitdem er nicht mehr rauchte, seine Zeit damit hinbrachte, daß er alle alte Almanache las, die er sich verschaffen konnte. »Hier ist mehr, als sie essen wird, und dennoch bedurfte es nicht so vieler Köche, um ihr Mittagsbrot zu bereiten, als es in Versailles an dem Tage gab, wo wir sie holten, um sie nach den

Tuilerien zurückzuführen,«

»Ei, mein Gott! ja,« erwiderte Duchesne philosophisch, »jetzt hat sie zum Küchenmeister den Bratkoch an der Ecke.«

»Das muß ihr hart vorkommen.«

»Oh! für das, was sie ißt . . .«

Gilbert machte mit den Schultern ein Zeichen, welches wohl sagen wollte:

»Ah! was Du da sprichst, ist wahr.«

Dann schob er den Windschirm auf die Seite und rief laut:

»Bürgerin, hier ist das Abendbrot.«

Der würdige Mann vermied es zu sagen: *Dein Abendbrot*, um die Königin nicht zu duzen, und *Ihr Abendbrot*, um nicht der Aristokratie beschuldigt zu werden.

»Ich danke, mein Herr,« antwortete die Königin, »ich habe keinen Hunger.«

»Ei! Bürgerin,« versetzte Gilbert mit einer Erschütterung, die er nicht zu bemeistern vermochte, »es ist nicht damit abgemacht, daß man immer sagt! »»Ich habe keinen Hunger,«« was Teufels, man muß auch essen.«

»Warum dies?« fragte die Königin so leise, daß es Duchesne nicht hörte.

Doch Gilbert hörte es.

»Ei! Bürgerin, wenn es nur wäre, um mir ein wenig Vergnügen zu machen!« rief Gilbert, fortgerissen durch die Rührung, die ihm diese lange, heilige Resignation verursachte.

Die Königin lächelte traurig und sprach:

»Um Ihnen Vergnügen zu machen, mein Freund, werde ich ein wenig Brot brechen.«

Und Sie hob den Deckel vom Korb ab und nahm das Brot heraus, während Gilbert durch die Öffnung des Windschirmes streckte und ihr, Thränen in den Augen, zuschaute.

Marie Antoinette brach das Brot, doch kaum hatten sich ihre Finger in dasselbe eingedrückt, als sie die kalte Berührung des Silbers fühlte und erriecht, daß dieses Brot etwas Außerordentliches enthielt.

Da machte sie unwillkürlich eine Bewegung, das Blut stieg ihr zu Gesicht und verlieh ihren Augen und ihren Wangen einen fieberhaften Glanz.

Mit maschinenartigen Instinkte schaute sie gleichzeitig umher, erblickte Gilbert und stieß einen schwachen Schrei aus.

»Ah! ich bitte um Verzeihung,« sagte er, indem er sich rasch zurückzog, »ich habe ihnen bange gemacht, Bürgerin.«

Diesmal war Gilbert so bewegt durch den Schrei der Königin, daß er geradezu *Ihnen* sagte, auf die Gefahr, was daraus entstehen dürfte, wenn er gehört würde.

»Nein aber es ist . . .«

Sie hielt inne, denn sie wußte nicht, womit sie sich entschuldigen sollte.

»Gut,« sagte er, »gut, speisen Sie ruhig zu Nacht, es ist traurig für Männer, eine Frau so ohne zu essen leben zu sehen; wenn Sie dann gespeist haben, so suchen Sie zu schlafen, ohne zu seufzen, wie Sie es gewöhnlich im Schläfe thun. So wahr ich Gilbert heiße, ich würde lieber sehen, daß Sie sich am Tage beklagten und ärgerten, statt Sie in der Nacht so seufzen zu hören.«

Die Königin blieb einen Augenblick unbeweglich; sie hörte nicht nur auf das, was er sagte, sondern sie berechnete auch seine stufenweise Entfernung.

Als sie gewiß zu sein glaubte, daß er sich zu seinem Kameraden gesetzt hatte, zog sie das Etui aus dem Brot.

Das Etui enthielt ein Billet.

Sie entfaltete es und las, wie folgt:

*»Madame, halten Sie sich morgen zur Stunde, wo Sie dieses Billet empfangen werden, bereit, denn morgen zu dieser Stunde wird eine Frau in den Kerker Eurer Majestät eingeführt. Diese Frau nimmt Ihre Kleider und gibt Ihnen die ihrigen, dann verlassen Sie die Conciergerie am Arm von einem Ihrer ergebensten Diener.*

*»Kümmern Sie sich nicht um den Lärm, der im ersten Zimmer entstehen wird; halten Sie sich weder bei dem Geschrei noch bei den Seufzern auf; sorgen Sie einzig und allein dafür, daß Sie rasch das Kleid und den Mantel der Frau anziehen, welche den Platz Eurer Majestät einnehmen soll.«*

»Eine Ergebenheit!« flüsterte die Königin; »ich danke Dir, mein Gott, ich bin also nicht, wie man sagte, ein Gegenstand der Verwünschung für Alle!«

Sie las das Billet noch einmal

Da fiel ihr der zweite Paragraph aus.

»»Halten Sie sich weder bei dem Geschrei noch bei den Seufzern auf,«« murmelte sie; »Oh! das bedeutet, daß man meine zwei Wächter niederstrecken will, arme Leute, die mir so viel Mitleid bewiesen haben; Oh! Nie! Nie!«

Sie riß die zweite Hälfte des Billets, welche weiß war, ab, und da sie weder Bleistift noch Feder hatte, um dem unbekanntem Freund, der sich mit ihr beschäftigte, zu antworten, so nahm sie die Nadel von ihrem Halstuch und stach in das Papier Buchstaben, welche folgende Worte bildeten:

*»Ich darf und kann das Opfer irgend eines Menschenlebens gegen das meinige nicht annehmen.«*

M. A..

Dann schob sie das Papier in das Etui und steckte dieses in den zweiten Theil des gebrochenen Brotes.«

Diese Operation war kaum vollendet, es schlug eben zehn Uhr, die Königin hielt das Stück Brot in der Hand und zählte die Glockenschläge, welche langsam und in Zwischen, räumen vibrierend, als sie an einer der Scheiben ihres Fensters, das nach dem Hofe ging, den man den Frauenhof nannte, ein scharfes Geräusch, dem ähnlich, hörte, welches ein auf dem Glase knirschender Brillant hervorbringen würde. Aus dieses Geräusch folgte ein leichter Stoß an die Scheibe, der mehrere Male wiederholt wurde und den absichtlich das Husten eines Menschen bedeckte.

Dann erschien an der Ecke der Scheibe ein kleines zusammengerolltes Papier, das langsam hereinschlüpfte und an den Fuß der Mauer fiel.

Endlich vernahm die Königin das Geräusch eines Bundes von Schlüsseln, welche an einander schlugen, und von Tritten, die sich aus dem Pflaster schallend entfernten.

Sie erkannte, daß die Scheibe an ihrer Ecke durch» löchert worden, und daß durch diese Ecke der Mann, der sich entfernte, ein Papier geschoben hatte, welches ohne Zweifel ein Billet war.

Dieses Billet lag auf dem Boden.

Die Königin schaute es starr an, während sie horchte, ob sich ihr nicht einer ihrer Wächter näherte; doch sie hörte sie mit leiser Stimme sprechen, wie sie es gewöhnlich und in Folge einer Art von stiller Übereinkunft thaten, um sie nicht zu belästigen.

Dann hob sie das Papier sachte und den Athem an sich haltend auf.

Ein dünner, harter Gegenstand schlüpfte wie aus einer Scheide und klang metallisch, als er auf den Backstein fiel.

Es war eine Feile von der größten Feinheit, mehr ein Juwel als ein Werkzeug, eine von jenen stählernen Federn, mit denen eine Hand, so schwach und ungeschickt sie auch sein mag, in einer Viertelstunde die dickste Eisenstange zu durchschneiden im Stande ist.

»Madame,« sagte das Billet, »morgen um halb zehn Uhr wird ein Mann kommen und mit den Gendarmen, welche Sie bewachen, durch die Fenster des Frauenhofes sprechen.

»Während dieser Zeit wird Eure Majestät die dritte Stange Ihres Fensters, von der Linken zur Rechten gerechnet, durchfeilen.

»Feilen Sie schief, eine Viertelstunde wird Eurer Majestät genügen; dann halten Sie sich bereit, durch das Fenster zu schlüpfen.

»Diese Kunde kommt Ihnen von einem Ihrer treuesten und ergebensten Unterthanen zu, welcher sein Leben dem Dienste Eurer Majestät gewidmet hat und glücklich sein wird, es für Sie aufzuopfern.«

»Oh!« flüsterte die Königin, »das ist eine Falle. Doch nein, mir scheint, ich kenne diese Handschrift, es ist dieselbe wie im Temple; es ist die des Chevalier von Maison-Rouge. Auf! Gott will vielleicht, daß ich entkomme.«

Und die Königin fiel auf ihre Kniee und flüchtete sich in das Gebet, in diesen mächtigen Balsam der Gefangenen.

---

## XLIII.

### *Die Vorkehrungen von Dirmer.*

Dieser andere Tag, vorbereitet durch eine schlaflose Nacht, kam endlich furchtbar, und man kann wohl ohne Übertreibung sagen, blutroth.

In der That, in jener Zeit und in jenem Jahre hatte die schönste Sonne jeden Tag ihre schwarzblauen Flecken.

Die Königin schlief beinahe nicht und ihrem Schlaf gebrach es an Ruhe; kaum hatte sie die Augen geschlossen, da schien es ihr, als sähe sie Blut fließen, als hörte sie Schreie ausstoßen.

Sie war, ihre Feile in der Hand, entschlummert.

Einen Theil des Tages widmete sie dem Gebet. Ihren Wächter sahen sie so oft beten, daß sie keinen Verdacht aus diesem Zuwachs von Andacht schöpften.

Von Zeit zu Zeit zog die Gefangene aus ihrem Busen die Feile, die ihr von einem ihrer Retter übermacht worden war, und sie verglich die Schwäche des Werkzeugs mit der Kraft der Gitterstangen.

Zum Glück waren diese Stangen in der Mauer und auf einer Seite, das heißt unten, befestigt.

Der obere Theil war in eine Querstange eingefügt hatte man den unteren Theil durchfeilt so dürfte man an der Stange ziehen und diese kam.

Doch es waren nicht die physischen Schwierigkeit was die Königin aufhielt, sie begriff vollkommen, daß die Sache möglich war, und gerade diese Möglichkeit machte aus der Hoffnung eine blutige Flamme, welche ihre Augen blendete.

Sie fühlte, daß ihre Freunde, um bis zu Ihr zu gelangen, ihre Wächter tödten mußten, und sie hätte um keinen Preis zu ihrem Tode eingewilligt. Diese Männer waren die einzigen, die ihr seit langer Zeit Mitleid bewiesen hatten.

Dagegen waren jenseits der Gitterstangen, die man sie durchfeilen hieß, jenseits der Leichname dieser zwei Männer, welche fallen sollten, indem sie ihre Retter zu ihr zu gelangen hindern würden, die Freiheit, das Leben und vielleicht die Rache, drei so süße Dinge für eine Frau besonders, daß sie Gott um Verzeihung bat, weil sie sich so glühend nach denselben sehnte.

Sie glaubte übrigens zu bemerken, daß kein Verdacht ihre Wächter in Bewegung setzte, und daß sie nicht einmal Bewußtsein der Falle hatten, in welche man ihre Gefangene locken wollte, vorausgesetzt, daß das Complott eine Falle war.

Diese einfachen Menschen hätten sich so geübten Augen verrathen, wie es die der Königin waren, welche sich dadurch, daß sie es so oft erduldet, das Schlimme zu errathen gewöhnt hatte.

Die Königin verzichtete beinahe gänzlich auf den Theil ihrer Gedanken, welcher sie die doppelte Öffnung, die man ihr als eine Falle gemacht, prüfen ließ; doch je mehr die Scham, in einer Falle gefangen zu werden, von ihr wich, desto mehr verfiel sie in die noch größere Furcht, unter ihren Augen ein für sie vergossenes Blut fließen zu sehen.

»Seltsames Geschick, erhabenes Schauspiel!« sagte sie; zwei Verschwörungen vereinigen sich, um eine arme Königin, oder vielmehr eine arme gefangene Frau zu retten, welche nichts

getan hat, um die Verschwörer zu verführen oder zu ermutigen, und sie sollen beide gleichzeitig zum Ausbruch kommen . . . Wer weiß! vielleicht bilden die beide nur eine Verschwörung. Vielleicht ist es eine doppelte Mine, welche an einem einzigen Punkte ausmünden soll . . . Wenn ich wollte, wäre ich also gerettet. . . Doch eine arme Frau an meiner Stelle geopfert. . . . Doch zwei Männer getödtet, damit diese Frau zu mir gelangt. . . Gott und die Zukunft würden es mir nicht vergeben! unmöglich! Unmöglich!«

Dann durchkreuzten ihren Geist jene große Ideen von der Ergebenheit der Diener für die Gebieter und jene antiken Überlieferungen vom Rechte der Herren über das Leben der Diener, beinahe verschwundene Phantome des sterbenden Königthums.

»Anna von Oesterreich hätte eingewilligt,« sagte sie, »Anna von Oesterreich hätte über Alles das große Princip der Wohlfahrt königlicher Personen gestellt. Anna von Oesterreich war von demselben Blute wie ich und beinahe in derselben Lage wie ich. Ein Wahnsinn, daß ich nach Frankreich kam, um hier das Königthum von Anna von Oesterreich zu verfolgen! Ich bin auch nicht gekommen: zwei Könige sprachen: »Es ist wichtig, daß zwei königliche Kinder, die sich nie gesehen, die sich nicht lieben, die sich vielleicht nie lieben werden, an demselben Altar sich Heirathen, um auf demselben Blutgerüste zu sterben.«« Und dann. . . wird mein Tod, nicht den des armen Kindes, nach sich ziehen, das in den Augen meiner wenigen Freunde noch König von Frankreich ist? Und wenn mein Sohn gestorben sein wird, wie mein Gemahl gestorben ist, werden ihre zwei Schatten nicht vor Mitleid lächeln, wenn sie, um ein paar Tropfen gemeines Blut zu ersparen, mit meinem Blute die Trümmer des Thrones vom heiligen Ludwig bespritzen sehen?«

Unter dieser immer zunehmenden Angst, in diesem Fieber des Zweifels, dessen Pulsschläge sich unablässig verdoppelten, im Schauer dieser Bangigkeiten erreichte die Königin den Abend.

Wiederholt hatte sie ihre Wächter prüfend beobachtet; nie hatten sie ruhiger ausgesehen.

Nie auch waren ihr die kleinen Aufmerksamkeiten dieser plumpen, aber guten Leute mehr ausgefallen.

Als es im Kerker finster wurde, als der Schritt der Runden erscholl, als das Geräusch der Waffen und das Geheule der Hunde das Echo in den finsternen Gewölben weckten, als sich endlich das ganze Gefängniß furchtbar und hoffnungslos darstellte, da erhob sich Marie Antoinette, welche die der Natur der Frau inwohnende Schwäche gezähmt hatte, voll Schrecken.

»Oh! ich werde fliehen,« sagte sie, »ja, ja, ich werde fliehen. Wenn man kommt, wenn man spricht, durchfeile ich eine Stange und erwarte, was Gott und meine Befreier von mir verlangen. Ich bin mich meinen Kindern schuldig, man wird sie nicht tödten, oder wenn man sie tödtet, kann ich wenigstens. . .«

Marie Antoinette vollendete nicht, ihre Augen schlossen sich, ihr Mund erstickte ihre Stimme. Es war ein furchtbarer Traum, den diese arme Königin in einer mit Riegeln und Gittern geschlossenen Stube träumte. Doch bald fielen, immer in ihrem Traume, Gitter und Riegel; sie sah sich inmitten eines finsternen, unbarmherzigen Heeres; sie befahl der Flamme, zu glänzen, dem Schwerte, aus der Scheide zu gehen; sie rächte sich an einem Volke, das am Ende nicht das ihrige war.

Während dieser Zeit plauderten Gilbert und Duchesne ruhig und bereiteten ihr Abendbrot.

Während dieser Zeit kamen auch Dirmer und Geneviève in die Conciergerie und begaben sich wie gewöhnlich in die Kanzlei. Nachdem sie ungefähr eine Stunde hier waren, beendigte,

ebenfalls wie gewöhnlich, der Greffier des Palastes sein Geschäft und ließ sie allein.

Sobald die Pforte hinter seinem Collegen geschlossen war, stürzte Dirmer auf den leeren Korb zu, der vor der Thüre zum Austausch gegen den Korb vom Abend stand.

Er nahm das Stück Brot, brach es und fand das Etui.

Das Wort der Königin war darin enthalten: er las es erbleichend.

Und da Geneviève ihn beobachtete, zerriß er das Papier in tausend Stücke und warf diese in den entflamnten Schlund des Ofens.

»Es ist gut,« sagte er, »Alles ist abgemacht.«

Dann sich gegen Geneviève umwendend:

»Kommen Sie, Madame.«

»Ich?«

»Ja, ich muß leise mit Ihnen sprechen.«

Unbeweglich und kalt wie Marmor machte Geneviève eine Gebärde der Resignation und näherte sich ihm.

»Madame, die Stunde ist gekommen,« sprach Dirmer, »hören Sie mich.«

»Ja, mein Herr.«

»Sie ziehen einen Ihrer Sache nützlichen Tod, für den Sie eine ganze Partei segnet und ein ganzes Volk beklagt, einem schmähhlichen Tode, einem nur der Rache entspringenden Tode vor, nicht wahr?«

»Ja, mein Herr.«

»Ich hätte Sie auf der Stelle tödten können, als ich Sie bei Ihrem Geliebten traf; doch ein Mann, der, wie ich, sein Leben einem ehrenvollen und heiligen Werte geweiht hat, muß auch aus seinem Unglück Nutzen zu ziehen wissen, indem er es dieser Sache opfert; dies habe ich getan oder gedenke ich vielmehr zu thun. Ich habe mir, wie Sie sehen, das Vergnügen versagt, mein Recht zu üben. Ich habe auch Ihren Geliebten verschont.«

Etwas wie ein flüchtiges Lächeln, flüchtig aber furchtbar, schwebte über die entfärbten Lippen von Geneviève.«

»Doch was Ihren Liebhaber betrifft, so müssen Sie begreifen, Sie, die Sie mich kennen, daß ich nur gewartet habe, um etwas Besseres zu finden.«

»Mein Herr,« sprach Geneviève, »ich bin bereit, warum also diese Umschweife?«

»Sie sind bereit?«

»Ja, Sie tödten mich, Sie haben Recht, ich warte.«

Dirmer schaute Geneviève an und bebte unwillkürlich; sie war in diesem Augenblick erhaben: eine Glorie beleuchtete sie, die glänzendste von allen, die Glorie, welche von der Liebe herrührt.

»Ich fahre fort,« sagte Dirmer. »Ich habe die Königin benachrichtigt, sie wartet; ohne Zweifel wird sie eine Einwendung machen, doch Sie werden sie nöthigen.«

»Gut, mein Herr, geben Sie Ihre Befehle, und ich werde Sie vollziehen.«

»Sogleich,« sprach Dirmer, »ich klopfe an die Thüre, Gilbert wird öffnen, mit diesem Dolche (Dirmer knöpfte seinen Rock auf und zeigte, indem er ihn halb aus der Scheide zog, einen zweischneidigen Dolch), mit diesem Dolche tödte ich ihn.«

Geneviève bebte unwillkürlich. Dirmer machte ein Zeichen mit der Hand, um

Aufmerksamkeit von ihr zu erheischen.

»In dem Augenblick, wo ich stoße,« fuhr er fort, »stürzen Sie in das zweite Zimmer, in das, wo die Königin ist. Es hat keine Thüre, wie Sie wissen, sondern nur einen Windschirm, und Sie wechseln die Kleider mit ihr, während ich den zweiten Soldaten tödte. Dann reiche ich der Königin den Arm und gehe mit ihr durch die Pforte.«

»Sehr gut,« sprach Geneviève mit kaltem Tone.

»Sie begreifen?« sagte Dirmer; »jeden Abend sieht man Sie in diesem Mantel von schwarzem Taffet, der das Gesicht verbirgt. Legen Sie Ihrer Majestät Ihren Mantel über und drapieren Sie ihn, wie Sie ihn selbst zu drapieren pflegen.«

»Ich werde thun, wie Sie sagen, mein Herr.«

»Nun habe ich Ihnen nur noch zu verzeihen und zu danken, Madame,« sprach Dirmer.

Geneviève schüttelte den Kopf mit einem kalten Lächeln und entgegnete, die Hand ausstreckend:

»Ich bedarf weder Ihrer Verzeihung, noch Ihres Dankes, mein Herr; was ich thue, oder vielmehr, was ich thun werde, würde ein Verbrechen tilgen, und ich habe mich nur einer Schwäche schuldig gemacht, und diese Schwäche, erinnern Sie sich Ihres Benehmens, mein Herr, haben Sie mich zu begehen beinahe gezwungen. Ich entfernte mich von ihm und Sie stießen mich wieder in seine Arme, somit sind Sie der Urheber, der Richter und der Rächer. Es ist also an mir, Ihnen meinen Tod zu verzeihen, und ich verzeihe Ihnen auch. Es ist an mir, Ihnen zu danken, mein Herr, daß Sie mir das Leben nehmen, da mir das Leben unerträglich wäre, getrennt von dem Mann, den ich einzig und allem liebe, seit jener Stunde besonders, wo Sie durch Ihre leidenschaftliche Rache alle Bande zerrissen haben, die mich mit Ihnen verknüpften.«

Dirmer drückte sich die Nägel in die Brust; er wollte antworten, die Stimme fehlte ihm.

Er machte ein paar Schritte in der Kanzlei.

»Die Stunde würde vorübergehen,« sagte er endlich; »jede Stunde hat ihren Nutzen. Auf, auf, Madame; sind Sie bereit?«

»Ich habe Ihnen gesagt, mein Herr, ich warte!« antwortete Geneviève mit der Ruhe der Märtyrer.

Dirmer sammelte alle seine Papiere, sah ob, die Thüren gut geschlossen waren, ob Niemand in die Kanzlei eintreten konnte, und wollte dann seine Instructionen seiner Frau wiederholen.

»Unnötig, mein Herr, ich weiß vollkommen, was ich zu thun habe,« sprach Geneviève.

»Dann Gott befohlen!«

Und Dirmer reichte ihr die Hand, als ob in diesen erhabenen Augenblick jeder Vorwurf vor der Größe der Lage und der Erhabenheit des Opfers verschwinden müßte.

Geneviève berührte schauernd mit den Fingerspitzen die Hand ihres Gatten.

»Stellen Sie sich neben mich, Madame,« sagte Dirmer, »und sobald ich Gilbert niedergestoßen habe, gehen Sie hinein.«

»Ich bin bereit.«

Dann faste Dirmer mit seiner rechten Hand seinen breiten Dolch und klopfte mit der linken an die Thüre.

---



## XLIV.

### *Die Vorkehrungen des Chevalier von Maison-Rouge.*

Während sich die im vorhergehenden Kapitel beschriebene Szene in der Kanzlei vor der Thüre ereignete, welche in das Gefängniß der Königin, oder vielmehr in das von den zwei Gendarmen besetzte Zimmer ging, fanden andere Vorbereitungen aus der entgegengesetzten Seite im Frauenhofe statt.

Ein Mann erschien plötzlich wie eine steinerne Bildsäule, die sich von der Wand losgemacht hätte. Diesem Mann folgten zwei Hunde, und während er das *Caira*, ein Lied, das damals sehr in der Mode war, trällerte, strich er mit seinem Schlüsselbunde an den fünf Stangen hin, welche das Fenster der Königin schlossen.

Die Königin bebte Anfangs, doch alsbald erkannte sie die Sache als ein Signal, öffnete sachte ihr Fenster und ging mit einer gewandteren Hand, als man hätte glauben sollen, an das Werk. Denn mehr als einmal hatte sie in der Schlosserwerkstätte, wo ihr königlicher Gemahl zu seinem Vergnügen einen Theil seiner Tage zubrachte, ähnliche Instrumente wie das berührt, aus welchem zu dieser Stunde alle Chancen ihrer Rettung beruhten.

Sobald der Mann mit dem Schlüsselbunde hörte, daß das Fenster der Königin geöffnet wurde, klopfte er an das der Gendarmen.

»Ah! ah!« sagte Gilbert durch die Scheiben schauend, »es ist der Bürger Mardoche.«

»Er selbst,« antwortete der Schließer. »Nun, es scheint, wir halten gut Wache?«

»Wie gewöhnlich, Bürger Schließer. Mir scheint, Ihr ertappt uns nicht oft bei einer Nachlässigkeit?«

»Ah!« versetzte Mardoche, gerade in dieser Nacht ist, die Wachsamkeit notwendiger als je.«

»Bah!« machte Duchesne, der sich ebenfalls genähert hatte.

»Gewiß.«

»Was gibt es denn?«

»Öffnet das Fenster, und ich werde Euch das erzählen.«

»Öffne,« sagte Duchesne.

Gilbert öffnete und tauschte einen Händedruck mit dem Schließer, der sich schon zum Freunde der Gendarmen gemacht hatte.

»Was gibt es denn, Bürger Mardoche?« wiederholte Gilbert.

»Die Sitzung des Convents ist etwas stürmisch gewesen? Habt Ihr es gelesen?«

»Nein, was ist denn vorgefallen?«

»Ah! vor Allem, daß der Bürger Hebert etwas entdeckt hat.« .

»Was?«

»Daß Verschwörer, die man für todt hielt, leben und zwar sehr leben,«

»Ah! ja,« sagte Gilbert; »Delessart und Thierrey; ich habe davon sprechen hören, sie sind in England, die Schurken!«

»Und der Chevalier von Maison-Rouge?« sagte der Schließer, indem er die Stimme so erhob, daß ihn die Königin hörte.

»Wie, er ist auch in England?«

»Keines Wegs, er ist in Frankreich,« fuhr Mardoche fort, ohne den Klang seiner Stimme zu dämpfen.

»Er ist also zurückgekehrt!«

»Er hat das Land gar nicht verlassen.«

»Das ist ein Mensch von frecher Stirne!« sagte Duchesne

»So ist er.«

»Man wird sich Mühe geben, ihn festzunehmen?«

»Gewiß wird man sich Mühe geben; doch das ist nicht so leicht, wie es scheint,«

Da die Feile der Königin in diesem Augenblick so stark auf den Gitterstangen knirschte, daß der Schließer befürchtete, man könnte es hören, so sehr er sich anstrengte, um das Geräusch zu bedecken, so drückte er den Absatz auf die Pfote von einem seiner Hunde, der sogleich ein Schmerzgeschrei ausstieß.

»Ah! armes Thier,« sagte Gilbert.

»Bah!« versetzte der Schließer, »warum hat er keine Holzschuhe angezogen. Willst Du wohl schweigen, Girondin, willst Du schweigen?«

»Dein Hund heißt Girondin, Bürger Mardoche?«

»Ja, es ist ein Name, den ich ihm gegeben habe.«

»Du sagtest also,« fragte Duchesne, der, selbst ein Gefangener, an den Neuigkeiten allen Antheil nahm, den die Gefangenen daran zu nehmen pflegen, »Du sagtest also?«

»Ich sagte, der Bürger Hebert, — das ist ein Patriot, — ich sagte der Bürger Hebert habe die Motion gemacht, die Oesterreicherin wieder in den Temple zurückzuführen.«

»Und warum dies?«

»Verdammt! weil er behauptet, man habe sie nur aus dem Temple weggebracht, um sie der unmittelbaren Aussicht der Gemeinde von Paris zu entziehen.«

»Oh! und dann ein wenig den Versuchen des verdamnten Maison-Rouge,« versetzte Gilbert; »mir scheint, der unterirdische Gang besteht.«

»Das hat ihm auch der Bürger Sainterre geantwortet, aber Hebert erwiderte, sobald man in Kenntniß gesetzt sei, gebe es keine Gefahr mehr, und man könne im Temple Marie Antoinette mit der Hälfte der Vorsichtsmaßregeln bewachen, die man nehmen müsse, um sie hier zu bewachen; und der Temple ist in der That ein bedeutend festeres Haus als die Conciergerie.«

»Meiner Treue,« sprach Gilbert, »ich wollte, man würde sie in den Temple zurückführen.«

»Ich begreift, es langweilt Dich, sie zu bewachen.«

»Nein, es betrübt mich.«

Maison-Rouge hustete gewaltig, die Feile machte um so mehr Geräusch, je tiefer sie in die eiserne Stange eingriff.

»Und was hat man beschlossen?« fragte Duchesne, als der Husten des Schließers vorüber war.

»Man hat beschlossen, sie hier zu lassen, aber der Prozeß soll ihr sogleich gemacht werden.«

»Ah! arme Frau,« sagte Gilbert.

Duchesne, dessen Ohr ohne Zweifel seiner war, als das seines Collegen, oder dessen

Aufmerksamkeit vielleicht minder stark durch die Erzählung von Mardoche in Anspruch genommen wurde, bückte sich, um nach der Abtheilung links hin zu horchen.

Der Schließer sah die Bewegung und sprach lebhaft:

»Du begreifst, Bürger Duchesne, die Versuche der Verschwörer müssen um so verzweifelter werden, je weniger sie Zeit zu Ausführung derselben vor sich sehen. Man wird die Wachen der Gefängnisse verdoppeln, und das geht Dich an, Bürger Gendarme, insofern von nichts Geringerem die Rede ist, als von einem Einbruch mit gewaffneter Hand in die Conciergerie; die Verschwörer würden Alles tödten, bis sie zur Königin drängen, bis zur Witwe Capet, will ich sagen.«

»Ah! bah, wie sollten sie hereinkommen, Deine Verschwörer?«

»Als Patrioten verkleidet, würden sie sich stellen, als wollten sie einen 2. September wiederholen, und wären die Thore einmal geöffnet, dann guten Abend!«

Es trat einen Augenblick Stillschweigen, veranlaßt durch das Erstaunen der Gendarmen, ein. Der Schließer hörte mit einer mit Angst vermischten Freude, daß die Feile fortwährend knirschte. Es schlug neun Uhr.

Zu gleicher Zeit klopfte man an die Thüre, doch von anderen Gedanken in Anspruch genommen, antworteten die Gendarmen nicht,

»Nun wohl, wir werden wachen, wir werden wachen,« sagte Gilbert.

»Und wenn es sein muß, als wahre Patrioten aus unserem Posten sterben,« fügte Dusresne bei.

»Sie muß bald fertig sein,« sagte der Schließer zu sich selbst und wischte seine von Schweiß befeuchtete Stirne ab.

»Und Ihr werdet Eurerseits ebenfalls wachen, wie ich denke,« sprach Gilbert, »denn man würde Euch eben so wenig verschonen, sollte ein Ereigniß wie das, welches Ihr uns verkündigt, eintreten.«

»Ich glaube wohl,« antwortete der Schließer, »ich bringe die Nacht damit hin, daß ich Runden mache, und bin auch so müde, daß ich umfallen möchte; Ihr löst Tuch wenigstens ab und Ihr könnt von zwei Stunden eine schlafen.«

In diesem Augenblick klopfte man zum zweiten Male an die Thüre der Kanzlei. Mardoche bebte; jedes Ereigniß, so geringfügig es auch war, konnte das Gelingen seines Planes verhindern.

»Was ist das?« fragte er gleichsam unwillkürlich.

»Nichts, nichts,« erwiderte Gilbert; »es ist der Greffier des Kriegsministeriums, der weggeht und mich davon benachrichtigt.«

»Ah! sehr gut,« sagte der Schließer.

Doch der Greffier klopfte hartnäckig,

»Gut! gut!« rief Gilbert, ohne sein Fenster zu verlassen. »Guten Abend! . . . Adieu . . .«

»Mir scheint, er spricht mit Dir,« versetzte Duchesne, indem er sich gegen die Thüre umwandte. »Antworte ihm doch.«

Man hörte nun die Stimme des Greffier,

»Komm doch, Bürger Gendarme,« sagte er, »ich möchte gern einen Augenblick mit Dir sprechen.«

Diese Stimme, obgleich ihr die Erschütterung ihren gewöhnlichen Ausdruck zu benehmen schien, machte, daß der Schließer, der sie zu erkennen glaubte, aufmerksam horchte.

»Was willst Du denn, Bürger Durand?« fragte Gilbert.

»Ich will Dir ein Wort sagen.«

»Du kannst es mir morgen sagen.«

»Nein, diesen Abend; ich muß Dich diesen Abend sprechen,« versetzte dieselbe Stimme.

»Oh! oh!« murmelte der Schließer, »was soll denn vorgehen? Das ist die Stimme von Dirmer.«

Düster und vibrierend, schien diese Stimme etwas Unheilvolles dem entfernten Echo des dunklen Corridor zu entlehnen..

Duchesne wandte sich um.

»Ich gehe, da er es durchaus haben will,« sagte Gilbert.

Und er wandte sich nach der Thüre.

Der Schließer benützte diesen Augenblick, in welchem die Aufmerksamkeit der zwei Gendarmen durch einen unvorhergesehenen Umstand in Anspruch genommen war. Er lief an das Fenster der Königin und fragte:

»Ist es geschehen?«

»Ich bin mehr als die Hälfte durch,« antwortete die Königin.

»O mein Gott! mein Gott!« flüsterte er, »beeilen Sie sich!«

»Nun, Bürger Mardoche, wo bist Du denn?« rief Duchesne.

«Hier bin ich,« antwortete der Schließer und kehrt zu rasch zu dem Fenster des ersten Gelasses zurück.

In demselben Augenblick, und als er eben wieder seinen Platz einnehmen wollte, erscholl in dem Gefängniß ein furchtbarer Schrei, dann eine Verwünschung, dann das Geräusch eines Säbels, der aus der Metallscheide sprang.

»Ah! Verruchter! ah! Schurke!« rief Gilbert.

Und man vernahm den Lärmen eines Kampfes im Corridor.

In demselben Augenblick öffnete sich die Thüre und entblöste vor den Augen des Schließers zwei Schatten, die sich in der Pforte am Kragen gepackt hatten, und einer Frau Raum ließen, welche Duchesne zurückstieß und in das Gelaß der Königin stürzte.

Ohne sich um diese Frau zu bekümmern, eilte Duchesne seinem Kameraden zu Hilfe,

Der Schließer sprang nach dem andern Fenster; er sah die Frau aus den Knieen vor der Königin, sie bat, sie flehte die Gefangene an, die Kleider mit ihr zu wechseln.

Er neigte sich mit flammenden Augen und suchte die Frau zu erkennen, welche er bereits zu gut erkannt zu haben befürchtete. Plötzlich stieß er einen furchtbaren Schrei aus und rief: .»Geneviève! Geneviève!«

Die Königin hatte die Feile fallen lassen und schien vernichtet. Das war abermals ein gescheiterter Versuch.

Der Schließer packte mit beiden Händen die von der Feile angegriffene eiserne Stange und schüttelte sie mit einer äußersten Anstrengung.

Doch der Riß des Stahles war nicht tief genug und die Stange widerstand.

Während dieser Zeit war es Dirmer gelungen, Gilbert in das Gefängniß zurückzudrängen und er war im Begriff, mit diesem einzutreten, als ihn Duchesne, gewaltig auf die Thüre drückend, wieder zurückstieß.

Doch er vermochte sie nicht zu schließen. Ganz in Verzweiflung hatte Dirmer seinen Arm zwischen die Thüre und die Mauer geschoben.

Am Ende dieses Armes war der Dolch, welcher aus die kupferne Schnalle der Degenkuppel stoßend, an der Brust des Gendarme herabgeglitten war und dabei seinen Rock und sein Fleisch geschlitzt hatte.

Die beiden Männer ermuthigten sich, um alle ihre Kräfte zu vereinigen, und riefen zu gleicher Zeit um Hilfe.

Dirmer fühlte, daß sein Arm dem Brechen nahe war; er stützte seine Schulter gegen die Thüre, stieß mit aller Gewalt, und so gelang es ihm, seinen gequetschten Arm zurückzuziehen.

Die Thüre schloß sich wieder geräuschvoll; Duchesne schob den Riegel vor, während Gilbert den Schlüssel umdrehte.

Ein rascher Schritt erscholl im Gange, dann war Alles vorbei. Die zwei Gendarmen schauten sich an suchten um sich her.

Sie hörten das Geräusch, das der falsche Schließer machte, indem er die Stange zu zerbrechen suchte.

Gilbert stürzte in das Gefängniß der Königin; fand Geneviève, welche sie anflehte, die Kleider mit, zu wechseln, auf ihren Knien. Duchesne ergriff seinen Carabiner und lief an das Fenster; er sah einen Mann, der an den Stangen hing, die er mit aller Wuth schüttelte und vergebens zu erklettern suchte.

Er legte auf ihn an.

Der junge Mann sah den Lauf des Carabiners auf sich senken.

»Oh! ja,« sagte er, »tödtete mich, tödtete!« Und erhaben in seiner Verzweiflung, breitete er seine Brust aus, um der Kugel zu trotzen.

»Chevalier!« rief die Königin, »Chevalier, ich flehe Sie an; leben Sie, leben Sie!«

Bei der Stimme von Marie Antoinette fiel Maison-Rouge auf die Kniee.

Der Schuß ging los: doch diese Bewegung rettete ihn, die Kugel fuhr über seinem Kopfe hin.

Geneviève glaubte, ihr Freund wäre getödtet, nun fiel bewußtlos auf die Erde nieder.

Als sich der Rauch zerstreut hatte, war mehr im Frauenhof.

Zehn Minuten nachher durchforschten dreißig Soldaten, angeführt von zwei Commissären, die Conciergerie in ihren unzugänglichsten Winkeln.

Man fand Niemand; der Greffier war ruhig und lächelnd vor dem Lehnstuhle des Vater Richard vorübergegangen.

Der Schließer hatte sich mit einem Lärmgeschrei entfernt, die Schildwache wollte ihm das Bajonnet entgegenstrecken, doch seine Hunde fielen der Schildwache an den Hals.

Nur Geneviève wurde verhaftet, verhört, eingekerkert.

---

## XLV.

### *Die Nachforschungen.*

Wir können nicht länger eine von den Hauptpersonen unserer Geschichte in Vergessenheit lassen, die Person, welche, während die im vorigen Kapitel angehäuften Ereignisse in Erfüllung gingen, am meisten von allen litt, und deren Leiden auch am meisten das Mitgefühl unserer Leser zu erwecken verdienen.

Es war voller Sonnenschein in der Rue de la Monnaie und die Gevatterinnen plauderten vor den Thüren so lustig, als ob nicht seit zehn Monaten eine Blutwolke über der Stadt stille zu stehen geschienen hätte; da kehrte Maurice mit dem Cabriolet zurück, das er zu bringen versprochen hatte.

Er ließ die Zügel des Pferdes in den Händen eines Schuhputzers vom Parvis Saint-Eustache und stieg, das Herz voll Freude, die Stufen seiner Treppe hinaus.

Es ist ein belebendes Gefühl, das Gefühl der Liebe: es weiß todte Herzen für jede Empfindung rege zu machen, es bevölkert die Wüsten, es erweckt vor den Augen das Gespenst des geliebten Gegenstandes, es macht, daß die Stimme, welche im Innern des Liebenden singt, ihm die ganze Schöpfung von dem hellen Lichte der Hoffnung und des Glückes überströmt zeigt, und da es zu gleicher Zeit ein ausdehnendes Gefühl ist, so ist, es auch ein selbstsüchtiges Gefühl, es verblendet den Liebenden gegen Alles, was nicht der geliebte Gegenstand ist.

Maurice sah diese Frauen nicht, Maurice hörte ihre Commentar nicht; er sah nur, wie Geneviève Vorbereitungen zu einer Abreise traf, welche ihm endlich ein dauerhaftes Glück gewähren sollte; er hörte nur, wie Geneviève zerstreut ihr gewöhnliches Liedchen sang, und dieses Liedchen summt so anmuthig an sein Ohr, daß er geschworen hätte, er höre die verschiedenen Modulationen ihrer Stimme vermischt mit dem Geräusch eines Schlosses, das man schloß.

Aus dem Ruheplatze blieb Maurice stehen; die Thüre war halb geöffnet: sonst war sie beständig geschlossen und dieser Umstand setzte Maurice in Erstaunen. Er schaute umher, ob er nicht Geneviève im Gang erblicken würde. Geneviève war nicht hier. Er trat ein, durchschritt das Vorzimmer, das Speisezimmer, den Salon; er untersuchte das Schlafzimmer.

Vorzimmer, Speisezimmer, Salon, Schlafzimmer waren verlassen. Er rief, Niemand antwortete.

Der Willfähige war bekanntlich weggegangen; Maurice dachte, in seiner Abwesenheit hätte vielleicht Geneviève einer Schnur, um das Gepäck zu binden, oder einiger Mundvorräthe bedurft, um sie für die Reise in den Wagen zu nehmen, und sie wäre hinabgegangen, um diese Gegenstände zu kaufen. Die Unklugheit kam ihm stark vor, doch er vermuthete noch nichts, obgleich er unruhig zu werden anfang.

Maurice wartete, ging im Zimmer aus und ab nur legte sich von Zeit zu Zeit aus dem Fenster, durch dessen Öffnung Luftströme mit Regen beladen eindringen.

Bald glaubte Maurice einen Tritt auf der Treppe zu hören; er horchte; es war nicht der von Geneviève; er lief nichtsdestoweniger auf den Ruheplatz, neigte sich über das Geländer und

erkannte den Willfähigen, welcher mit der den Bedienten eigenthümlichen Sorglosigkeit die Treppe heraufstieg.

»Scävola!« rief er.

Scävola schaute empor.

»Ah! Sie sind es, Bürger!«

»Ja, ich bin es; doch wo ist denn die Bürgerin?«

»Die Bürgerin?« fragte Scävola erstaunt, während er immer weiter hinausstieg.

»Allerdings. Hast Du sie unten gesehen?«

»Nein.«

»Dann gehe wieder hinab. Frage den Concierge und erkundige Dich bei den Nachbarn.«

»Auf der Stelle.«

Scävola ging wieder hinab.

»Schneller, schneller!« rief Maurice, »siehst Du nicht, daß ich auf feurigen Kohlen stehe.«

Maurice wartete fünf bis sechs Minuten auf der Treppe. Als er dann Scävola nicht wieder erscheinen sah, trat er in das Zimmer und neigte sich abermals aus dem Fenster.

Er sah Scävola in zwei oder drei Buden eintreten und herauskommen, ohne etwas Neues erfahren zu haben. Ungeduldig rief er ihm.

Der Willfähige schaute empor und erblickte seinen ungeduldigen Herrn am Fenster.

Maurice hieß ihn durch ein Zeichen wieder heraufkommen.

»Sie kann unmöglich ausgegangen sein,« sagte Maurice zu sich selbst.

Und er rief abermals:

»Geneviève! Geneviève!«

Alles war todt. Das einsame Zimmer schien nicht einmal mehr ein Echo zu haben.

Scävola erschien wieder.

Nun?« fragte Maurice.

»Der Concierge allein hat sie gesehen.«

»Der Concierge hat sie gesehen?«

»Ja, doch die Nachbarn haben nicht von ihr sprechen hören.«

»Der Concierge hat sie gesehen, sagst Du? Wie dies?«

»Er hat sie hinausgehen sehen.«

»Sie ist also weggegangen?«

»Es scheint.«

»Allein? Geneviève kann unmöglich allein weggegangen sein.«

»Sie war nicht allein, Bürger, sie hatte einen Man^ bei sich.«

»Wie! einen Mann?«

»Wenigstens wie der Bürger Concierge sagt.«

»Hole ihn, ich muß wissen, wer dieser Mann ist.«

Scävola machte zwei Schritte gegen die Thüre, wandte sich dann um und sagte, indem er nachzudenken schien:

»Warten Sie doch.«

»Wie? was willst Du? Sprich, Du machst mit sterben.«

»Vielleicht war es der Mann, der mir nachgelaufen ist.«

»Ein Mann ist Dir nachgelaufen?«

»Ja.«

»Warum?«

»Um in Ihrem Namen den Schlüssel von mir zu verlangen.«

»Was für einen Schlüssel, Unglücklicher, sprich doch, sprich doch!«

»Den Schlüssel der Wohnung.«

»Du hast den Schlüssel der Wohnung einem Fremden gegeben?« rief Maurice und packte den Willfähigen mir beiden Händen am Kragen.

»Aber es war kein Fremder, mein Herr, es war einer von Ihren Freunden.«

»Ah! ja, einer von meinen Freunden, gut, es ist Lorin, sie wird ohne Zweifel mit Lorin weggegangen sein.

Und unter seiner Blässe lächelnd, fuhr Maurice über seine von Schweiß befeuchtete Stirne.

»Nein! Nein! nein! mein Herr, er ist es nicht,« sagte Scävola; »bei Gott, ich kenne wohl Herrn Lorin.«

»Aber wer ist es denn?«

»Sie wissen wohl, Bürger, der hübsche Mann, der eines Tags kam . . .«

»An welchem Tag?«

»An dem Tag, wo Sie so traurig waren; der Mann, der Sie mit sich nahm, wonach Sie so heiter zurückkehrten.«

Scävola hatte alle diese Dinge bemerkt.

Maurice schaute ihn mit bestürzter Miene an, ein Schauer durchlief seinen ganzen Leib; dann nach langem Stillschweigen rief er:

»Dirmer?«

»Meiner Treue, ja, ich glaube so ist es, Bürger,« sagte der Willfähige.

Maurice wankte und wäre bald rückwärts aus einen Lehnstuhl gefallen.

Seine Augen verschleierten sich.

»Oh! mein Gott!« murmelte er.

Dann öffneten sich seine Augen wieder und fielen auf den vergessenen, oder vielmehr von Geneviève zurückgelassenen Veilchenstrauß.

Er stürzte daraus, nahm ihn, küßte ihn und sprach, als er sodann die Stelle bemerkte, wo er niedergelegt gewesen war:

»Es ist kein Zweifel mehr. Diese Veilchen sind ihr letztes Lebewohl.«

Maurice wandte sich um und gewahrte nun erst, daß der Koffer halb voll war, und daß die übrige Wäsche auf dem Boden oder in dem geöffneten Schrank lag.

Die Wäsche aus dem Boden war ohne Zweifel den Händen von Geneviève bei der Erscheinung von Dirmer entfallen.

Von diesem Augenblicke an erklärte er sich Alles. Die Szene erhob sich lebendig und gräßlich vor seinen Augen zwischen diesen vier Wänden, welche kurz zuvor noch Zeugen von so viel Glück gewesen waren.

Bis dahin war Maurice niedergeschlagen, gelähmt, geblieben. Das Erwachen war furchtbar,



der Zorn des jungen Mannes schrecklich.

Er stand auf, schloß das offen gebliebene Fenster nahm oben von seinem Secretaire zwei für die Reise geladene Pistolen, untersuchte das Zündkraut und steckte, als er sah, daß dieses in gutem Zustande war, die Pistolen in seine Tasche.

Dann ließ er in seine Börse zwei Rollen Louis dor gleiten, welche er, trotz seines Patriotismus, im Hintergrunde einer Schublade aufzubewahren für klug erachtet hatte, nahm seinen Säbel mit der Scheide in die Hand und sagte zu seinem Willfähigen:

»Scävola, ich glaube, Du bist mir anhänglich, Du hast meinem Vater und mir seit fünfzehn Jahren gedient.«

»Ja, Bürger,« antwortete der Willfähige vom Schrecken erfaßt beim Anblick dieser marmorartigen Blässe und des Nervenzitterns, das er nie an seinem Herrn wahrgenommen hatte, der mit Fug und Recht für den unerschrockensten und kräftigsten Mann galt; »ja, was befehlen Sie mir?«

»Höre, wenn diese Dame, welche hier wohnte . . .«

Er unterbrach sich; seine Stimme zitterte so heftig, als er diese Worte sprach, daß er nicht fortfahren konnte.

»Wenn sie zurückkommt,« sagte er nach einem Augenblick, »empfang sie, schließ die Thüre hinter ihr; nimm diesen Carabiner, stelle Dich auf die Treppe, bei Deinem Kopfe, bei Deinem Leben, bei Deiner Seele laß Niemand herein; will man die Thüre sprengen, vertheidige sie; schlage! Tödtet! Tödtet! und fürchte nichts, Scävola, ich nehme Alles auf mich.«

Der Ton des jungen Mannes, sein gewaltiges Vertrauen electricirten Scävola und er erwiderte:

»Ich werde nicht nur tödten, ich werde mich auch für die Bürgerin Geneviève tödten lassen.«

»Ich danke. Nun höre. Diese Wohnung ist mir verhaßt, und ich will sie nicht mehr betreten, wenn ich sie nicht wieder aufgefunden habe. War es ihr möglich, entweichen, ist sie zurückgekommen, so stelle an das Fenster die große japanische Vase mit den Margarethenblumen, welche sie so sehr liebte. Das ist für den Tag. Zu der Nacht stelle eine Laterne an diesen Platz. So oft ich am Ende der Straße vorüberkomme, werde ich unterrichtet sein; so lange ich weder Laterne noch Vase sehe, setze ich meine Nachforschungen fort.«

»Oh! Herr, seien Sie klug, seien Sie klug!« rief Scävola.

Maurice hörte nicht einmal; er stürzte aus dem Zimmer, eilte die Treppe hinab, als ob er Flügel gehabt hätte und lief zu Lorin.

Es wäre schwer, das Erstaunen, den Zorn, die Wuth des würdigen Dichters zu schildern, als er diese Nachricht erfuhr; man könnte ebenso leicht die rührenden Elegien wieder beginnen, welche Orestes seinem Pilades eingeben mußte.

»Du weißt also nicht, wo sie ist?« wiederholte er unablässig.

»Verloren, verschwunden!« schrie Maurice in einem Paroxysmus der Verzweiflung; »er hat sie getödtet, Lorin, er hat sie getödtet!«

»Ei! nein, mein lieber Freund! nein, mein guter Maurice! er hat sie nicht getödtet; nein, nach so vielen Tagen der Überlegung ermordet man eine Frau wie Geneviève nicht; nein, wenn er sie getödtet hätte, so würde sie aus der Stelle getödtet und als Zeichen seiner Rache den Leichnam bei Dir zurückgelassen haben. Nein, siehst Du er ist mit ihr geflohen, nur zu glücklich, seinen Schatz wiedergefunden zu haben.«

»Du kennst ihn nicht, Lorin, Du kennst ihn nicht,« sagte Maurice; »dieser Mensch hatte etwas

Unseliges in seinem Blicke.«

»Nein, Du täuschest Dich, er machte auf mich immer den Eindruck eines braven Mannes. Er hat sie mitgenommen, um sie zu opfern. Er wird sich mit ihr verhaften lassen und man tödtet sie mit einander. Ah! darin liegt die Gefahr,« sprach Lorin.

Diese Worte verdoppelten den Wahnsinn von Maurice.

»Ich werde sie wiederfinden! ich werde sie wiederfinden oder ich sterbe!« rief er.

»Oh! was das betrifft, sicherlich werden wir sie wiederfinden, nur beruhige Dich. Sieh, Maurice, mein guter Maurice, glaube mir, man sucht schlecht, wenn man nicht überlegt, man überlegt schlecht, wenn man sich so gewaltig aufregt.«

»Gott befohlen, Lorin.«

»Was machst Du denn?«

»Ich gehe.«

»Du verlassest mich? warum dies?«

»Weil das nur mich allein angeht, weil nur ich allein mein Leben einsetzen darf, um das von Geneviève zu retten.«

»Du willst sterben?«

»Ich werde Allem Trotz bieten: ich will den Präsidenten des Beaufsichtigungsausschusses aufsuchen; ich will mit Hebert, mit Danton, mit Robespierre sprechen; ich werde Alles gestehen, doch man muß sie mir zurückgeben.«

»Es ist gut,« sagte Lorin.

Und ohne ein weiteres Wort stand er auf, schnallte sich seinen Säbel um, setzte seinen Uniformhut auf, nahm, wie es Maurice getan, ein Paar geladene Pistolen und steckte sie in seine Tasche.

»Gehen wir,« fügte er dann einfach bei.

»Gut, und hernach?«

»Hat man das Stück zu Ende gesehen,  
Muß man in guter Gesellschaft gehen.«

»Wo suchen wir zuerst?« sagte Maurice.

»Suchen wir zuerst in dem alten Quartier, Du weißt? Rue Vieille-Saint-Jacques; dann lauern wir auf den Maison-Rouge; wo er ist, wird ohne Zweifel auch Dirmer sein; hernach nähern wir uns den Häusern der Vieille-Corderie, Du weißt, man spricht davon, Antoinette wieder in den Temple zu versetzen? Glaube mir, Leute wie diese werden die Hoffnung, sie zu retten, bis aus den letzten Augenblick nicht verlieren.«

»Ja, in der That, Du hast Recht. . . Du glaubst, Maison-Rouge sei in Paris?«

»Dirmer ist wohl hier.«

»Es ist wahr, es ist wahr, sie werden vereinigt sein,« versetzte Maurice, dem ein entfernter Schimmer wieder etwas Vernunft verlieh. »Komm!«

Von diesem Augenblick an suchten die zwei Freunde mit allem Eifer. Doch es war vergebens. Paris ist groß, und sein Schatten ist dicht. Nie hat ein Schlund in tieferer Dunkelheit das Geheimniß, welches ihm das Verbrechen oder das Unglück anvertraut, zu verbergen vermocht.

Hundertmal gingen Lorin und Maurice über die Grève, hundertmal streiften sie an dem kleinen Hause hin, in welchem Geneviève lebte, unablässig bewacht von Dirmer, wie einst die

Priester das Opfer bewachten, das zum Schlachten bestimmt war.

Als sich Geneviève ihrerseits dem Tode geweiht sah, nahm sie wie alle edle Seelen das Opfer an und wollte nur geräuschlos sterben; überdies befürchtete sie weniger noch für Dirmer, als für die Sache der Königin eine Öffentlichkeit, welche Maurice unfehlbar seiner Rache gegeben haben würde.

Sie beobachtete also ein so tiefes Stillschweigen, als ob der Tod ihren Mund geschlossen hätte.

Maurice hatte indessen, ohne Lorin etwas zu sagen, die Mitglieder des furchtbaren Wohlfahrtsausschusses angefleht, und Lorin hatte seinerseits, ohne mit Maurice zu sprechen, sich denselben Schritten gewidmet.

An demselben Tage wurde auch ein rothes Kreuz von Fouquier-Tinville neben ihre Namen gezeichnet, und das Wort *Verdächtige* vereinigte sie in einer blutigen Umarmung.

---

## XLVI.

### *Das Gericht.*

Am drei und zwanzigsten Tage des ersten Monats im Jahre II, der einigen und untheilbaren französischen Republik, der mit dem 14. October 1793 alten Styls, wie man damals sagte, correspondirte, drängte sich eine neugierige Menge vom Morgen an auf den Tribunen des Saales, in welchem die revolutionären Sitzungen gehalten wurden.

Die Gänge des Palastes, die Zugänge der Conciergerie waren dicht besetzt von ungeduldigen Zuschauern, welche einander die Gerüchte und Leidenschaften übertrugen, wie sich die Wellen ihr Tosen und ihr Schäumen übertragen.

Trotz der Neugierde, mit der jeder Zuschauer sich geberdete, und gerade vielleicht wegen dieser Neugierde, behielt jede Welle dieses Meeres, bewegt, gepreßt zwischen zwei Barrièren, der äußeren Barrèire, welche sie vorstieß, der inneren Barrièire, welche sie zurückstieß, in diesem Strom und Gegenstrom ungefähr denselben Platz, den sie eingenommen hatte. Doch diejenigen, welche am besten gestellt waren, begriffen auch, daß sie sich Verzeihung für ihr Glück verschaffen mußten, und sie strebten nach diesem Ziele dadurch, daß sie ihren minder gut gestellten Nachbarn erzählten, was sie sahen und hörten, die dann an Andere wieder die ursprünglichen Worte übertrugen.

Doch an der Thüre des Tribunals stritt sich eine Gruppe dicht zusammengescharter Männer heftig um zehn Linien Raum in der Breite oder in der Höhe; denn zehn Linien in der Breite waren hinreichend, um zwischen zwei Schultern eine Ecke des Saales und das Gesicht der Richter zu sehen; denn zehn Linien in der Höhe waren hinreichend, um über einen Kopf hin den ganzen Saal und das Gesicht der Angeklagten zu erschauen.

Leider nahm diese Passage von einem Gang in den Saal, diesen so kleinen Engpaß ein Mann beinahe gänzlich mit seinen breiten Schultern und seinen in die Seite gestemmt Armen ein, welche die ganze schwankende Menge zurückhielten, die in den Saal gestürzt wäre, wenn ihr plötzlich der fleischerne Wall gefehlt hätte.

Dieser unerschütterliche Mann auf der Schwelle des Tribunals war jung und schön und schüttelte bei jedem stärkeren Stoße, den ihm die Menge versetzte, wie eine Mähne sein dickes Haupthaar, unter welchem ein finsterer, entschlossener Blick glänzte. Wenn er dann mit dem Blicke und der Bewegung die Menge, deren hartnäckigen Angriff er als ein lebendiger Damm aushielt, wieder zurückgedrängt hatte, versank er abermals in seine aufmerksame Unbeweglichkeit.

Hundertmal versuchte es jedoch die gepreßte Masse, ihn niederzuwerfen, denn er war von hohem Wuchse und hinter ihm wurde jede Aussicht unmöglich; doch wie gesagt, ein Fels wäre nicht unerschütterlicher gewesen als er.

Am andern Ende dieser menschlichen Mauer, inmitten der gedrängten Menge, hatte sich ein anderer Mensch mit einer Beharrlichkeit, welche an Wildheit grenzte, Bahn gebrochen; nichts hatte ihn in seinem unermüdlichen Fortschritte aufgehalten, weder die Schläge derjenigen, welche er hinter sich gelassen, noch die Verwünschungen der Leute, die er im Vorübergehen

beinahe erdrückte, noch die Klagen der Frauen, denn es waren viele Frauen unter dieser Menge.

Aus die Schläge antwortete er durch Schläge, auf die Verwünschungen durch einen Blick, vor dem die Muthigsten zurückwichen, auf die Klagen durch eine Unempfindlichkeit, die der Verachtung glich. Endlich gelangte er zu dem kräftigen jungen Mann, der gleichsam den Eingang des Saales schloß. Und unter der allgemeinen Erwartung, denn Jeder wollte sehen, wie die Sache zwischen diesen zwei harten Gegnern ablaufen würde, und unter der all» gemeinen Erwartung, sagen wir, versuchte er seine Methode, welche darin bestand, daß er zwischen zwei Zuschauer seine Ellenbogen wie Keile einpreßte und mit seinem Leib die am Engsten an einander geschlossenen Leiber spaltete.

Dieser war jedoch ein junger Mann, dessen bleiches Gesicht und zarte Glieder eine ebenso schwächliche Constitution andeuteten, als seine sprühende Augen für die Festigkeit seines Willens zeugten.

Doch kaum hatte sein Ellenbogen die Seiten des jungen Mannes gestreift, der vor ihm stand, als dieser sich, erstaunt über den Angriff, rasch umwandte und mit derselben Bewegung eine Faust aufhob, die den Verwegenen niederfallend zu zerschmettern drohte.

Die zwei Gegner fanden sich nun von Angesicht zu Angesicht einander gegenüber und ein kleiner Schrei entschlüpfte ihnen zu gleicher Zeit.

Sie hatten sich erkannt,

»Ah! Bürger Maurice,« sagte der schwächliche junge Mann mit einem Ausdrücke unaussprechlichen Schmerzes, »lassen Sie mich vorbei; lassen Sie mich sehen; ich flehe Sie an! Sie mögen mich hernach tödten!«

Maurice, denn er war es wirklich, fühlte sich von Rührung und Bewunderung für diese Ergebenheit, für diesen unstörbaren Willen durchdrungen.

»Sie!« flüsterte er; »Sie hier, Unvorsichtiger?«

»Ja, ich bin hier! doch ich bin erschöpft, Oh! mein Gott! sie spricht! lassen Sie mich Sie sehen! lassen Sie mich sie hören!«

Maurice trat ein wenig aus die Seite und der junge Mann rückte vor ihn. Da Maurice an der Spitze der Menge stand, so hemmte nichts mehr den Blick desjenigen, welcher so viele Busse und Stöße ausgestanden, um nur zu dieser Stelle zu gelangen.

Diese ganze Szene und das Gemurmel, das sie veranlaßte, erregten die Neugierde der Richter.

Die Angeklagte schaute auch nach dieser Seite; da erblickte und erkannte sie in der ersten Reihe den Chevalier.

Etwas wie ein Schauer bewegte einen Augenblick die Königin, welche in dem eisernen Lehnstuhle saß.

Geleitet von dem Präsidenten Harmand, erläutert von Fouquier-Tinville und discutirt von Chauveau-Lagarde, dem Vertheidiger der Königin, dauerte das Verhör so lange es die Kräfte der Richter und der Angeklagten erlaubten.

Während dieser ganzen Zeit blieb Maurice unbeweglich an seinem Platz, indes die Zuschauer sich schon mehrere Male in dem Saale und in den Gängen erneuert hatten.

Der Chevalier hatte einen Stützpunkt an einer Säule gefunden, und hier stand er, nicht minder bleich als der Stuck, an den er sich anlehnte.

Auf den Tag folgte eine finstere Nacht; einige aus den Tischen der Geschworenen angezündete Kerzen, ein paar Lampen, welche an den Wänden des Saales rauchten, beleuchteten

mit einem düsteren, rothen Reflex das edle Antlitz dieser Frau, die so schön gewesen war unter den glänzenden Lichtern der Feste von Versailles.

Sie saß hier allein, beantwortete mit ein paar kurzen, verächtlichen Worten die Fragen des Präsidenten und neigte sich zuweilen an das Ohr ihres Vertheidigers, um leise mit ihm zu sprechen.

Ihre weiße, glatte Stirne hatte nichts von ihrem gewöhnlichen Stolz verloren; sie trug das schwarzgestreifte Kleid, das sie seit dem Tode des Königs nicht hatte ablegen wollen.

Die Richter verließen den Saal, um zur Abstimmung zu schreiten; die Sitzung war beendet.

»Habe ich mich denn zu hochmüthig gezeigt, mein Herr?« fragte die Königin Chauveau Lagarde.

»Ah! Madame,« erwiderte dieser, »Sie werden stets gut sein, wenn Sie Sie selbst sind.«

»Siehst Du, wie stolz sie ist!« rief eine Frau in der Versammlung, als ob eine Stimme aus dem Volke die Frage beantwortete, welche die unglückliche Königin an ihren Advocaten gerichtet hatte.

Die Königin wandte den Kopf gegen diese Frau.

»Nun wohl, ja,« wiederholte die Frau, »ich sage. Du bist stolz, Antoinette, und Dein Stolz hat Dich zu Grunde gerichtet.«

Die Königin erröthete.

Der Chevalier drehte sich gegen die Frau, welche diese Worte gesprochen hatte und erwiderte halblaut: »Sie war die Königin.«

Maurice faste ihn beim Faustgelenke und sagte ganz leise zu ihm:

»Ruhig, haben Sie den Muth, sich nicht in das Verderben zu stürzen.«

»Oh! Herr Maurice,« entgegnete der Chevalier, »Sie sind ein Mann und Sie wissen, daß Sie mit einem Manne sprechen. Oh! sagen Sie mir, glauben Sie, daß sie die Königin verurtheilen können?«

»Ich glaube es nicht, ich bin dessen gewiß.«

»Oh! eine Frau!« rief Maison-Rouge schluchzend.

»Nein, eine Königin,« versetzte Maurice, »Sie haben es selbst gesagt.«

Der Chevalier ergriff Maurice ebenfalls am Faustgelenke und zwang ihn mit einer Kraft, die man ihm nicht hätte zutrauen sollen, sich an sein Ohr zu neigen.

Es war halb vier Uhr Morgens Große Leeren ließen sich unter den Zuschauern bemerken, einige Lichter waren erloschen und dadurch verschiedene Theile des Saales in Dunkelheit versunken.

Einer von den dunkelsten Theilen war derjenige, wo sich der Chevalier und Maurice befanden.

»Warum sind Sie hier und was wollen Sie hier machen?« fragte der Chevalier, »Sie, mein Herr, der Sie kein Tigerherz haben?«

»Ach!« erwiderte Maurice, »ich bin hier, um zu erfahren, was aus einer unglücklichen Frau geworden ist.«

»Ja, ja,« sprach Maison-Rouge, »aus der, welche ihr Gatte in den Kerker der Königin gestoßen hat, aus der Frau, welche vor meinen Augen festgenommen wurde.«

»Geneviève?«

»Ja, Geneviève.«

»Also ist Geneviève eine Gefangene, aufgeopfert durch ihren Gatten, getödtet durch Dirmer? Oh! ich verstehe Alles, ich begreife nun Alles. Chevalier, erzählen Sie mir, was vorgefallen, sagen Sie mir, wo sie ist, sagen Sie mir, wo ich sie wiederfinden kann. Diese Frau ist mein Leben, hören Sie wohl, Chevalier?«

»Nun! ja, ich habe sie gesehen, ich war dabei, als sie verhaftet wurde. Ich kam auch, um der Königin entweichen zu helfen; doch unsere Pläne, die wir uns nicht hatten mittheilen können, schadeten sich, statt sich zu unterstützen.«

»Und Sie haben sie nicht wenigstens gerettet, sie, ihre Schwester, Geneviève?«,

»Konnte ich? Ein eisernes Gitter trennte mich von ihr. Ah! wenn Sie da gewesen wären, wenn Sie Ihre Kräfte mit den meinigen hätten vereinen können, das verfluchte Gitter würde nachgegeben haben, und wir hätten Beide gerettet.«

»Geneviève! Geneviève!« flüsterte Maurice.

Dann schaute er Maison-Rouge mit einem unbeschreiblichen Ausdruck der Wuth an und fragte ihn:

»Und Dirmer, was ist aus ihm geworden?«

»Ich weiß es nicht. Er hat sich seinerseits geflüchtet, während ich meinerseits dasselbe that.«

»Oh! wenn ich ihn je wiederfinde. . .« sprach Maurice mit den Zähnen knirschend.

»Ja, ich begreife. Doch für Geneviève darf man noch nicht verzweifeln, während hier, während die Königin . . . Oh! hören Sie, Maurice, Sie sind ein Mann von Herz, ein mächtiger Mann! Sie haben Freunde . . . Oh! ich bitte Sie, wie man Gott bittet, Maurice, helfen Sie mir die Königin retten.«

»Was denken Sie?«

»Maurice! Geneviève sieht Sie durch meine Stimme an.«

»Oh! sprechen Sie diesen Namen nicht aus, mein Herr. Wer weiß, ob Sie nicht wie Dirmer die arme Frau aufgeopfert haben?«

»Mein Herr,« antwortete der Chevalier stolz, »wenn ich mich einer Sache weihe, opfere ich nur mich selbst.«

In diesem Augenblick öffnete sich die Thüre des Berathungssaales, Maurice wollte antworten.

»Stille, mein Herr,« sagte der Chevalier, »stille, hier kehren die Richter zurück.«

Maurice fühlte die Hand zittern, welche Maison-Rouge, bleich und wankend, auf seinen Arm gelegt hatte.

»Oh!« murmelte der Chevalier, »oh! das Herz bricht mir.«

»Muth gefasst, bewältigen Sie sich, oder Sie sind verloren.«

Das Tribunal kehrte in der That zurück, und die Nachricht von seiner Rückkehr verbreitete sich in den Gängen und Gallerien.

Die Menge drang abermals ungestüm in den Saal und die Richter schienen sich von selbst für diesen entscheidenden, feierlichen Augenblick wiederzubeleben.

Man hatte die Königin zurückgebracht; sie hielt sich gerade, unbeweglich, stolz, die Augen starr, die Lippen geschlossen.

Man las ihr den Spruch vor, der sie zum Tode verurtheilte.

Sie hörte, ohne zu erbleichen, ohne eine Miene zu verändern, ohne daß eine Muskel ihres Gesichtes den Anschein einer Erschütterung bezeichnete.

Dann wandte sie sich gegen den Chevalier um und richtete einen langen, beredten Blick an ihn, als wollte sie diesem Manne danken, den sie immer nur als lebendige Bildsäule der Ergebenheit gesehen hatte, und sich aus den Arm des Gendarmerie-Officiers stützend, der die bewaffnete Macht befehligte, verließ sie ruhig und würdig das Tribunal.

Maurice stieß einen langen Seufzer aus.

»Gott sei Dank!« sagte er, »nichts hat in ihrer Erklärung Geneviève gefährdet und es ist noch Hoffnung vorhanden,«

»Gott sei Dank!« murmelte seinerseits der Chevalier von Maison-Rouge, »Alles ist vorbei, der Kampf ist beendet.«

»Muth gefasst, mein Herr,« flüsterte ihm Maurice zu.

»Ich werde haben,« antwortete der Chevalier.

Und nachdem sie sich die Hand gedrückt, entfernten sich Beide durch verschiedene Ausgänge.

Die Königin wurde in die Conciergerie zurückgeführt; es schlug vier Uhr im Glockenthurme, als sie zurückkam.

An der Mündung des Pont Neuf wurde Maurice durch die Arme von Lorin aufgehalten.

»Halt,« sagte er, »man geht nicht vorbei.«

»Warum?«

»Vor Allem, wohin willst Du?«

»Ich gehe nach Hause. Ich kann nun zurückkehren, denn ich weiß, was aus ihr geworden ist.«

»Desto besser; doch Du wirst nicht nach Hause gehen.«

»Aus welchem Grunde?«

»Weil vor zwei Stunden die Gendarmen gekommen sind, um Dich zu verhaften.«

»Ah!« rief Maurice, »das ist ein Grund mehr.«

»Bist Du verrückt? Und Geneviève?«

»Es ist wahr. Wohin gehen wir?«

»Zu mir, bei Gott!«

»Doch ich stürze Dich ins Verderben.«

»Ein Grund mehr; komm, laß uns gehen.«

Und er zog ihn fort.

---



## XLVII.

### *Priester und Henker.*

Als sie das Tribunal verließ, wurde die Königin in die Conciergerie geführt.

Sobald sie in ihrem Zimmer war, nahm sie die Scheere und schnitt ihre langen, schönen Haare ab, welche noch schöner geworden waren durch den Mangel an Puder, dessen sie sich seit einem Jahre nicht mehr bediente; sie schloß dieselben in ein Papier und schrieb aus dieses: *Zwischen meinem Sohne und meiner Tochter zu vertheilen.*

Dann setzte sie sich, oder fiel vielmehr auf einen Stuhl und entschlummerte, gelähmt von der Anstrengung denn das Verhör hatte achtzehn Stunden gedauert.

Um sieben Uhr erweckte sie plötzlich das Geräusch des Windschirmes, den man verrückte; sie wandte sich um und sah einen Mann, der ihr völlig unbekannt war.

»Was will man von mir?« fragte sie.

Der Mann näherte sich ihr, begrüßte sie so höflich, als ob sie noch Königin gewesen wäre, und sprach:

»Ich heiße Sanson.«

Die Königin schauerte leicht und stand aus. Dieser Name allein sagte mehr als eine lange Rede.

«Sie kommen sehr frühzeitig, mein Herr,« sprach sie, »könnten Sie nicht noch ein wenig zögern?«

»Nein, Madame,« erwiderte Sanson, »ich habe Befehl, zu kommen.«

Nach diesen Worten machte er noch einen Schritt gegen die Königin.

Alles war bei diesem Mann und in diesem Augenblick ausdrucksvoll und furchtbar.

»Ah! ich begreife,« sagte die Gefangene, »Sie kommen, um mir die Haare abzuschneiden.«

»Das ist nothwendig, Madame,« antwortete der Scharfrichter

»Ich wußte es, mein Herr, und wollte Ihnen diese Mühe ersparen. Meine Haare liegen hier aus diesem Tisch.«

Sanson folgte der Richtung der Hand der Königin.

»Nun,« fuhr sie fort, »nur wünschte ich, daß Sie sie diesen Abend meinen Kindern zustellen würden,«

»Madame, das ist nicht meine Sorge.«

»Ich glaubte jedoch . . .«

»Ich für mich,« versetzte der Scharfrichter, »habe nur die Verlassenschaft . . . der Personen . . . ihre Kleider, ihre Juwelen, und zwar nur, wenn sie mir dieselben förmlich schenken; sonst geht dies Alles an die Salpetrière über und gehört den Armen der Hospitäler; ein Beschluß des Wohlfahrtsausschusses hat diese Dinge geordnet.«

»Aber mein Herr,« sagte Marie Antoinette dringend, »kann ich darauf zählen, daß meine Haare meinen Kindern zugestellt werden?«

Sanson blieb stumm.

»Ich übernehme es, den Versuch zu machen,« sagte Gilbert.

Die Gefangene warf dem Gendarmen einen Blick unaussprechlicher Dankbarkeit zu.

»Ich bin gekommen,« sprach Sanson, »um Ihnen die Haare abzuschneiden; doch da dieses Geschäft schon abgetan ist, so kann ich Sie, wenn Sie es wünschen, einen Augenblick allein lassen.«

»Ich bitte Sie darum, mein Herr,« sprach die Königin, »denn ich bedarf der Sammlung und des Gebetes.«

Sanson verbeugte sich und ging hinaus.

Dann befand sich die Königin allein, denn Gilbert hatte nur den Kopf hereingestreckt, um die Worte zu sprechen, die wir gehört.

Während die Verurtheilte auf einen Stuhl niederkniete, der etwas niedriger war als die andern und ihr als Betpult diente, fiel eine Szene, nicht minder schrecklich, als die von uns erzählte, in dem Pfarrhause der kleinen Kirche Saint-Landry in der Cité vor.

Der Geistliche dieses Kirchspiels war eben aufgestanden, seine alte Haushälterin richtete sein bescheidenes Frühstück zu, als man plötzlich heftig an die Thüre des Pfarrhauses klopfte.

Selbst bei einem Priester unserer Tage kündigt ein unvorhergesehener Besuch stets ein Ereigniß an: es handelt sich um eine Taufe, um eine Heirath in **extremis**, oder um eine Beichte in der Todesstunde; in jener Zeit aber konnte der Besuch eines Fremden etwas noch viel Ernsteres ankündigen. In jener Zeit war der Priester in der That nicht mehr der Abgeordnete Gottes und er mußte den Menschen Rechenschaft ablegen.

Doch der Abbé Girard gehörte zu denjenigen, für welche am wenigsten zu befürchten war, denn er hatte der Constitution den Eid geleistet; in ihm hatten das Gewissen und die Redlichkeit lauter gesprochen, als die Eitelkeit und der religiöse Geist. Ohne Zweifel gab der Abbé Girard die Möglichkeit eines Fortschrittes in der Regierung zu und beklagte so viele Mißbrauche, welche im Namen der göttlichen Gewalt begangen wurden; er hatte, seinen Gott beibehaltend, die Bruderschaft des republikanischen Regime angenommen.

»Sehen Sie nach, Dame Jacinthe,« sagte er, »sehen Sie nach, wer so frühzeitig an unsere Thüre klopft, und wenn es nicht zufällig ein sehr dringender Dienst ist, den man von mir verlangt, so sagen Sie, ich sei diesen Morgen in die Conciergerie beschieden und müsse mich nothwendig in einem Augenblick dahin begeben.«

Dame Jacinthe<sup>10</sup> hieß früher Madeleine. Doch sie hatte einen Blumennamen für ihren Namen angenommen, wie der Abbé Girard den Titel Bürger für den eines Geistlichen angenommen hatte

Auf den Befehl ihres Herrn stieg Dame Jacinthe eiligst auf den Stufen des kleinen Gartens hinab, gegen welchen sich die Eingangsthüre öffnete: sie zog die Riegel zurück, und es zeigte sich ein sehr bleicher, sehr bewegter junger Mann, dessen Physiognomie indessen sanft und ehrlich war.

»Ist der Herr Abbé Girard zu Hause?« fragte er, Jacinthe betrachtete prüfend die in Unordnung gebrachten Kleider, den langen Bart und das Nervenzittern des Unbekannten; dies Alles dünkte ihr ein sehr schlimmes Vorzeichen,

»Bürger,« sagte sie, »es ist hier weder ein Herr, noch ein Abbé.«

»Verzeihen Sie, Madame,« versetzte der junge Mann, »ich will sagen, der Geistliche vom Saint-Landry.«

Jacinthe wurde trotz ihres Patriotismus betroffen von dem Worte *Madame*, das man nicht an eine Kaiserin gerichtet hätte; doch sie antwortete:

»Man kann ihn nicht sehen, Bürger; er spricht sein Brevier.«

»Dann werde ich warten,« versetzte der junge Mann.

»Aber,« entgegnete Dame Jacinthe, der diese Beharrlichkeit die schlimmen Gedanken wieder gab, welche sich gleich Anfangs in ihr geregt hatten, »aber Sie werden vergebens warten, denn er ist nach der Conciergerie gerufen und wird sogleich dahin abgehen.«

Der junge Mann erbleichte furchtbar, oder wurde vielmehr von bleich, wie er war, leichenfarbig.

»Es ist also richtig!« murmelte er.

Dann sagte er laut:

»Madame, das ist gerade der Gegenstand, der mich zu dem Bürger Girard führt.«

Und trotz der Alten war er, indes er so sprach, hereingegangen, hatte sachte, aber entschlossen die Riegel an der Thüre vorgeschoben und trat nun, ohne die Einwendungen und sogar die Drohungen der Dame Jacinthe zu beachten, in das Haus und drang bis in das Zimmer des Abbé.

Als dieser ihn erblickte, ließ er einen Ausruf des Erstaunens vernehmen.

»Verzeihen Sie, Herr Pfarrer,« sagte sogleich der junge Mann, »ich habe über eine sehr ernste Sache mit Ihnen zu sprechen; gestatten Sie, daß wir allein bleiben.«

Der alte Priester wußte aus Erfahrung, wie sich die großem Schmerzen ausdrücken. Er las ein ganzes Leiden in dem verstörten Gesichte des jungen Mannes, er erkannte eine erhabene Erschütterung in seiner fieberhaften Stimme.

»Lassen Sie uns, Dame Jacinthe,« sagte er.

Der junge Mann folgte mit den Augen voll Ungeduld der Haushälterin, welche, gewohnt an den Geheimnissen ihres Herrn Theil zu nehmen, sich zu entfernen zögerte; als sie endlich die Thüre geschlossen hatte, sprach der Unbekannte:

»Mein Herr Pfarrer, Sie werden mich vor Allem fragen, wer ich bin. Ich will es Ihnen sogleich sagen. Ich bin ein Geächteter; ich bin ein zum Tode Verurtheilter und lebe nur durch die Gewalt der Kühnheit; ich bin der Chevalier von Maison-Rouge,«

Der Abbé sprang vor Schrecken von seinem Lehnstuhle aus.

»Oh! fürchten Sie nichts,« versetzte der Chevalier. »Niemand hat mich hier eintreten sehen, und diejenigen, welche mich gesehen hätten, würden mich nicht erkennen, denn ich habe mich seit zwei Monaten gewaltig verändert.«

»Aber was wollen Sie denn, Bürger?« fragte der Pfarrer.

»Sie werden diesen Morgen in die Cenciergerie gehen?«

»Ja, ich bin durch den Concierge dahin bestellt.«

»Wissen Sie, warum?«

»Wegen eines Kranken, wegen eines Sterbenden, wegen eines Verurtheilten vielleicht.«

»Sie haben es gesagt: ja, eine verurtheilte Person erwartet Sie.«

Der alte Priester schaute den Chevalier erstaunt an.

»Aber wissen Sie, wer diese Person ist?« sagte Maison-Rouge.

»Nein . . . ich weiß es nicht.«

»Nun wohl! diese Person ist die Königin!«

Der Abbé stieß einen Schmerzensschrei aus.

»Die Königin! oh! mein Gott!«

»Ja, mein Herr, die Königin! Ich erkundigte mich, um zu wissen, welchen Priester man ihr geben würde. Ich erfuhr, Sie wären es, und lief herbei.«

»Was wollen Sie von mir?« fragte der Priester, erschrocken über den fieberhaften Ausdruck des Chevalier.

»Ich will. . . ich will nicht, mein Herr. Ich komme, um Sie zu bitten . . . Sie anzuflehen . . .«

»Was denn?«

»Mich mit Ihnen zu Ihrer Majestät gehen zu lassen.«

»Oh! sind Sie denn verrückt!« rief der Abbé, »Sie richten mich zu Grunde und stürzen sich selbst ins Verderben!«

»Befürchten Sie nichts,«

»Die arme Frau ist verurteilt und es ist um sie geschehen.«

»Ich weiß es, und nicht um einen Versuch zu machen, sie zu retten, will ich sie sehen, sondern . . . Doch hören Sie mich, mein Vater, Sie hören mich nicht an.«

»Ich höre Sie nicht an, weil Sie etwas Unmögliches von mir verlangen; ich höre Sie nicht an, weil Sie wie ein Wahnsinniger handeln,« sprach der Greis; »ich höre Sie nicht an, weil Sie mich erschrecken.«

»Mein Vater, beruhigen Sie sich,« erwiderte der junge Mann, indem er sich selbst zu beruhigen suchte; »mein Vater, glauben Sie mir, ich habe meine volle Vernunft. Die Königin ist verloren, ich weiß es; doch kann ich mich zu ihren Füßen niederwerfen, nur eine einzige Secunde, so ist mein Leben gerettet; sehe ich sie nicht, so tödte ich mich, und da Sie die Ursache meiner Verzweiflung sind, so haben Sie zugleich den Leib und die Seele getödtet.«

»Mein Sohn, mein Sohn,« sprach der Priester, »bedenken Sie wohl, Sie fordern das Opfer meines Lebens von mir; so alt ich bin, so ist mein Dasein doch noch vielen Unglücklichen nothwendig; so alt ich bin, würde ich mir, wenn ich selbst dem Tode entgegenginge, einen Selbstmord zu Schulden kommen lassen.«

»Weisen Sie mich nicht zurück, mein Vater,« versetzte der Chevalier; »Sie brauchen einen Hilfspriester, einen Acolyten, nehmen Sie mich mit, mein Vater,«

»Nein,« sagte er, »nein, ich würde mich dadurch gegen meine Pflichten verfehlen: ich habe die Constitution beschworen, ich habe aus dem Grunde meines Herzens in meiner Seele und meinem Gewissen geschworen. Die arme verurtheilte Frau ist eine strafbare Königin; ich würde zu sterben einwilligen, wenn mein Tod einem Nebenmenschen nützlich sein könnte; doch ich will nicht meine Pflicht verletzen.«

»Aber wenn ich Ihnen sage,« rief der Chevalier »wenn ich Ihnen wiederhole, wenn ich Ihnen schwöre, daß ich nicht die Königin retten will! Sehen Sie auf dieses Evangelium, sehen Sie aus dieses Cruzifix schwöre ich ihnen, daß ich nicht in die Conciergerie gehe, um ihren Tod zu verhindern.«

»Was wollen Sie dann?« fragte der Greis, erschüttert durch diesen Ausdruck der Verzweiflung, den man nicht nachahmt.

»Hören Sie,« erwiderte der Chevalier, dessen Seele einen Weg über seine Lippen zu suchen schien, »sie war meine Wohltäterin, sie hat einige Anhänglichkeit für mich; mich in ihrer letzten Stunde zu sehen, wird, ich bin es fest überzeugt, ein Trost für sie sein.«

»Das ist Alles, was Sie wollen?« fragte der Priester, ergriffen von diesem unwiderstehlichen Ton.

»Durchaus Alles.«

»Sie spinnen kein Complot, um einen Versuch zu Befreiung der Verurtheilten zu machen?«

»Keines, Ich bin ein Christ, mein Vater, und wenn in meinem Herzen ein Schatten von Lüge ist, wenn ich hoffe, sie werde leben, wenn ich in irgend einer Hinsicht daran arbeite, so strafe mich Gott durch eine ewige Verdammniß!«

»Nein! nein! ich kann Ihnen nichts versprechen,« sagte der Pfarrer, vor dessen Geist sich wieder die großen und zahlreichen Gefahren einer solchen Unklugheit stellten.

»Hören Sie, mein Vater,« entgegnete der Chevalier mit einem Ausdrucke tiefen Schmerzes, »ich habe als demüthiger Sohn mit Ihnen gesprochen; ich habe nur christliche und mildherzige Gefühle gegen Sie geäußert; kein bitteres Wort, keine Drohung ist aus meinem Munde gekommen, und dennoch gährt mein Kopf, dennoch durchglüht das Fieber mein Blut, dennoch zernagt mir die Verzweiflung das Herz, dennoch bin ich bewaffnet, sehen Sie, ich habe einen Dolch.«

Und der junge Mann zog aus seiner Brust eine glänzende, feine Klinge, welche einen bläulichen Reflex auf seine zitternde Hand warf.

Der Geistliche trat rasch zurück.

»Fürchten Sie sich nicht,« sagte der Chevalier, »Andere, die Sie so treu Ihrem Worte gekannt hätten, würden Ihrer Angst einen Schwur entrissen haben. Nein, ich habe Sie angefleht, ich flehe Sie mit gefalteten Händen, die Stirne aus dem Boden, immer noch an, machen Sie, daß ich die Königin nur einen einzigen Augenblick sehe, und nehmen Sie dies als Garantie an.«

Und er zog aus seiner Tasche eine Zettel, den er Girard bot; der Abbé entfaltete ihn und las folgende Worte:

»Ich René, Chevalier von Maison-Rouge, erkläre bei Gott und meiner Ehre, daß ich durch Androhung des Todes den würdigen Pfarrer von Saint-Landry gezwungen habe, mich trotz seiner Weigerung und seines lebhaften Sträubens in die Conciergerie mitzunehmen. Zu Beglaubigung dessen, habe ich unterzeichnet

Maison-Rouge.«

»Es ist gut,« sprach der Priester, »doch schwören Sie mir nun auch noch, daß Sie keine Unklugheit begehen werden; es ist nicht genug, daß mein Leben unversehrt bleibt, ich bin auch für das Ihrige verantwortlich.«

»Oh! denken wir nicht hieran,« sprach der Chevalier, »Sie willigen ein?«

»Ich muß wohl, da Sie es so haben wollen. Sie erwarten mich unten, und wenn sie in die Kanzlei geht, werden Sie sie sehen,«

Der Chevalier ergriff die Hand des Greises und küßte sie mit eben so viel Ehrfurcht und Inbrunst, als wenn es ein Cruzifix gewesen wäre.

»Oh!« murmelte der Chevalier, »sie wird wenigstens wie eine Königin sterben und die Hand des Henkers wird sie nicht berühren!«

---

## XLVIII.

### *Der Henkerskarren.*

Sobald Maison-Rouge diese Erlaubniß von dem Pfarrer von Saint-Landry erhalten hatte, eilte er in ein halb geöffnetes Cabinet, in welchem er das Ankleidecabinet des Abbé erkannt hatte.

Hier fielen in einem Nu sein Backenbart und sein Schnurrbart unter dem Rasiermesser und jetzt erst konnte er seine Blässe wahrnehmen; sie war erschreckend.

Er kehrte scheinbar ruhig zurück; übrigens schien er völlig vergessen zu haben, daß er, obgleich er den Bart abgeworfen, in der Conciergerie erkannt werden konnte.

Der Chevalier folgte dem Abbé, den während seiner kurzen Abwesenheit zwei Wachen geholt hatten, und trat mit jener Keckheit, welche jeden Verdacht beseitigt, mit jenem entstellenden Anschwellen des Fiebers durch das Gitter ein, welches zu jener Zeit in den Hof des Palastes ging.

Er trug wie der Abbé Girard einen schwarzen Frack, denn die priesterlichen Gewänder waren abgeschafft.

In der Kanzlei fanden sie mehr als fünfzig Personen, theils Angestellte des Gefängnisses, theils Deputirte, theils Commissäre, welche entweder als Mandatare oder als Neugierige die Königin vorüberkommen sehen wollten.

Sein Herz schlug so gewaltig, als er sich der Kerkerpforte gegenüber befand, daß er die Gespräche des Abbé mit den Gendarmen und dem Concierge nicht mehr hörte.

Ein Mann, der eine Scheere und ein Stück frisch abgeschnittenen Stoff in der Hand hielt, stieß aus der Schwelle an Maison-Rouge.

Maison-Rouge erkannte den Scharfrichter.

»Was willst Du, Bürger?« fragte Sanson.

Der Chevalier suchte den Schauer zu bewältigen, der unwillkürlich seine Adern durchlief, und antwortete:

»Ich! Du siehst es wohl, Bürger Sanson, ich begleite den Geistlichen von Saint-Landry.«

»Ah! gut,« versetzte der Scharfrichter.

Und er trat aus die Seite und gab seinem Gehilfen Befehle.

Während dieser Zeit drang Maison-Rouge in das Innere der Kanzlei, von der Kanzlei ging er in das Gelaß, wo sich die zwei Gendarmen aushielten.

Diese braven Leute waren bestürzt; so würdig und stolz sie sich gegen die Anderen benommen hatte, so gut und sanft war die Königin gegen sie gewesen; sie schienen mehr ihre Diener, als ihre Wächter zu sein.

Doch von dem Platze, wo der Chevalier war, konnte er Marie Antoinette nicht sehen.

Der Windschirm hatte sich geöffnet, um den Geistlichen einzulassen, war aber wieder hinter ihm geschlossen worden.

Als der Chevalier eintrat, hatte das Gespräch schon begonnen,

»Mein Herr,« sagte die Königin mit ihrem scharfen, stolzen Tone zu dem Pfarrer, »da Sie der

Republik, in deren Namen man mich zum Tode bringt, den Eid geleistet haben, so vermöchte ich kein Vertrauen zu Ihnen zu fassen. Wir beten nicht denselben Gott an!«

»Madame,« erwiderte Girard, sehr bewegt durch dieses verächtliche Glaubensbekenntniß, »eine Christin, welche zu sterben im Begriffe ist, muß sterben ohne Haß im Herzen und darf ihren Gott nicht zurückweisen, unter welcher Form er sich auch ihr zeigen mag,«

Maison-Rouge machte einen Schritt, um den Windschirm ein wenig zu öffnen, in der Hoffnung, wenn sie ihn erblicken würde und die Ursache wüßte, die ihn hierher führte, dürste sie ihre Ansicht in Beziehung auf den Geistlichen ändern; doch die zwei Gendarmen widersetzten sich durch eine Bewegung.

»Aber da ich der Gehilfe des Pfarrers bin?« entgegnete Maison-Rouge.

»Insofern sie den Pfarrer zurückweist, braucht sie auch den Gehilfen nicht,« antwortete Duchesne.

»Sie wird ihn vielleicht annehmen,« erwiderte der Chevalier die Stimme erhebend, »es ist nicht möglich, daß sie ihn nicht annimmt.«

Doch Marie Antoinette war zu sehr von dem Gefühle eingenommen, das ihr Inneres bewegte, um die Stimme des Chevalier zu hören und zu erkennen,

»Gehen Sie,« fuhr sie gegen Girard fort, »gehen Sie und lassen Sie mich allein; da wir gegenwärtig in Frankreich unter einer Regierung der Freiheit leben, so verlange ich die, nach meiner Phantasie zu sterben.«

Girard suchte zu widerstehen.

»Lassen Sie mich, mein Herr,« sprach sie, »ich sage Ihnen, lassen Sie mich!«

Girard versuchte es, noch ein Wort beizufügen.

»Ich will es,« entgegnete die Königin mit einer Gebärde von Marie Therese.

Girard ging hinaus.

Maison-Rouge bemühte sich, mit seinem Blick durch den Zwischenraum des Windschirmes zu dringen, aber die Königin wandte ihm den Rücken zu.

Der Gehilfe des Scharfrichters kreuzte den Geistlichen; er trat mit Stricken in der Hand ein.

Die Gendarmen trieben den Chevalier bis zur Thüre zurück, ehe er, geblendet, verzweifelnd, betäubt, im Stande gewesen war, einen Ruf von sich zu geben oder eine Bewegung zu machen, um sein Vorhaben zu vollführen.

Er befand sich also mit Girard im Corridor des Gefängnisses. Vom Corridor drängte man ihn bis in die Kanzlei zurück, wo sich die Kunde von der Weigerung der Königin schon verbreitet hatte, und wo der österreichische Stolz von Marie Antoinette bei Einigen der Text von groben Schmähungen, bei Anderen ein Gegenstand geheimer Bewunderung wurde.

»Gehen Sie,« sagte Richard zu dem Abbé, »kehren Sie nach Hause zurück, da die Gefangene Sie fortjagt und nach ihrem Belieben sterben will.«

»Höre,« versetzte die Frau Richard, »sie hat Recht und ich würde es machen wie sie.«

»Und Sie hätten Unrecht, Bürgerin,« entgegnete der Abbé.

»Schweige, Frau,« murmelte der Concierge, indem er die Augen weit aufriß, »was geht das Dich an? Gehen Sie, Abbé, gehen Sie.«

»Nein,« wiederholte Girard, »ich werde sie wider ihren Willen begleiten; ein Wort, und wäre es nur ein einziges Wort, wird sie, wenn sie es hört, an ihre Pflichten erinnern; überdies hat mir

die Gemeinde den Auftrag gegeben und ich muß der Gemeinde gehorchen.

»Gut, doch schicke Deinen Sacristan weg,« sagte mit grobem Tone der Adjutant-Major, der die bewaffnete Macht befehligte.

Es war ein ehemaliger Schauspieler der Ccmedie Francaise, Namens Grammont

Die Augen des Chevalier schleuderten einen doppelten Blitz und er fuhr maschinenmäßig mit seiner Hand in seine Brust.

Girard wußte, daß er einen Dolch unter seiner Weste hatte. Er hielt ihn mit einem flehenden Blick zurück.

»Schonen Sie mein Leben,« sagte er leise zu ihm, »Sie sehen, daß Alles für Sie verloren ist; stürzen Sie sich nicht mit ihr in das Verderben; ich werde auf dem Wege mit ihr von Ihnen sprechen, das schwöre ich Ihnen; ich werde ihr sagen, was Sie gewagt haben, um sie zum letzten Male zu sehen.«

Diese Worte dämpften das Aufbrausen des jungen Mannes; überdies bewerkstelligte sich die gewöhnliche Gegenwirkung, seine ganze Organisation erlitt eine seltsame Lähmung. Dieser Mann von einem heldenmäßigen Willen, von einer wunderbaren Macht war am Ende seiner Kraft und seiner Willens angelangt; er schwamm unentschlossen oder vielmehr ermattet, besiegt, in einer Art von Schläfrigkeit, die man hätte für den Vorboten des Todes halten können.

»Ja,« sagte er, »so mußte es sein; das Kreuz für Jesus, das Schafott für sie; die Götter und Könige leeren bis auf die Hefe den Kelch, den ihnen die Menschen reichen.

Folge dieses ganz ergebenen, ganz trägen Gedankens war, daß sich der junge Mann bis zur äußeren Thüre zurückstoßen ließ, ohne sich auf eine andere Art, als durch einen unwillkührlichen Seufzer zu vertheidigen, ohne mehr Widerstand zu leisten, als Ophelia, dem Tode gweiht, leistete, da sie sich von den Wellen fortgerissen sah.

Am Fuße der Gitter und Thore der Conciergerie drängte sich eine von den furchtbaren Mengen, von denen man sich keine Vorstellung machen kann, wenn man sie nicht wenigstens einmal gesehen hat.

Die Ungeduld beherrschte alle Leidenschaften, und alle Leidenschaften sprachen laut ihre Sprache, die, sich vermischend, einen ungeheuren Lärmen bildete, als ob dieser ganze Lärmen und die ganze Bevölkerung von Paris sich in dem Quartiere des Justizpalastes concentrirt hätten.

Vor dieser Menge war eine ganze Armee mit Kanonen mit der Bestimmung ausgepflanzt, das Fest zu beschützen und für diejenigen, welche es genießen wollten, sicher zu machen.

Man hätte es vergebens versucht, diesen Wall zu durchbrechen, der sich, seitdem die Verurtheilung außerhalb Paris bekannt geworden war, durch die Patrioten der Vorstädte verstärkt hatte.

Aus der Conciergerie vertrieben, befand sich Maison-Rouge natürlich bei der ersten Reihe der Soldaten. Die Soldaten fragten ihn, wer er wäre.

Er antwortete, er wäre der Vicar des Abbé Girard; doch da er wie sein Pfarrer den Eid geleistet, so hätte ihn die Königin wie seinen Pfarrer zurückgewiesen.

Die Soldaten stießen ihn ihrerseits bis zur ersten Reihe der Zuschauer zurück.

Hier sah er sich gezwungen, zu wiederholen, was er den Soldaten sagte.

Da erhob sich das Geschrei:

»Er kommt so eben von ihr. . . Er hat sie gesehen . . . Was hat sie gesagt? . . . Was macht sie? . . . Ist sie immer noch stolz? . . . Ist sie niedergeschlagen? . . . Weint sie? . . .«



Der Chevalier beantwortete alle diese Fragen mit einer zugleich schwachen, sanften und freundlichen Stimme, als ob diese Stimme die letzte Kundgebung des an seinen Lippen hängenden Lebens wäre.

Seine Antwort war die reine und einfache Wahrheit, nur war diese Wahrheit eine Lobeserhebung der Festigkeit von Marie Antoinette, und das, was er mit der Einfachheit und dem Glauben eines Evangelisten sagte, brachte Unruhe in mehr als ein Herz.

Als er von dem kleinen Dauphin und Madame Royale, von dieser Königin ohne Thron, von dieser Gattin ohne Gatten, von dieser Mutter ohne Kinder, von dieser verlassenen Frau ohne einen Freund mitten unter Henkern sprach, da verschleierte sich mehr als eine Stirne mit Traurigkeit, erschien mehr als eine Thräne, verstohlen und brennend in Augen, welche kurz zuvor noch der Haß belebte.

Es schlug elf Uhr im Glockenthurme des Palastes jeder Lärmen hörte sogleich aus. Hundert tausend Personen zählten die Stunde, welche es eben schlug und der die Schläge ihres Herzens antworteten.

Als das Vibiren des letzten Schlages im Raume erlosch, entstand ein gewaltiges Geräusch hinter den Pforten, während zugleich ein von dem Quai aux Fleurs herkommender Karren zuerst die Volksmenge, sodann die Wachen durchschnitt, und sich endlich unten an den Stufen aufstellte.

Bald erschien die Königin oben auf der ungeheuren Freitreppe. Alle Leidenschaften drängten sich in den Augen zusammen, der Athem blieb keuchend und gehemmt.

Ihre Haare waren kurz geschnitten; die Mehrzahl hatte sich während ihrer Gefangenschaft gebleicht, und diese Silberfarbe machte noch zarter die perlmutterartige Blässe, welche in diesem äußersten Augenblick die Schönheit der Tochter der Cäsaren beinahe himmlisch erscheinen ließ.

Sie trug ein weißes Kleid und ihre Hände waren ihr aus den Rücken gebunden.

Als sie sich oben aus den Stufen zeigte, wobei sie auf ihrer Rechten den Abbé Girard, der sie wider ihren Willen begleitete, und auf ihrer Linken den Nachrichter, Beide schwarz gekleidet, hatte, entstand in dieser ganzen Menge ein Gemurmel, das Gott allein, der im Grunde der Herzen liest, verstehen und in einer Wahrheit zusammenfassen konnte.

Ein Mann trat nun zwischen den Scharfrichter und Marie Antoinette.

Dies war Grammont. Er kam so, um ihr den schmähhlichen Karren zu zeigen.

Die Königin wich unwillkürlich einen Schritt zurück.

»Steigen Sie ein,« sagte Grammont.

Jedermann hörte dieses Wort, denn die Erschütterung hielt alles Gemurmel an den Lippen der Zuschauer zurück.

Da sah man das Blut in die Wangen der Königin steigen und die Wurzel ihrer Haare erreichen; doch beinahe in demselben Augenblick überzog sich ihr Gesicht wieder mit einer tödtlichen Blässe.

Ihre erbleichenden Lippen öffneten sich.

»Warum einen Karren für mich, während sich der König ohne Wagen nach dem Schafott begeben hat?« sagte sie.

Der Abbé Girard sprach nun leise einige Worte zu ihr. Ohne Zweifel bekämpfte er bei der Verurtheilten diesen letzten Schrei des königlichen Stolzes.

Die Königin schwieg und wankte.

Sanson streckte die Arme aus, um sie zu unterstützen; doch sie erhob sich und wich zurück, ehe er sie berührt hatte.

Sie ging die Treppe hinab, während der Gehilfe einen hölzernen Fußtritt hinter dem Karren befestigte.

Die Königin stieg ein, der Abbé stieg hinter ihr ein.

Sanson ließ sie Beide sitzen.

Als der Karren sich zu erschüttern anfang, entstand eine gewaltige Bewegung im Volke; doch die Soldaten, da sie nicht wußten, in welcher Absicht diese Bewegung geschah, vereinigten zu gleicher Zeit alle ihre Kräfte, um die Menge zurückzudrängen; dadurch ergab sich ein großer leerer Raum zwischen dem Karren und den ersten Reihen.

In diesem Raum erscholl ein düsteres Geheul.

Die Königin bebte, richtete sich aus und schaute umher.

Sie erblickte nun ihren seit zwei Monaten verlorenen Hund, ihren Hund, der nicht mit ihr in die Conciergerie hatte dringen können, der trotz des Geschreis, der Schläge und Stöße gegen den Karren vorstürzte; doch als bald verschwand der arme, magere, abgezehrte, gelähmte Black unter den Füßen der Pferde.

Die Königin folgte ihm mit den Augen; sie konnte nicht sprechen, denn ihre Stimme wurde von dem Lärmen bedeckt; sie konnte nicht mit dem Finger auf ihn deuten, denn ihre Hände waren gebunden; hätte sie ihn aber auch zeigen, hätte man sie hören können, sie würde ohne Zweifel vergebens nach ihm verlangt haben.

Nachdem sie ihn kurze Zeit aus den Augen verloren, erblickte sie ihn wieder.

Er war in den Armen eines bleichen jungen Mannes, der auf einer Kanone stehend die Menge überragte und, erhoben durch eine unsägliche Exaltation, sie grüßte und aus den Himmel deutete.

Marie Antoinette schaute zum Himmel empor nur lächelte sanft.

Der Chevalier von Maison-Rouge stieß einen Seufzer aus, als ob ihm dieses Lächeln eine Wunde im Herzen beigebracht hätte, und als sich der Wagen dem Pont au Change zuwandte, fiel er in die Menge zurück und verschwand.

---

## XLIX.

### *Das Schafott.*

Aus dem Revolutionsplatz warteten zwei Männer an einen Scheinwerfer angelehnt.

Was sie mit der Menge erwarteten, von der sich ein Theil nach dem Platze vor dem Palaste und ein anderer Theil nach dem Revolutionsplatze begeben hatte, während sich der Rest stürmisch aus dem ganzen Wege, der diese zwei Plätze trennte, ausbreitete und drängte, war die Ankunft der Königin bei dem Werkzeuge der Hinrichtung, das, abgenutzt durch den Regen und die Sonne, abgenutzt durch die Hand des Henkers, abgenutzt gräßlicher Weise durch die Berührung der Opfer, mit einem finsternen Stolze alle unten liegende Köpfe beherrschte, wie eine Königin ihr Volk beherrscht.

Diese zwei Männer mit den verschlungenen Armen, mit den bleichen Lippen, mit den gerunzelten Stirnen, welche leise mit einander sprachen, waren Lorin und Maurice.

Unter den Zuschauern verloren und dennoch so gestellt, daß sie allgemein Neid erregten, setzten sie mit leiser Stimme ein Gespräch fort, das nicht das am mindesten interessante von allen diesen Gesprächen war, welche die Gruppen durchzogen, die, einer elektrischen Kette ähnlich, sich wie ein lebendiges Meer vom Pont au Change bis zum Pont de la Revolution bewegten.

Der Gedanke, den wir in Beziehung auf das alle Köpfe beherrschende Schafott ausgedrückt, hatte Beide berührt.

»Siehst Du,« sagte Maurice, »wie das häßliche Ungeheuer seine Arme erhebt; sollte man nicht glauben, es ruft uns, es lächle uns durch sein Pförtchen wie durch einen furchtbaren Mund zu.«

»Ah! meiner Treue,« sprach Lorin, »ich gestehe, ich gehöre nicht zu der Schule der Poesie, welche Alles roth sieht. Ich sehe rosa, und am Fuße dieser abscheulichen Maschine würde ich noch singen und hoffen. Dum Spiro spero.<sup>11</sup>«

»Du hoffst, während man die Frauen tödtet?«

«Ah! Maurice, Sohn der Revolution, verleugne Deine Mutter nicht. Ah! Maurice, bleibe ein guter und rechtschaffener Patriot. Maurice, diejenige, welche sterben wird, ist keine Frau, oder wenigstens keine Frau wie die anderen Frauen; diejenige, welche sterben wird, ist der böse Geist Frankreichs.»

»Oh! nicht sie beklage ich, nicht sie beweine ich!« rief Maurice.

»Ja, ich verstehe, es ist Geneviève.«

»Ah! siehst Du, es gibt einen Gedanken, der mich wahnsinnig macht, der Gedanke, daß sich Geneviève in den Händen dieser Guillotinelieferanten befindet, die man Hebert und Fouquier-Tinville nennt, in den Händen von Menschen, welche die arme Heloise hierher geschickt haben und heute die stolze Marie Antoinette schicken.«

»Nun wohl,« versetzte Lorin, »das ist es gerade, was mir Hoffnung gewährt; wenn der Zorn des Volkes das große Mahl von zwei Tyrannen gemacht hat, so wird er gesättigt sein, wenigstens für einige Zeit, wie die Boa, welche drei Monate braucht, um zu verdauen, was sie verzehrt. Dann wird er Niemand mehr verschlingen, und es werden ihm, wie die Propheten der Vorstadt

sagen, die kleinen Stücke Furcht machen.«

»Lorin, Lorin,« erwiderte Maurice, »ich bin positiver als Du, und ich sage Dir ganz leise, bereit es zu wiederholen: Lorin, ich hasse die neue Königin, diejenige, welche mir bestimmt scheint, aus die Oesterreicherin zu folgen, die sie zerstören wird. Es ist eine traurige Königin, deren Purpur von täglichem Blute gemacht ist, und die Danton zum ersten Minister hat.«

»Bah! wir werden ihr entkommen.«

»Ich glaube es nicht,« entgegnete Maurice den Kopf schüttelnd; »Du siehst, daß wir, um nicht zu Hause verhaftet zu werden, kein anderes Mittel haben, als aus der Straße zu bleiben.«

»Bah! wir können Paris verlassen, nichts verhindert uns daran. Beklagen wir uns also nicht. Mein Oheim erwartet uns in Saint-Omer; Geld, Pässe, nichts fehlt uns, und ein Gendarme würde uns nicht verhaften; was denkst Du davon? Wir bleiben, weil wir so wollen.«

»Nein, was Du da sagst, ist nicht richtig, vortrefflicher Freund, treu ergebenes Herz. Du bleibst, weil ich bleiben will.«

»Und Du willst bleiben, um Geneviève wiederzufinden. Nun wohl, was ist einfacher, was ist billiger, natürlicher? Du denkst, sie sei im Gefängniß, das ist mehr als wahrscheinlich. Du willst über ihr wachen, und deshalb darf man Paris nicht verlassen.«

Maurice seufzte, sein Gedanke hatte offenbar eine andere Richtung.

»Du erinnerst Dich des Todes von Ludwig XVI.?« sagte er. »Ich sehe mich noch bleich vor Aufregung und Stolz. Ich war eines von den Häuptern der Menge, in deren Falten ich mich heute verberge. Ich war größer am Fuße des Schafotts, als es je der König gewesen, der es bestieg. Welche Veränderung, Lorin! und wenn man bedenkt, daß neun Monate genügten, um diese furchtbare Gegenwirkung herbeizuführen.«

»Neun Monate Liebe, Maurice!. . . Liebe, Du hast Troja zu Grunde gerichtet!«

Maurice seufzte; sein umherschweifender Geist gelangte auf einen andern Weg und erblickte einen andern Horizont.

»Der arme Maison-Rouge!« murmelte er, »daß ein trauriger Tag für ihn.«

»Ah! soll ich Dir sagen, was ich noch viel Traurigeres in den Revolutionen sehe, Maurice?« versetzte Lorin.

»Ja.«

»Daß man oft zu Feinden diejenigen hat, welche man gern zu Freunden haben möchte, und zu Freunden Leute. . .«

»Ich habe Mühe Eines zu glauben,« unterbrach ihn Maurice.

»Was?«

»Daß er nicht irgend einen Plan, und wenn er auch noch so wahnsinnig wäre, ersinnt, um die Königin zu retten.«

»Ein Mensch stärker als hundert tausend!«

»Ich sage Dir, wenn er noch so wahnsinnig wäre; ich meinerseits weiß, daß ich um Geneviève zu retten. . .«

»Ich wiederhole Dir, Maurice, Du verwirrst Dich; nein, selbst wenn Du Geneviève retten solltest, würdest Du kein schlechter Bürger, Doch genug hierüber, Maurice, man hört uns. Siehst Du, die Köpfe bekommen eine wellenförmige Bewegung, siehst Du, der Knecht des Bürger Sanson erhebt sich aus seinem Korbe und schaut in die Ferne. Die Oesterreicherin kommt.«

In der That, gleichsam um die von Lorin wahrgenommene Wellenbewegung zu begleiten, bemächtigte sich ein verlängertes, wachsendes Beben der Menge, Es war wie einer von jenen Windstößen, welche, mit Pfeifen beginnen und mit Brüllen aufhören.

Maurice, der seine hohe Gestalt durch die Pfosten des Scheinwerfers noch mehr emporhob, schaute nach der Rue Saint-Honoré.

»Ja,« sagte er schauernd, »dort kommt sie.«

Man sah wirklich allmählig eine andere Maschine, beinahe so häßlich als eine Guillotine, erscheinen, nämlich den Henkerskarren.

Rechts und links glänzten die Gewehre der Escorte und vor ihr erwiderte Grammont durch das Schwingen seines Säbels das von einigen Fanatikern ausgestoßene Geschrei. Doch indes der Karren vorrückte, erlosch dieses Geschrei plötzlich unter dem kalten, finsternen Blick der Verurtheilten.

Nie flöste ein Antlitz energischer Achtung ein; nie war Marie Antoinette größer und mehr Königin gewesen. Sie trieb den Stolz ihres Muthes so weit, daß sie sogar Eindruck aus die Helfer der Schreckensideen machte. Gleichgültig gegen die Ermahnungen des Abbé Girard, der sie wider ihren Willen begleitet hatte, schwankte ihre Stirne weder nach rechts noch nach links; der im Grunde ihres Gehirnes lebende Gedanke schien unerschütterlich wie ihr Blick. Die gestoßene Bewegung des Karrens aus dem ungleichen Pflaster hob gerade durch ihre Heftigkeit die Strenge ihrer Haltung hervor; man hätte sie für eine von den Marmorstatuen halten sollen, welche aus einem Wagen fahren, nur hatte die königliche Statue ein leuchtendes Auge und ihre Haare flatterten im Wind.

Eine Stille, der der Wüste ähnlich, lagerte sich plötzlich über den dreimal hundert tausend Zuschauern dieser Szene, welche der Himmel zum ersten Mal bei seinem hellen Sonnenscheine sah.

Bald hörte man vor dem Orte, wo Maurice und Lorin standen, die Achse des Henkerskarrens knarren und die Pferde der Wachen schnaufen.

Der Karren hielt am Fuße des Schafotts an.

Die Königin, welche ohne Zweifel nicht an diesen Augenblick gedacht hatte, erwachte und begriff. Sie richtete ihren stolzen Blick aus die Menge, und derselbe bleiche junge Mann, den sie auf der Kanone gesehen hatte, erschien ihr abermals, aus einem Weichsteine stehend

Von diesem Weichsteine sandte er ihr denselben achtungsvollen Gruß zu, den er schon, als sie die Conciergerie verließ, an sie gerichtet hatte; dann sprang er von dem Weichsteine herab.

Mehrere Personen sahen ihn und, da er schwarz gekleidet war, so rührte hiervon das Gerücht her, das sich verbreitete, es habe ein Priester Marie Antoinette erwartet, um ihr die Absolution in dem Augenblick, wo sie das Schafott besteigen würde, zuzusenden.

Im Uebrigen kümmerte sich Niemand um den Chevalier. In den äußersten Augenblicken gibt es eine äußerste Achtung für gewisse Dinge.

Die Königin stieg vorsichtig die drei Stufen des Fußtrittes herab; sie wurde von Sanson unterstützt, der sie, indes er die Ausgabe erfüllte, zu welcher er selbst verurtheilt zu sein schien, bis zum letzten Augenblick mit der größten Rücksicht behandelte.

Während sie aus die Stufen des Schafotts zuing, bäumten sich einige Pferde, schienen einige Wachen zu Fuße, einige Soldaten zu wanken und das Gleichgewicht zu verlieren; dann sah man etwas wie einen Schatten unter das Schafott schlüpfen; doch die Ruhe stellte sich sogleich

wieder her; Niemand wollte in diesem feierlichen Augenblick seinen Platz verlassen; Niemand wollte den geringsten Umstand des großen Dramas verlieren, das in Erfüllung gehen sollte: Aller Augen richteten sich wieder auf die Verurtheilte.

Die Königin stand schon aus der Plattform des Schafotts. Der Priester sprach immer noch mit ihr; ein Gehilfe schob sie sachte von hinten, ein anderer löste das Halstuch, das ihre Schultern bedeckte.

Marie Antoinette fühlte die ehrlose Hand ihren Hals streifen; sie machte eine ungestüme Bewegung und trat auf den Fuß von Sanson, der, ohne daß sie es sah, sie an das unselige Brett zu befestigen beschäftigt war.

Sanson zog seinen Fuß zurück.

»Entschuldigen Sie, mein Herr,« sagte die Königin, »ich habe es nicht absichtlich getan.«

Dies waren die letzten Worte, welche die Tochter der Cäsaren, die Königin von Frankreich, die Witwe von Ludwig XVI. sprach.

Es schlug ein Viertel nach zwölf Uhr in den Tuileries, und Marie Antoinette fiel zu gleicher Zeit in die Ewigkeit.

Ein furchtbarer Schrei, ein Schrei der alle Leidenschaften: Freude, Schrecken, Trauer, Hoffnung, Triumph, Sühnung, zusammenfaßte, bedeckte wie ein Orkan einen andern, schwachen Schrei, der unter dem Schafott erscholl.

Die Gendarmen hörten ihn jedoch, so schwach er auch war; sie machten einige Schritte vorwärts; minder gedrängt, breitete sich die Menge wie ein Fluß aus, dessen Damm man erweitert, warf die Spaliere zurück, zerstreute die Wachen und schlug wie eine Fluth an die Füße des Schafotts, das gewaltig dadurch erschüttert wurde.

Jeder wollte von Nahem die Überreste des Königthums sehen, welches man für immer in Frankreich zerstört glaubte.

Doch die Gendarmen suchten etwas Anderes, sie suchten den Schatten, der ihre Linien überschritten hatte und unter das Schafott geschlüpft war.

Zwei von ihnen kamen zurück und brachten am Kragen einen jungen Mann, dessen Hand ein von Blut gefärbtes Sacktuch an sein Herz drückte.

Es folgte ihm ein spanisches Hündchen, das auf das Kläglichste heulte.

»Tod dem Aristokraten! Tod dem Ci-devant!« riefen einige Männer aus dem Volke, indem sie den jungen Mann bezeichneten; »er hat sein Sacktuch in das Blut der Oesterreicherin getaucht, tötet ihn!«

»Großer Gott!« sagte Maurice zu Lorin, »erkennst Du ihn? erkennst Du ihn?«

»Tod dem Royalisten!« wiederholten die Wahnsinnigen, »nehmt ihm das Sacktuch, aus dem er sich eine Reliquie machen will, entreißt es ihm!«

Ein stolzes Lächeln schwebte über die Lippen des jungen Mannes, er riß sein Hemd auf, entblößte seine Brust und ließ sein Sacktuch fallen.

»Meine Herren,« sprach er, »dieses Blut ist nicht das der Königin, sondern das meinige; laßt mich ruhig sterben.«

Und eine tiefe, fließende Wunde erschien gähnend unter der linken Brustwarze.,

Die Menge stieß einen Schrei aus und wich zurück.

Dann sank der junge Mann langsam auf seine Kniee und schaute das Schafott an, wie ein

Märtyrer den Himmel anschaut.

»Maison-Rouge!« flüsterte Lorin Maurice in das Ohr.

»Fahre wohl!« stammelte der junge Mann, während er das Haupt mit einem göttlichen Lächeln senkte; »fahre wohl, auf Wiedersehen!«

Und er verschied mitten unter den erstaunten Wachen.

»Man kann auch das noch thun, Lorin, ehe man ein schlechter Bürger wird,« sagte Maurice.

Der kleine Hund drehte sich erschrocken und heulend um den Leichnam.

»Halt, es ist Black,« sagte ein Mann, der einen großen, dicken Stock in der Hand hielt; »halt, es ist Black; komm hierher, mein kleiner Alter.«

Der Hund näherte sich demjenigen, welcher ihn rief, doch kaum war er in seinem Bereiche, als der Mann seinen Stock aufhob und ihm mit einem gewaltigen Gelächter den Schädel zerschmetterte.

»Oh! der Elende!« rief Maurice.

»Stille!« flüsterte Lorin, seinen Freund zurückhaltend, »stille, oder wir sind verloren . . . es ist Simon!«

---

## L.

### *Die Haussuchung.*

Lorin und Maurice waren zu dem ersteren zurückgekehrt. Maurice hatte, um seinen Freund nicht zu offen zu gefährden, die Gewohnheit angenommen, Morgens auszugehen und erst Abends nach Hause zurückzukehren.

Indem er sich mit den Ereignissen vermengte, indem er der Überschaffung der Gefangenen beiwohnte, bespähte er jeden Tag das Vorüberkommen von Geneviève, da er nicht hatte in Erfahrung bringen können, in welchem Hause sie eingeschlossen war. Denn seit seinem Besuche bei Fouquier-Tinville hatte ihm Lorin begreiflich gemacht, daß ihn sein erster sichtbarer Schritt zu Grunde richten würde, daß man ihn dann opfern würde, ohne daß er Geneviève Hilfe zu leisten im Stande gewesen, und Maurice, der sich auf der Stelle in der Hoffnung, mit seiner Geliebten vereinigt zu werden, hätte einkerkeren lassen, wurde klug durch die Furcht, für immer von ihr getrennt zu werden.

Er ging also jeden Morgen von den Carmes nach Port-Libre, von den Madelonnettes nach Saint-Lazare, von der Force nach dem Luxembourg, und stellte sich vor den Gefängnissen auf, wenn die Karren herauskamen, welche die Gefangenen nach dem Revolutionstribunal führten. Hatte er einen Blick aus die Opfer geworfen, so lies er zu einem andern Gefängniß.

Doch er bemerkte bald, daß die Thätigkeit von zehn Menschen nicht genügen würde, um aus diese Art die drei und dreißig Gefängnisse zu überwachen, welche Paris in jener Zeit besaß, und er beschränkte sich daraus, daß er zu dem Tribunal selbst ging, um die Erscheinung von Geneviève zu erwarten.

Dies war schon ein Ansang von Verzweiflung. In der That, welche Hilfsmittel blieben einem Verurtheilten nach dem Spruche? Zuweilen hatte das Tribunal, dessen Sitzungen um zehn Uhr begannen, um vier Uhr zwanzig bis dreißig Personen verurtheilt; der erste Verurtheilte genoß sechs Stunden Leben, doch der letzte, den der Spruch ein Viertel vor vier Uhr traf, fiel um halb fünf Uhr unter dem Beile.

Sich darein ergeben, eine solche Chance für Geneviève zu ertragen, hieß also müde werden, das Schicksal zu bekämpfen.

Wenn er zum Voraus von der Einsperrung von Geneviève unterrichtet gewesen wäre. . . wie hätte sich Maurice über die in jener Zeit so sehr verblendete menschliche Gerechtigkeit gefreut! wie rasch hätte er Geneviève dem Gefängniß entrissen! Nie waren Entweichungen leichter Man könnte sagen, sie seien nie seltener vorgekommen. Dieser ganze Adel, war er einmal in ein Gefängnis gebracht, setzte sich darin fest wie in einem Schiene und machten es sich bequem, um zu sterben. Fliehen hieß sich den Folgen eines Duells entziehen; selbst die Frauen errötheten über eine um diesen Preis erlangte Freiheit.

Doch Maurice hätte sich nicht so bedenklich gezeigt. Hunde tödten, einen Schließer bestechen, was konnte es Leichteres geben? Geneviève hatte keinen so glänzen Namen, daß er die Aufmerksamkeit der Welt auf sich gezogen hätte . . . Sie entehrte sich nicht, wenn sie floh, und überdies . . . wenn sie sich auch entehrt hätte!



Oh! mit welcher Bitterkeit stellte er sich sie so leicht zu erkletternden Gärten von Port-Libre vor; dann die Zimmer der Madelonnettes, die sich so bequem durchbrechen ließen, um die Straße zu erreichen, und die so nieder, Mauern des Luxembourg und die düsteren Gänge der Carmes<sup>12</sup>, in welche ein entschlossener Mann durch ein Fenster ohne alle Mühe dringen konnte.

Doch war Geneviève auch in einem von diesen Gefängnissen?«

Vom Zweifel verzehrt, von der Angst niedergedrückt, überhäufte Maurice sodann Dirmer mit Verwünschungen; er drohte ihm, er sättigte sich mit Haß gegen diesen Menschen, dessen feige Rache sich unter einem Anscheine von Ergebenheit für die königliche Sache verbarg.

»Ich werde ihn finden,« dachte Maurice, »denn wenn er die unglückliche Frau retten will, so wird er sich zeigen; will er sie verderben, so wird er sie schmähen und beleidigen. Ich werde ihn wiederfinden, den Schändlichen, und dann wehe ihm!«

Am Morgen des Tages, wo die Ereignisse vorkommen, welche wir zu erzählen im Begriffe sind, war Maurice ausgegangen, um sich an seinem Platze beim Revolutionstribunal aufzupflanzen. Lorin schlief.

Er wurde durch ein gewaltiges Geräusch erweckt, das Frauenstimmen und Flintenkolben an der Thüre machten.

Er schaute mit dem scheuen Blick des überraschten Mannes umher, der sich gern überzeugen möchte, ob nichts Gefährdendes vor den Augen bleibe.

Vier Sectionäre, zwei Gendarmen und ein Commissär traten in diesem Augenblick ein.

Dieser Besuch war so bezeichnend, daß sich Lorin eiligst ankleidete.

»Ihr verhaftet mich?« sagte er.

»Ja, Bürger Lorin.«

»Warum dies?«

»Weil Du verdächtig bist.«

»Ah! das ist richtig.«

Der Commissär kritzelte ein paar Worte unten an das Verhaftungsprotokoll.

»Wo ist Dein Freund?« fragte er sodann.

»Welcher Freund?«

»Der Bürger Maurice Lindey.«

»Zu Hause wahrscheinlich.«

»Nein, er wohnt hier.«

»Er? Geht doch! Sucht und wenn Ihr ihn findet . . .«

»Hier ist die Anzeige,« sagte der Commissär, »sie ist deutlich und ausführlich.«

Er bot Lorin ein Papier mit einer häßlichen Handschrift und räthselhafter Orthographie. Es war in dieser Denunciation gesagt, man sehe jeden Morgen aus der Wohnung des Bürger Lorin den Bürger Lindey herauskommen, der verdächtig und zur Verhaftung bestimmt sei.

Die Denunciation war von Simon unterzeichnet.

»Ah! der Schuhflicker wird seine Kunden verlieren, wenn er zugleich diese beiden Handwerker treibt. Wir! Mouchard und Stiefelsohler! Dieser Herr Simon ist ein wahrer Cäsar,« sagte Lorin und brach in ein Gelächter aus.

»Der Bürger Maurice?« fragte abermals der Commissär; »wo ist der Bürger Maurice? Wir fordern Dich auf, ihn uns auszuliefern!«

»Wenn ich Euch sage, daß er nicht hier ist!«

Der Commissär ging in ein anstoßendes Zimmer, dann stieg er ein hängendes Halbgeschoß hinaus, wo der Willfähige von Lorin wohnte, endlich öffnete er eine untere Stube. Keine Spur von Maurice.

Doch ein aus dem Tische im Speisezimmer liegender, frisch geschriebener Brief erregte die Aufmerksamkeit des Commissärs.

Er war von Maurice geschrieben, der ihn am Morgen aus diese Stelle legte, als er wegging, ohne seinen Freund zu wecken, obgleich sie beisammen schliefen.

»Ich gehe nach dem Tribunal,« sagte Maurice in dem Briefe, »frühstücke ohne mich, ich werde erst diesen Abend zurückkehren.«

»Bürger,« sprach Lorin, »so sehr ich mich auch beeile, zu gehorchen, so begreifen Sie doch, daß ich Ihnen nicht im Hemd folgen kann. Erlauben Sie, daß mich mein Willfähiger anzieht.«

»Aristokrat!« rief eine Stimme, »man muß ihm seine Hosen anziehen helfen . . .«

»Oh, mein Gott, ja! ich bin wie der Bürger Dagobert. Ihr werdet merken, daß ich nicht König gesagt habe.«

»Vorwärts, laß Dich ankleiden,« sprach der Commissär, »doch beeile Dich.«

Der Willfähige stieg von seinem Halbgeschoße herab und half seinem Herrn sich ankleiden.

Es war nicht der Zweck von Lorin, einen Kammerdiener zu haben, sondern es sollte nichts von dem, was geschah, dem Willfähigen entgehen, damit dieser das, was vorgefallen, Maurice widersagen könnte.

»Nun, meine Herren. . . verzeiht, Bürger, nun, Bürger, bin ich bereit und folge Euch. Doch ich bitte, laßt mich den letzten Band der *Briefe an Emilte* von Herrn Demoustier mitnehmen, er ist so eben erschienen und ich habe ihn noch nicht gelesen, das wird die Langweile der Gefangenschaft versüßen.«

»Deine Gefangenschaft! . . .« sprach plötzlich Simon, der ebenfalls Municipal geworden war und gefolgt von vier Sectionären eintrat. »Sie wird nicht lange dauern. Du bist in dem Prozesse der Frau betheilig, welche die Oesterreicherin entspringen zu lassen beabsichtigte. Man richtet sie heute . . . Dich wird man morgen richten, nachdem Du gezeugt hast.«

»Schuster,« sprach Lorin mit großem Ernste, »Du nähst Deine Sohlen zu schnell.«

»Ja, doch Welch ein schöner Schnitt des Kneifs!« Versetzte Simon mit einem häßlichen Lächeln; »Du wirst sehen, Du wirst sehen, mein schöner Grenadier.«

Lorin zuckte die Achseln.

»Nun! gehen wir!« sagte er, »ich warte.«

Und als Jeder sich umdrehte, um die Treppe hinabzugehen, versetzte Lorin dem Municipal Simon einen so kräftigen Fußtritt, daß er brüllend die glänzende, steile Treppe hinabrollte.

»Die Sectionäre konnten sich des Lachens nicht erwehren. Lorin steckte seine Hände in seine Taschen.

»In der Ausübung meiner Functionen!« rief Simon leichenblaß vor Zorn.

»Bei Gott!« erwiderte Lorin, »sind wir nicht Alle in der Ausübung unserer Functionen begriffen?«

Man ließ ihn in einen Fiacre steigen und der Commissär führte ihn nach dem Justizpalaste.

## LI.

*L o r i n.*

Will uns der Leser zum zweiten Male nach dem Revolutionstribunale folgen, so werden wir Maurice an demselben Platze, wo wir ihn bereits gesehen, wiederfinden, nur werden wir ihn bleicher, bewegter finden.

In dem Augenblick, wo wir die Szene aus dem düstern Theater wiedereröffnen, zu welchem uns mehr die Ereignisse hinziehen, als unsere Vorliebe, sind die Richter in der Abstimmung begriffen, denn ein Proceß ist abgehandelt: zwei Angeklagte, welche in einer von den frechen Vorsichtsmaßregeln, mit denen man damals die Richter verspottete, ihre Toilette für das Schafott gemacht haben, unterhalten sich mit ihren Vertheidigern, deren unbestimmte Worte denen eines Arztes gleichen, welcher an seinem Todten verzweifelt.

Das Volk aus den Tribunen war an diesem Tage von einer wilden Laune, von einer Laune, welche die Strenge der Richter hervorruft: unter die unmittelbare Aufsicht der Strickerinnen und der Vorstädterinnen gestellt, halten sich die Geschworenen besser, wie der Schauspieler seine Energie vor einem schlecht gestimmten Publikum verdoppelt.

Es sind auch seit zehn Uhr Morgens schon fünf Angeklagte in eben so viele Verurtheilte durch diese unnachgiebig gemachten Geschworenen verwandelt worden.

Die zwei, welche sich gerade aus der Bank der Angeklagten fanden, warteten also in diesem Augenblick das Ja oder das Nein ab, das sie entweder dem Leben zurückgeben oder dem Tod zuschleudern sollte.

Das Volk der Anwesenden, durch die Gewohnheit dieser täglichen Tragödie, welche sein Lieblingsschauspiel geworden, roh und wild gemacht, das Volk der Anwesenden, sagen wir, bereitete sie durch Zwischenworte auf diesen furchtbaren Augenblick vor.

»Sieh! Sieh! Sieh! schau doch den Großen an!« sagte eine Strickerin, welche, da sie keine Haube hatte, an ihrem Zopfe eine handbreite dreifarbigte Cocarde trug; »sieh, wie bleich er ist! man sollte glauben, er wäre schon todt!«

Dieser Verurtheilte schaute die Frau, welche so von ihm sprach, mit einem Lächeln der Verachtung an.

»Was sagst Du denn?« versetzte ihre Nachbarin, »er lächelte gerade.«

»Ja, mit der Schärfe der Zähne.«

Ein Vorstädter schaute aus seine Uhr.

»Wie viel Uhr ist es?« fragte ihn sein Kamerad.

»Ein Uhr weniger zehn Minuten, das dauert schon drei Viertelstunden.«

»Wie in Domfront, der Unglücksstadt: um zwölf Uhr angekommen, um ein Uhr gehenkt.«

»Und der Kleine, und der kleine! rief ein Anderer, »schau ihn doch an, wie häßlich wird er sein, wenn er in den Sack niest.«

»Bah! das ist zu bald geschehen, Du wirst nicht Zeit haben, es wahrzunehmen.«

»Höre, man wird seinen Kopf von Herrn Sanson zurückverlangen, man hat also das Recht, ihn

zu sehen.«

«Schau doch, was für einen schönen tyrannenblauen Rock er trägt . . . es ist ein wenig angenehm für die Armen, wenn man die gut gekleideten Leute verkürzt.«

Die Armen erbten in der That, wie es der Scharfrichter zu der Königin gesagt hatte, den Nachlaß von jedem Opfer; dieser Nachlaß wurde sogleich nach der Hinrichtung in die Salpetrière gebracht, um unter die Dürftigen vertheilt zu werden, und dahin hatte man auch die Kleider der hingerichteten Königin geschickt.

Maurice hörte diese Worte schwirren, ohne darauf Acht zu geben; Jeder war in diesem Augenblick von einem mächtigen Gedanken in Anspruch genommen, der ihn vereinzelt. Seit einigen Tagen schlug sein Herz nur noch in gewissen Momenten und in Stößen; von Zeit zu Zeit schienen die Furcht oder die Hoffnung den Gang seines Lebens zu hemmen, und diese beständigen Schwankungen hatten in seinem Herzen die Empfindungskraft gleichsam gebrochen, um die Erschlaffung an ihre Stelle zu setzen.

Die Geschworenen kehrten in den Sitzungssaal zurück und der Präsident verkündigte, wie man es erwartet hatte, das Todesurtheil der zwei Angeklagten.

Man führte sie weg, sie entfernten sich mit festem Schritte . . . in jener Zeit starb Jedermann gut.

Die Stimme des Huissier erscholl finster und unheilswanger.

»Der Bürger Ankläger gegen die Bürgerin Dirmer.«

Maurice schauerte am ganzen Leib und der Schweiß perlte aus seinem Antlitz.

Die kleine Thüre, durch welche die Angeklagten eintraten, öffnete sich und Geneviève erschien.

Sie war weiß gekleidet; ihre Haare waren mit einer reizenden Coquetterie geordnet, denn sie hatte sie zierlich in Locken über einander gelegt, statt sie zu schneiden, wie es viele andere Frauen thaten.

Ohne Zweifel wollte die arme Geneviève bis zum letzten Augenblick schön vor demjenigen erscheinen, welcher sie sehen konnte.

Maurice sah Geneviève und er fühlte, daß alle Kräfte, die er für diesen Augenblick gesammelt hatte, ihn zu gleicher Zeit verließen; er war indessen aus diesem Schlag gefasst, da er seit zehn Tagen keine Sitzung versäumte und schon dreimal der Name Geneviève, aus dem Munde des öffentlichen Anklägers hervorgehend, sein Ohr berührt hatte; doch es gibt eine gewisse Verzweiflung, welche so weit und so tief ist, daß Niemand den Abgrund ermessen kann.

Alle, welche diese so schöne, so unschuldsvolle, so bleiche junge Frau kommen sahen, stießen einen Schrei aus, die Einen vor Wuth, (es gab zu jener Zeit Menschen, welche jeden Vorzug haßten, den Vorzug der Schönheit wie den Vorzug des Geldes, des Genies oder der Geburt), die Anderen vor Bewunderung, Einige vor Mitleid.

Geneviève erkannte ohne Zweifel einen Schrei aus allen diesen Schreien, eine Stimme unter allen diesen Stimmen; denn sie wandte sich gegen Maurice um, während der Präsident in den Acten der Angeklagten blätterte, wobei er sie von Zeit zu Zeit verstohlen von unten anschaute.

Mit dem ersten Blicke sah sie Maurice, so sehr er auch unter der Krempe seines breiten Hutes begraben war; dann wandte sie sich ganz um mit einem sanften Lächeln und mit einer noch viel sanfteren Gebärde; sie drückte ihre zwei rosigen, zitternden Hände aus ihre Lippen, legte mit ihrem Hauche ihre ganze Seele hinein und gab diesem Kusse, den ein Einziger in dieser Menge

für sich zu nehmen berechtigt war, Flügel.

Ein Gemurmel der Theilnahme durchlief den ganzen Saal. Ausgerufen, wandte sie sich gegen ihre Richter um, doch mitten in dieser Bewegung hielt sie inne, ihre weit ausgerissenen Augen hefteten sich mit einem unbeschreiblichen Ausdrucke des Schreckens aus einen Punkt des Saals.

Maurice erhob sich vergebens auf die Fußspitzen, er sah nichts, oder vielmehr etwas Wichtigeres lenkte seine Aufmerksamkeit wieder auf die Szene, das heißt auf das Tribunal.

Fouquier-Tinville hatte die Vorlesung der Anklageakte begonnen.

Nach dieser Acte war Geneviève Dirmer die Frau eines hartnäckigen Verschwörers und stand im Verdacht, den Cechevalier von Maison-Rouge bei seinen auf einander folgenden Versuchen, die Königin zu retten, unterstützt zu haben,

Überdies hatte man sie auf den Knien vor der Königin gefunden, wie sie diese angefleht, die Kleider mit ihr zu wechseln, wie sie sich anerbieten, an ihrer Stelle zu sterben. »Dieser alberne Fanatismus,« sagte die Anklageakte, »wird ohne Zweifel Lobeserhebungen von den Gegenrevolutionären ernten. Doch heute,« fügte sie bei, »ist jeder französische Bürger sein Leben nur der Nation schuldig, und sich den Feinden Frankreichs opfern, heißt doppelt verrathen.«

Befragt, ob sie anerkenne, daß sie von den Gendarmen Duchesne und Gilbert zu den Füßen der Königin überrascht worden sei, wie sie diese angefleht, die Kleider mit ihr zu wechseln, antwortete Geneviève einfach:

»Ja!«

»So erzählen Sie uns Ihren Plan und Ihre Hoffnungen,« sprach der Präsident.

Geneviève erwiderte lächelnd:

»Eine Frau kann Hoffnungen fassen, doch sie kann keinen Plan machen wie den, dessen Opfer ich bin.«

»Warum befanden Sie sich dort?«

»Weil ich nicht mir gehörte und man mich antrieb?«

»Wer trieb Sie an?« fragte der öffentliche Ankläger.

»Leute, die mich mit dem Tode bedrohten, wenn ich nicht gehorchen würde.«

Und der gereizte Blick der jungen Frau heftete sich abermals aus den für Maurice unsichtbaren Punkt des Saales.

»Doch um dem Tod zu entgehen, mit dem man Sie bedrohte, trotzten Sie dem Tod, der für Sie aus einer Verurtheilung hervorgehen mußte?«

»Als ich nachgab, stand das Messer aus meiner Brust, während das Eisen der Guillotine noch fern von meinem Kopfe war. Ich beugte mich unter der gegenwärtigen Gewalt.«

»Warum riefen Sie nicht zu Hilfe? Jeder gute Bürger hätte Sie vertheidigt.«

»Ach! mein Herr,« erwiderte Geneviève mit einem zugleich so traurigen und so zarten Tone, daß das Herz von Maurice aufschwoll, als ob es zerspringen sollte, »ach! ich hatte Niemand mehr in meiner Nähe.«

Die Rührung folgte aus die Theilnahme, wie die Theilnahme auf die Neugierde gefolgt war. Viele Köpfe senkten sich, die Einen verbargen ihre Thränen, die Andern ließen ihnen freien Lauf.

Maurice erblickte nun auf seiner Linken einen fest gebliebenen Kopf, ein unbeugsam

gebliebenes Gesicht.

Es war Dirmer, der aufrecht, düster, unversöhnlich, weder Geneviève noch das Tribunal aus dem Gesichte verlor.

Das Blut strömte den Schläfen des jungen Mannes zu; der Zorn stieg von seinem Herzen in seine Stirne und erfüllte sein ganzes Wesen mit unmäßiger Rachgier. Er schlenderte Dirmer einen mit so elektrischem, so mächtigem Hasse beladenen Blick zu, daß dieser, wie angezogen durch das brennende Fluidum, den Kopf gegen seinen Feind umwandte.

Beider Blicke kreuzten sich wie zwei Flammen. »Sagen Sie uns die Namen Ihrer Anstifter?« fragte der Präsident.

»Es war nur ein einziger, mein Herr.«

»Wer?«

»Mein Gatte.«

»Wissen Sie, wo er ist?«

»Ja.«

»Nennen Sie seinen Zufluchtsort.«

»Er ist vielleicht in Frankreich; doch ich werde nicht feig sein, es ist nicht meine Sache, seinen Zufluchtsort anzuzeigen, es ist die Ihrige, ihn zu entdecken.«

Maurice schaute Dirmer an.

Dirmer machte keine Bewegung.

Ein Gedanke durchzuckte den Kopf des jungen Mannes: der Gedanke, ihn anzuzeigen, indem er zugleich sich anzeigen würde; doch er unterdrückte ihn wieder.

»Nein, er soll nicht so sterben!« sagte er.

»Sie weigern sich also, unsere Nachforschungen zu lenken?« fragte der Präsident.

»Mein Herr, ich glaube, daß ich es nicht thun kann, ohne mich eben so verächtlich in den Augen der Andern zu machen, als er es in den meinigen ist,« antwortete Geneviève.

»Sind Zeugen vorhanden?« fragte der Präsident.

»Einer,« antwortete der Huissier.

»Rufen Sie den Zeugen aus.«

»Maximilian Jean Lorin!« quiekte der Huissier.

»Lorin!« rief Maurice. »Oh! mein Gott! was ist denn mit ihm geschehen?«

Diese Szene fiel am Tage der Verhaftung von Lorin vor und Maurice wußte noch nichts von der Verhaftung.

»Lorin!« murmelte Geneviève, mit schmerzlicher Unruhe umherschauend.

»Warum antwortet der Zeuge nicht, wenn man ihn auffordert?« fragte der Präsident.

»Bürger Präsident,« sagte Fouquier-Tinville, »auf eine neue Anzeige ist der Zeuge in seiner Wohnung verhaftet worden; man wird ihn sogleich bringen.«

Maurice bebte.

»Es war noch ein anderer, wichtigerer Zeuge vorhanden, doch diesen konnte man nicht finden,« fuhr Fouquier-Tinville fort.

Dirmer wandte sich lächelnd gegen Maurice um; vielleicht durchzog derselbe Gedanke, der sich im Kopf des Geliebten geregt hatte, gleichfalls den Kopf des Gatten.

Geneviève erbleichte und sank aus sich selbst zusammen.

In diesem Augenblick trat Lorin, gefolgt von zwei Gendarmen, ein.

Nach ihm und durch dieselbe Thüre kam Simon, der sich als ein Vertrauter des Ortes im Gerichtssaale niedersetzte.

»Ihr Name und Ihre Vorname?« fragte der Präsident.

»Maximilian Jean Lorin.«

»Ihr Stand?«

»Freier Mann.«

»Du wirst es nicht mehr lange sein,« sagte Simon, indem er ihm die Faust wies.

»Sind Sie ein Verwandter der Angeklagten?«

«Nein, doch ich habe die Ehre, zu ihren Freunden zu gehören.«

»Wußten Sie, daß sie aus die Entführung der Königin conspirirte?«

»Wie sollte ich das wissen?«

»Sie konnte es Ihnen anvertraut haben.«

»Mir, einem Mitglied der Section der Thermopylen? Stille doch!«

»Man hat Sie jedoch zuweilen bei ihr gesehen?«

»Man mußte mich sogar oft bei ihr sehen.«

»Sie kannten sie als eine Aristokratin?«

»Ich kannte Sie als die Frau eines Rothgerbermeisters.«

»Ihr Gatte trieb in Wirklichkeit das Handwerk nicht, unter welchem er sich verbarg.«

»Ah! das weiß ich nicht, ihr Gatte gehörte nicht zu meinen Freunden.«

»Erzählen Sie uns von ihm.«

»Oh! sehr gern! Es war ein gemeiner Bursche. . .«

»Herr Lorin, haben Sie Mitleid!« sagte Geneviève.

Lorin fuhr, ohne sich stören zu lassen, fort:

»Der die arme Frau, welche Sie vor Augen haben, opferte, nicht wegen seiner politischen Meinungen, sondern um seinen persönlichen Haß zu befriedigen; sich! ich stelle ihn beinahe so nieder als Simon.«

Dirmer wurde leichenbleich; Simon wollte sprechen, doch der Präsident gebot ihm durch eine Gebärde Stillschweigen.

»Sie scheinen diese ganze Geschichte vollkommen, zu kennen, erzählen Sie uns mehr davon,« sagte Fouquier.

»Ich bitte um Verzeihung, Bürger Fouquier,« entgegnete Lorin aufstehend, »ich habe gesagt, was ich wußte.«

Er grüßte und setzte sich wieder.

»Bürger Lorin,« fuhr der Ankläger fort, »es ist Deine Pflicht, das Tribunal aufzuklären.«

»Es kläre sich mit dem auf, was ich gesagt habe. . . Diese Frau aber ist unschuldig, ich wiederhole es, sie hat nur der Gewalt gehorcht. Ei! schaut sie nur einmal an, sieht sie aus wie eine Verschwörerin? Man hat sie gezwungen, zu thun, was sie getan, das ist das Ganze.«

»Du glaubst es?«

»Ich bin dessen sicher.«

»Im Namen des Gesetzes fordere ich, daß der Zeuge Lorin als der Genossenschaft mit dieser Frau angeklagt, vor das Tribunal gestellt werde,« sprach Fouquier.

Maurice stieß einen Seufzer aus.

Geneviève verbarg ihr Gesicht in ihren Händen.

Simon rief in einem Freudenausbruche:

»Bürger Ankläger, Du hast das Vaterland gerettet.«

Lorin aber stieg, ohne etwas zu erwidern, über das Geländer, um sich zu Geneviève zu setzen, nahm ihre Hand, küßte sie ehrfurchtsvoll und sagte mit einem Phlegma, das die Versammlung elektrisierte:

»Guten Morgen, Bürgerin. Wie befinden Sie sich?«

Und er ließ sich aus der Bank der Angeklagten nieder.

---



## LII.

### *Fortsetzung des Vorhergehenden.*

Diese ganze Szene war wie eine phantasmagorische Erscheinung vor Maurice vorübergegangen, der sich aus den Griff seines Säbels stützte, welcher ihn nie verließ; er sah einen nach dem andern seine Freunde in den Schlund fallen, welcher seine Opfer nicht zurückgibt, und dieses tödliche Bild war so schlagend für ihn, daß er sich fragte, warum er, der Gefährte dieser Unglücklichen sich noch an den Rand des Abgrundes anklammere und sich nicht dem Schwindel überlasse, der ihn mit ihnen fortzog.

Während Lorin über das Geländer stieg, gewahrte er das düstere, spöttische Gesicht von Dirmer.

Als er sich neben Geneviève gesetzt hatte, neigte sich diese an sein Ohr und sagte:

»Oh! mein Gott! wissen Sie, daß Maurice da ist?«

»Wo denn?«

»Schauen Sie nicht sogleich; Ihr Blick könnte ihn ins Verderben stürzen.«

»Seien Sie unbesorgt.«

»Hinter uns, bei der Thüre. Welcher Schmerz für ihn, wenn wir verurtheilt sind.«

Lorin schaute die junge Frau mit zartem Mitleid an,

»Wir werden es sein,« sagte er, »ich beschwöre Sie, nicht daran zu zweifeln. Die Täuschung wäre zu grausam, wenn Sie die Unklugheit hätten, noch zu hoffen«

»Oh, mein Gott!« versetzte Geneviève, »der arme Freund, der nun allein aus der Erde bleiben wird!«

Lorin wandte sich gegen Maurice um und Geneviève, welche nicht widerstehen konnte, warf ebenfalls einen raschen Blick aus den jungen Mann.

Maurice hatte die Augen auf sie gerichtet und drückte eine Hand aus sein Herz.

»Es gibt ein Mittel, Sie zu retten,« sagte Lorin.

»Ein sicheres?« fragte Geneviève, deren Augen vor Freude funkelten.

«Oh! dafür stehe ich«

»Wenn Sie mich retten würden, Lorin, wie wollte ich Sie segnen!«

»Doch dieses Mittel . . .« versetzte der junge Mann,

Geneviève las ein Zögern in seinen Augen.

»Sie haben ihn also auch gesehen?« sagte sie.

»Ja, ich habe ihn gesehen. Wollen Sie gerettet sein, so steige er in den eisernen Stuhl, und Sie sind es.«

Dirmer errieth ohne Zweifel an dem Ausdruck des Blickes von Lorin, welche Worte dieser sprach, denn er erbleichte Anfangs, doch bald nahm er wieder seinen düstere Ruhe und sein höllisches Lächeln an.

»Es ist unmöglich,« sagte Geneviève, »ich könnte ihn nicht mehr hassen.«

»Sagen Sie, daß er Ihren Edelmuth kennt und Ihnen trotzt.«

»Ohne Zweifel, denn er ist seiner, meiner, unserer Aller sicher.«

»Geneviève! Geneviève! ich bin minder vollkommen als Sie; lassen Sie mich ihn fortreißen, und er sterbe.«

»Nein, Lorin, ich beschwöre Sie, nichts gemein mit diesem Menschen, nicht einmal den Tod; mir scheint, ich wäre Maurice ungetreu, wenn ich mit Dirmer sterben würde.«

»Aber Sie werden nicht sterben.«

»Könnte ich leben, wenn er todt wäre?«

»Ah!« sagte Lorin, »Maurice hat Recht, Sie zu lieben! Sie sind ein Engel, und das Vaterland der Engel ist im Himmel! Armer, theurer Maurice!«

Simon, der nicht hören konnte, was die Angeklagten sagten, verschlang indessen, in Ermangelung ihrer Worte, ihre Gesichter mit dem Blick.

»Bürger Gendarme,« rief er, »verhindere doch die Verschwörer, ihre Complotte gegen die Republik sogar im Revolutionstribunale fortzusetzen.«

»Gut,« antwortete der Gendarme, »Du weißt wohl, Bürger Simon, daß man hier nicht mehr conspirirt, oder wenn man conspirirt, daß es nicht für lange Zeit geschieht. Sie plaudern, die Bürger, und da das Gesetz nicht verbietet, im Henkerskarren zu plaudern, warum sollte es das Plaudern im Tribunal verbieten?«

Dieser Gendarme war Gilbert, der, nachdem er die Gefangene erkannt, die er im Kerker der Königin gemacht hatte, mit seiner gewöhnlichen Redlichkeit die Teilnahme äußerte, welche er dem Muth und der Ergebenheit zuzugestehen nicht umhin konnte.

Der Präsident hatte sich mit seinen Assessoren berathen; auf die Aufforderung von Fouquier-Tinville begann er seine Fragen.

»Angeklagter Lorin,« fragte er, »welcher Art war Dein Verhältnis zu der Bürgerin Dirmer?«

»Welcher Art, Bürger Präsident?«

»Ja.«

»Lamite la plus pure unisait pos deux couers,  
Elle maimait en frère et je laimais en soeur.«<sup>13</sup>

»Bürger Lorin,« sagte Fouquier-Tinville, »Dein Reim ist schlecht.«

»Warum?« fragte Lorin.

»Allerdings, es ist ein s zu viel.«

»Schneide ab, Bürger Ankläger, schneide ab, das ist Dein Handwerk,«

Das unempfindliche Gesicht von Fouquier-Tinville erbleichte leicht bei diesem furchtbaren Scherze.

»Mit welchem Auge sah der Bürger Dirmer die Verbindung eines Mannes, der ein Republikaner zu sein behauptete, mit seiner Frau an?« fragte der Präsident.

»Oh! was das betrifft. . . ich kann es nicht sagen, denn ich kannte den Bürger Dirmer nicht, und bin vollkommen damit zufrieden.«

»Aber Du sagst nicht, daß Dein Freund, der Bürger Maurice Lindey, zwischen Dir und der Angeklagten der Knoten dieser so reinen Freundschaft war,« versetzte Fouquier-Tinville,

»Wenn ich es nicht sage,« antwortete Lorin, »so ist dies der Fall, weil es mir schlimm vorkommt, es zu sagen, und ich finde sogar, daß Sie ein Beispiel hätten an mir nehmen können.«

»Die Bürger Geschworenen,« sprach Fruquiei-Tinville, »werden diese seltsame Verbindung zweier Republikaner mit einer Aristokratin und zwar in einem Augenblick, wo diese Aristokratin des schwärzesten Complots überwiesen ist, das man je gegen die Nation angezettelt hat, würdigen.«

»Wie hätte ich das Complot wissen sollen, von dem Du sprichst, Bürger Ankläger?« fragte Lorin, mehr empört als erschrocken über die Brutalität dieses Beweissatzes.

»Sie kannten diese Frau, Sie waren ihr Freund,« sie nannte Sie ihren Bruder, Sie nannten sie Ihn Schwester und Sie kannten ihre Schritte nicht? Ist es denn möglich, wie Sie selbst gesagt haben,« sprach der Präsident, »daß sie allein die Handlung, der sie angeschuldigt ist, verübt hat?«

»Sie hat sie nicht allein verübt,« entgegnete Lorin, der sich der technischen Worte bediente, welche der Präsident gebraucht hatte, »sie hat es Ihnen gesagt, ich habe es Ihnen gesagt, und wiederhole es, daß sie von ihrem Gatten angetrieben worden ist.«

»Wie kommt es denn, daß Du den Mann nicht kanntest, da der Mann mit der Frau vereinigt war?« fragte Fouquier-Tinville.

Lorin hatte nur das erste Verschwinden von Dirmer zu erzählen, Lorin hatte nur von der Liebe von Geneviève und Maurice zu sprechen, Lorin brauchte endlich nur bekannt zu machen, aus welche Art der Mann seine Frau entführt und in einem undurchdringlichen Schlupfwinkel verborgen hatte, um sich, die über der Sache schwebenden Dunkelheit zerstreud, von jeder Connivenz zu entlasten.

Doch zu diesem Behufe hätte er das Geheimniß seiner zwei Freunde verrathen, er hätte Geneviève vor fünfhundert Personen erröthen machen müssen. Lorin schüttelte den Kopf, als wollte er sich selbst nein sagen.

»Nun!« fragte der Präsident, »was werden Sie dem Bürger Ankläger antworten?«

»Daß seine Logik niederschmetternd ist,« sprach Lorin, »und daß er mich von etwas überzeugt hat, was ich selbst nicht vermuthete.«

»Von was?«

»Daß ich, wie es scheint, einer der abscheulichsten Verschwörer bin, die man je gesehen hat.«

Diese Erklärung erregte eine allgemeine Heiterkeit. Die Geschworenen selbst konnten sich nicht bewältigen, so sehr hatte dieser junge Mann seine Worte mit der ihnen gebührenden Betonung gesprochen.

Fouquier fühlte den ganzen Spott, und da er in seiner unermüdlichen Beharrlichkeit dahin gelangt war, daß er alle Geheimnisse der Angeklagten eben so gut kannte, als die Angeklagten selbst, so vermochte er sich gegen Lorin eines Gefühles mitleidiger Bewunderung nicht zu erwehren.

»Nun,« sagte er, »Bürger Lorin, sprich, vertheidige Dich, Das Tribunal wird Dich anhören, denn es kennt Deine Vergangenheit, und Deine Vergangenheit ist die eines braven Republikaners.«

Simon wollte sprechen; der Präsident hieß ihn durch ein Zeichen schweigen.

»Sprich, Bürger Lorin, wir hören Dich,« sagte er.

Lorin schüttelte abermals den Kopf.

»Dieses Stillschweigen ist ein Geständniß,« fuhr der Präsident fort.

»Nein,« erwiderte Lorin, »dieses Stillschweigen ist Stillschweigen und nichts Anderes,«

»Noch einmal, willst Du sprechen?« fragte Fouquier-Tinville.

Lorin wandte sich gegen die Zuhörer um, in der Absicht, Maurice mit den Augen zu fragen, was er zu thun hätte.

Maurice machte Lorin kein Zeichen, zu sprechen, und er schwieg.

Dies hieß sich selbst verurtheilen.

Was nun folgte, war rasch geschehen.

Fouquier faste seine Anklage zusammen, der Präsident faste die Debatte zusammen; die Geschworenen schritten zur Abstimmung und sprachen das Schuldig gegen Lorin und Geneviève aus.

Der Präsident verurtheilte Beide zur Todesstrafe.

Die Glocke des Palastes schlug zwei Uhr.

Der Präsident brauchte gerade so viel Zeit, um die Verurtheilung auszusprechen, als die Uhr, um zu schlagen.

Maurice hörte diese zwei sich mit einander vermischen, den Geräusche. Als die doppelte Vibrirung der Stimme und der Glocke erloschen war, waren auch seine Kräfte erschöpft.

Die Gendarmen führten Geneviève und Lorin, der ihr den Arm geboten, weg.

Beide grüßten Maurice auf eine sehr verschiedene Weise; Lorin lächelte, Geneviève sandte ihm, bleich und wankend, einen letzten Kuß aus ihren mit Thränen benetzten Fingern zu.

Sie hatte bis zum äußersten Augenblick die Hoffnung, zu leben, bewahrt, und sie beweinte nicht ihr Leben, sondern ihre Liebe, welche mit ihrem Leben erlöschen seilte.

Halb wahnsinnig, erwiderte Maurice das lebewohl seiner Freunde nicht; er erhob sich, bleich, verwirrt von der Bank, auf die er gesunken. Seine Freunde waren verschwunden.

Er fühlte, daß nur noch Eines in ihm lebte: der Haß, der ihm das Herz zerfraß

Er warf einen letzten Blick umher und erkannte Dirmer, der mit andern Zuschauern wegging und sich bückte, um unter der gewölbten Thüre des Ganges durchzugehen.

Mit der Raschheit der Feder, die sich abspannt, sprang Maurice von Bank zu Bank und gelangte zu derselben Thüre.

Dirmer war schon außerhalb; er ging in der Dunkelheit durch den Corridor hinab.

Maurice folgte ihm.

In dem Augenblick, wo Dirmer mit dem Fuße die Platten des großen Saales berührte, berührte Maurice mit der Hand die Schulter von Dirmer.

---

### LIII.

#### *Das Duell.*

In jener Zeit war es stets etwas Ernstes, wenn man seine Schulter berührt fühlte.

Dirmer wandte sich um und erkannte Maurice,

»Ah! guten Morgen, Bürger Republikaner,« sagte Dirmer, ohne eine andere Bewegung zu offenbaren, als ein unmerkliches Zittern, das er sogleich bewältigte.

»Guten Morgen, feiger Bürger,« erwiderte Maurice; »nicht wahr, Sie erwarteten mich?«

»Das heißt, ich erwartete Sie nicht mehr, im Gegentheil,« antwortete Dirmer.

»Warum?«

»Weil ich Sie früher erwartete.«

»Ich komme noch zu früh für Dich, Mörder!« fügte Maurice mit einer Stimme, oder vielmehr mit einem furchtbaren Gemurmeln bei, denn es war das Tosen des in seinem Herzen angehäuften Sturmes, wie sein Blick der Blitz desselben war.

»Sie schlendern mir Feuer in die Augen, Bürger,« versetzte Dirmer, »man wird uns erkennen und uns folgen.«

»Ja, und Du befürchtest Deine Verhaftung, nicht wahr, Du befürchtest, auf das Schafott geführt zu werden, wohin Du Andere schickst? Man verhafte uns, desto besser, denn mir scheint, es fehlt heute ein Schuldiger der nationalen Gerechtigkeit.«

»Wie ein Name auf der Liste der Leute von Eurer fehlt, nicht wahr? seitdem der Ihrige daraus verschwunden ist.«

»Es ist gut, ich hoffe, wir werden von Allem dem wieder sprechen; doch mittlerweile haben Sie sich gerächt, elend an einer Frau gerächt Warum, da Sie mich irgendwo erwarteten, erwarteten Sie mich nicht bei mir am Tage, wo Sie mir Geneviève stahlen?«

»Ich glaubte, Sie wären der erste Dieb.«

»Stille, keinen Witz, mein Herr, ich habe nie solchen bei Ihnen gekannt; keine Worte, ich weiß, daß Sie stärker im Handeln als im Wort sind, hiervon zeugt der Tag, wo Sie mich ermorden wollten; an diesem Tag sprach Ihre Natur.«

»Und ich habe mir mehr als einmal einen Vorwurf gemacht, daß ich nicht aus sie hörte,« antwortete Dirmer ruhig.

»Nun wohl!« sagte Maurice, auf seinen Säbel klopfend, »ich biete Ihnen eine Genugthuung an.«

»Morgen, wenn Sie wellen, heute nicht.«

»Warum morgen?«

»Oder diesen Abend.«

»Warum nicht aus der Stelle?«

»Weil ich noch bis fünf Uhr zu thun habe.«

«Abermals ein abscheulicher Plan,« sagte Maurice, »abermals ein Hinterhalt.«

»Ah! ah! Herr Maurice, Sie sind in der That sehr wenig dankbar, Wie! sechs Monate lang ließ

ich Sie den zärtlichen Liebhaber bei meiner Frau spielen; sechs Monate lang ehrte ich Ihre Rendezvous, ließ ich Ihr Lächeln hingehen. Gestehen Sie, nie ist ein Mensch weniger Tiger gewesen als ich.«

»Du glaubtest nämlich, ich könnte Dir nützlich sein und schontest mich.«

»Allerdings!« antwortete ruhig Dirmer, der sich in demselben Grade beherrschte, in welchem Maurice sich erhitzte. »Allerdings, während Sie Ihre Republik verriethen und sie für einen Blick meiner Frau an mich verkauften; während Ihr Euch entehrtet, Sie durch Ihren Verrath, meine Frau durch ihre ehebrecherische Liebe, war ich der Weise, der Held. Ich wartete und triumphierte«

»Abscheulich!« versetzte Maurice.

»Ja, nicht wahr, Sie würdigen Ihr Benehmen, mein Herr? Es ist abscheulich, es ist schändlich!«

»Sie täuschen sich, mein Herr; das Benehmen, das Sie abscheulich und schändlich nennen, ist das des Mannes, dem die Ehre einer Frau anvertraut worden war, der sie rein und unbefleckt zu erhalten geschworen hatte, und der, statt seinen Schwur zu halten, aus ihrer Schönheit eine schmähhliche Lockspeise machte, mit der er das schwache Herz fing. Es war vor Allem Ihre heilige Pflicht, diese Frau zu beschützen, mein Herr, und statt sie zu beschützen, haben Sie dieselbe verkauft.«

»Was ich zu thun hatte, mein Herr, will ich Ihnen sagen,« erwiderte Dirmer; »ich hatte meinen Freund zu retten, der mit mir eine heilige Sache unterstützte. Wie ich meine Habe dieser Sache opferte, so opferte ich auch meine Ehre. Mich selbst vergaß ich gänzlich, stellte ich völlig in den Hintergrund. Ich dachte erst zuletzt an mich. Nun, kein Freund mehr: mein Freund starb erdolcht; nun, keine Königin mehr: meine Königin starb aus dem Schafott; nun, hören Sie wohl, nun denke ich an meine Rache.«

»Sagen Sie an Ihren Mord.«

»Man ermordet eine Ehebrecherin nicht, wenn man sie niederstoßt, man bestraft sie.«

»Dieser Ehebruch, Sie haben ihn ihr auferlegt, er war folglich gesetzlich.«

»Sie meinen?« versetzte Dirmer mit einem finsternen Lächeln. »Fragen Sie ihre Gewissensbisse, ob sie gesetzlich zu handeln glaubt.«

»Derjenige, welcher straft, schlägt am hellen Tag; Du strafst nicht, da Du fliehst, während Du schlägst, da Du Dich verbirgst, während Du ihren Kopf der Guillotine zuwirfst.«

»Ich fliehe! ich verberge mich! wo siehst Du dies, Du armes Gehirn?« fragte Dirmer; »heißt es sich verbergen, ihrer Verurteilung beiwohnen? heißt es fliehen, bis in den Todtensaal gehen, um ihr ein letztes Fahrewohl zuzuwerfen?«

»Du willst sie wiedersehen?« rief Maurice, »Du willst ihr Fahrewohl sagen?«

»Stille doch,« antwortete Dirmer die Achseln zuckend, »Du bist offenbar in der Rache nicht erfahren, Bürger Maurice. Du würdest also an meiner Stelle damit zufrieden sein, daß Du die Ereignisse ihrer Gewalt allein, die Umstände ihrem Zuge allein überließeest? Ich wäre also zum Beispiel mit der Ehebrecherin, die den Tod verdient, in dem Augenblick, wo ich sie mit dem Tode bestraft, quitt, oder vielmehr, sie wäre quitt mit mir? Nein, Bürger Maurice, ich habe etwas Besseres gefunden, als das; ich habe ein Mittel gefunden, dieser Frau alles Schlimme zuzufügen, das sie mir zugefügt. Sie liebt Dich, und wird fern von Dir sterben; sie haßt mich, und wird mich wiedersehen. Halt,« fügte er bei, indem er ein Portefeuille aus seiner Tasche zog; »siehst Du

dieses Portefeuille? Es enthält eine von dem Greffier des Palastes unterzeichnete Karte. Mit dieser Karte kann ich zu den Verurtheilten dringen; nun wohl! ich werde bis zu Geneviève dringen und sie eine Ehebrecherin nennen: ich werde ihre Haare unter der Hand des Henkers fallen sehen, und während ihre Haare fallen, hört sie meine Stimme wiederholen: Ehebrecherin! Ich werde sie bis zum Henkerskarre begleiten, und wenn sie den Fuß aus das Schafott setzt, ist das letzte Wort, das sie hören wird: Ehebrecherin!«

»Nimm Dich in Acht, sie wird nicht den Muth haben, so viele Schändlichkeiten zu ertragen, sie wird Dich anzeigen.«

»Gut,« sagte Dinner, »sie haßt mich zu sehr hierfür; wenn sie mich hätte anzeigen sollen, so hätte sie es getan, als es ihr Dein Freund ganz leise rieth; da sie mich nicht angezeigt hat, um ihr Leben zu retten, so wird sie mich auch nicht anzeigen, um mit mir zu sterben; denn sie weiß wohl, daß wenn sie mich anzeigte, ich ihre Hinrichtung um einen Tag verzögern würde; sie weiß wohl, daß ich, wenn sie mich anzeigte, mit ihr nicht nur bis unten an die Stufen des Palastes, sondern bis zum Schafott ginge; denn sie weiß wohl, daß ich, statt sie am Fuße des Schämels zu verlassen, mit ihr den Henkerskarren bestiege; denn sie weiß wohl, daß ich ihr den ganzen Weg entlang das Wort: Ehebrecherin! wiederholen würde, welches ich aus dem Schafott unablässig zu ihr spräche, und daß in dem Augenblick, wo sie in die Ewigkeit fiele, die furchtbare Anklage mit ihr dahin fallen würde.«

Dirmer war gräßlich in Zorn und Haß; seine Hand hatte die Hand von Maurice ergriffen und schüttelte sie mit einer Kraft, die der junge Mann nicht kannte, an welchem eine entgegengesetzte Wirkung vorging. Je mehr sich Dirmer exaltierte, desto mehr beruhigte sich Maurice.

»Höre,« sagte der junge Mann, »bei dieser Rache fehlt Eines.«

»Was?«

»Daß Du, aus dem Tribunale weggehend, zu ihr sagen könntest: »»Ich habe Deinen Geliebten getroffen und ihn getödtet.««

»Im Gegentheil, ich will ihr lieber sagen, Du lebest und werdest den ganzen Rest Deines Lebens durch das Schauspiel ihres Todes leiden.«

»Du wirst mich dennoch tödten,« sprach Maurice, und er schaute umher und fügte bei, als er sah, daß er ungefähr Herr der Stellung war: »oder ich tödte Dich.«

Bleich vor Aufregung, exaltiert durch den Zorn, eines doppelte Kraft durch den Zwang in sich fühlend, den er sich auferlegt hatte, um Dinner seinen furchtbaren Plan bis zum Ende entrollen zu hören, packte Maurice diesen bei der Gurgel und zog ihn an sich, während er rückwärts gegen eine Treppe ging, welche an den Rand des Flusses führte.

Bei der Berührung dieser Hand fühlte Dinner ebenfalls den Haß in seinem Innern wie eine Lava steigen.

»Es ist gut,« sagte er, »Du brauchst mich nicht mit Gewalt fortzuziehen, ich gehe.«

»Komm, Du bist bewaffnet.«

»Ich folge Dir.«

»Nein, schreite voran, doch ich sage Dir zum Voraus, bei dem geringsten Zeichen, bei der geringsten Gebärde spalte ich Dir den Schädel mit einem Säbelhiebe.«

»Oh! Du weißt wohl, daß ich keine Furcht Habe,« versetzte Dirmer mit jenem Lächeln, das die Blässe seiner Lippen so schrecklich machte.

»Furcht vor meinem Säbel, nein,« murmelte Maurice, »doch Furcht, Deine Rache zu verlieren, und dennoch,« fügte er bei, »nun, da wir uns von Angesicht zu Angesicht gegenüber stehen, kannst Du ihr Fahrewohl sagen.«

Sie waren in der That an den Rand des Wassers gelangt, und hätte ihnen der Blick auch dahin, wo sie waren, folgen können, so wäre doch Niemand im Stande gewesen, zeitig genug zu ihnen zu gelangen, um das Duell zu verhindern.

Überdies verzehrte ein gleicher Zorn diese beiden Männer.

Während sie sprachen, waren sie die kleine Treppe hinabgestiegen, welche aus die Place du Palais führt, und hatten den beinahe verlassenem Quai erreicht; denn da die Verurtheilungen noch fortdauerten, insofern es kaum zwei Uhr Nachmittags war, so drängte sich die Menge immer noch in dem Gerichtssaale, in den Corridors und in den Höfen, und Dirmer schien ebenso sehr Durst nach dem Blute von Maurice zu haben, als Maurice Durst nach dem Blute von Dirmer hatte. Sie drangen sodann unter eines der Gewölbe, welche von den Kerkern der Conciergerie nach dem Flusse führen. . . heut zu Tage verpestete Dohlen, die aber, einst blutig, mehr als einmal Leichname fern aus den Oubliettes wegtrieben.

Maurice stellte sich zwischen das Wasser und Dirmer.

»Ich glaube offenbar, daß ich Dich tödten werde, Maurice,« sagte Dirmer, »Du zitterst zu sehr.«

»Und ich, Dirmer,« versetzte Maurice, indem er den Säbel in die Hand nahm und ihm sorgfältig jeden Rückzug abschnitt, »ich glaube im Gegentheil, daß ich Dich tödten und, nachdem ich Dich getödtet, aus Deinem Portefeuille die Einlaßkarte des Greffier vom Palaste nehmen werde. Oh! Du magst immerhin Deinen Rock zuknöpfen, mein Säbel wird ihn öffnen, dafür stehe ich Dir, und wäre er von Erz wie die Panzer des Alterthums.«

»Dieses Papier wirst Du nehmen?« brüllte Dirmer.

»Ja, ich werde mich dieses Papieres bedienen; ich werde mit diesem Papier zu Geneviève gelangen; ich werde mich zu ihr auf den Henkerskarren setzen; ich werde ihr, so lange sie lebt, in das Ohr flüstern: Ich liebe Dich, und wenn ihr Kopf fällt: Ich liebte Dich!«

Dirmer machte mit der linken Hand eine Bewegung, um das Papier zu ergreifen und es mit dem Portefeuille in den Fluß zu schlendern. Doch schnell wie der Blitz, schneidend wie ein Beil, fuhr der Säbel von Maurice aus diese Hand nieder und trennte sie beinahe gänzlich vom Faustgelenke.

Der Verwundete stieß einen Schrei aus, schüttelte seine verstümmelte Hand und fiel aus.

Dann begann unter diesem einsamen, finsternen Gewölbe ein furchtbarer Kampf; die zwei Männer, welche in einen so engen Raum eingeschlossen waren, daß die Hiebe beinahe nicht von der Linie des Körpers abweichen konnten, glitschten auf den feuchten Platten aus und hielten sich nur mit Mühe an den Wänden der Dohle; die Angriffe vervielfältigten sich in Folge der Ungeduld der Kämpfenden.

Dirmer fühlte sein Blut fließen und begriff, daß seine Kräfte mit seinem Blute entschwanden würden er bedrängte Maurice mit einer solchen Heftigkeit, daß dieser einen Schritt rückwärts zu machen genöthigt war, Während er auswich, glitschte sein linker Fuß und der Säbel seines Feindes verletzte seine Brust. Doch mit einer Bewegung rasch wie der Gedanke hob er, obgleich knieend, die Klinge mit seiner linken Hand in die Höhe und streckte die Spitze Dinner entgegen, der, fortgerissen durch seinen Zorn, fortgerissen durch seine Bewegung aus einem abhängigen



Boden, auf seinen Säbel fiel und sich selbst in das Eisen rannte.

Man hörte einen furchtbaren Fluch: dann rollten die zwei Körper bis vor das Gewölbe hinaus.

Ein Einziger erhob sich wieder; dies war Maurice, Maurice mit Blute bedeckt, aber mit dem Blute seines Feindes.

Er zog seinen Säbel an sich, und indes er ihn zurückzog, schien er den Rest des Lebens, das noch mit einem nervigen Zittern die Glieder von Dirmer bewegte, vollends auszusaugen.

Nachdem er sich völlig überzeugt hatte, daß sein Gegner todt war, neigte er sich über den Leichnam, öffnete den Rock des Todten, nahm das Portefeuille und entfernte sich rasch.

Als er einen Blick aus sich warf, sah er, daß er nicht vier Schritte in der Straße machen würde, ohne verhaftet zu werden: er war mit Blut bedeckt.

Er näherte sich dem Rande des Wassers, neigte sich gegen den Fluß hinab und wusch seine Hände und seine Kleider.

Dann stieg er rasch, nachdem er zum letzten Male nach dem Gewölbe zurückgeschaut, wieder die Treppe hinaus.

Ein rother, rauchender Faden kam aus dem Gewölbe hervor und schlängelte sich gegen den Fluß fort.

Beim Palaste angelangt, öffnete er die vom Greffier unterzeichnete Einlaßkarte.

»Ich danke, gerechter Gott!« murmelte er und stieg die Stufen hinauf, welche in den Todtensaal führten.

Es schlug drei Uhr.

---

## LIV.

### *Der Todtensaal.*

Man erinnert sich, daß der Greffier des Palastes Dirmer seine Gefangenenregister geöffnet und mit diesem eine Verbindung unterhalten hatte, welche durch die Anwesenheit der Frau Greffière sehr angenehm geworden war.

Dieser Mann wurde, wie man sich wohl denken kann, von furchtbarem Schrecken erfaßt, als das Complot von Dirmer an den Tag kam.

Es handelte sich für ihn in der That um nichts Geringeres, als daß er für einen Genossen seines falschen Collegen gehalten und mit Geneviève zum Tode verurtheilt werden konnte.

Fouquier-Tinville rief ihn vor sich.

Man begreift, wie sehr sich der arme Mann anstregte, um seine Unschuld in den Augen des öffentlichen Anklägers darzutun; es gelang ihm durch die Geständnisse von Geneviève, welche seine Unwissenheit in Beziehung auf die Pläne ihres Gatten bewiesen. Es gelang ihm durch die Flucht von Dirmer; es gelang ihm besonders durch das Interesse von Fouquier-Tinville, der seine Verwaltung rein von jedem Flecken erhalten wollte.

»Bürger,« sagte der Greffier, indem er sich ihm zu Füßen warf, »verzeihe mir, ich habe mich täuschen lassen.«

»Bürger antwortete der öffentliche Ankläger, »ein Beamter der Nation, der sich in Zeiten, wie diese sind, täuschen läßt, verdient guillotiniert zu werden.«

»Aber man kann dumm sein, Bürger,« versetzte der Greffier, der Fouquier-Tinville um das Leben gern Monseigneur genannt hätte.

»Dumm oder nicht dumm,« entgegnete der strenge Ankläger, »Niemand darf sich in seiner Liebe für die Republik einschläfern lassen. Die Gänse des Capitols waren auch dumm, und dennoch erwachten sie, um Rom zu retten.«

Der Greffier hatte auf ein solches Argument nichts zu erwidern; er seufzte und wartete.

»Ich verzeihe Dir,« sagte Fouquier. »Ich werde Dich sogar verteidigen, denn es soll sich nicht einmal ein Verdacht gegen einen meiner Angestellten erheben; doch erinnere Dich, daß Du bei dem geringsten Wort, das mir zu Ohren kommt, bei der geringsten Erinnerung an diese Angelegenheit ein anderes Verfahren zu erwarten hast.«

Es bedarf kaum der Erwähnung, mit welchem Eifer und mit welcher Sorgfalt der Greffier die Zeitungen aussuchte, welche stets eiligst bemüht sind, zu sagen, was sie wissen, und zuweilen auch das, was sie nicht wissen, und müßten sie den Kopf von zehn Menschen fallen machen.

Er suchte Dirmer überall, um ihm Stillschweigen anzuempfehlen, doch Dirmer hatte natürlich seine Wohnung verändert, und er konnte ihn nicht auffinden.

Geneviève wurde auf den Stuhl der Angeklagten geführt, doch sie hatte schon im Verhör erklärt, weder sie, noch ihr Gatte hätten einen Genossen.

Wie dankte er auch der jungen Frau mit den Augen, als sie an ihm vorüberkam, um sich nach dem Tribunal zu begeben.

Doch als sie an ihm vorübergegangen und er einen Augenblick in die Kanzlei zurückgekehrt war, um Akten zu holen, die der Bürger Fouquier-Tinville von ihm forderte, sah er plötzlich Dirmer erscheinen, der mit ruhigem Schritte auf ihn zukam.

Diese Erscheinung versteinerte ihn.

»Oh!« machte er, als ob er ein Gespenst erblickt hätte.

»Erkennst Du mich nicht?« fragte ihn Dirmer. »Doch, Du bist der Bürger Durand oder vielmehr der Bürger Dirmer.«

»So ist es.«

»Doch Du bist todt, Bürger?«

»Noch nicht, wie Du siehst.«

»Ich will sagen, man wird Dich verhaften.«

»Wer soll mich verhaften? Niemand kennt mich.«

»Aber ich kenne Dich und habe nur ein Wort zu sagen, um Dich guillotiniern zu lassen.«

»Und ich habe nur zwei zu sagen, daß man Dich mit mir guillotiniert.«

»Das ist abscheulich, was Du da sprichst.«

»Nein, es ist logisch.«

»Aber was willst Du denn? Laß hören, sprich! beeile Dich, denn je weniger lange wir mit einander reden, desto weniger laufen wir Beide Gefahr.«

»Höre. Meine Frau wird verurtheilt werden, nicht wahr?«

»Ich befürchte es sehr! arme Frau!«

»Nun wohl, ich wünschte sie zum letzten Male zu sehen, um von ihr Abschied zu nehmen.«

»Wo dies?«

»Im Todtensaale.«

»Du wirst es wagen, hineinzugehen?«

»Warum nicht?«

»Oh!« machte der Greffier wie ein Mensch, den schon bei einem solchen Gedanken eine Gänsehaut überläuft.

»Es muß ein Mittel hierzu geben,« fuhr Dirmer fort.

»Um in den Todtensaal zu kommen?« ja, allerdings.«

»Welches?«

»Man muß sich eine Karte verschaffen.«

»Und wo verschafft man sich diese Karten?«

Der Greffier erbleichte furchtbar und stammelte:

»Wo man sich die Karten verschaffe, fragen Sie?«

»Ich frage, wo man sie sich verschaffe,« antwortete Dirmer, »ich denke, das ist klar . . .«

»Man verschafft sie sich . . . hier.«

»Ah, wirklich! wer unterzeichnet sie gewöhnlich?«

»Der Greffier.«

»Aber der Greffier, das bist Du?«

»Allerdings bin ich es,«

»Ah! wie sich das gut trifft,« versetzte Dirmer, während er sich auf einen Stuhl niederließ,

»Du wirst mir eine Karte unterzeichnen.«

Der Greffier machte einen Sprung.

»Du verlangst meinen Kopf, Bürger,« sagte er.

»Ei, nein! ich verlange nur ganz einfach eine Karte.«

»Ich werde Dich verhaften lassen, Unglücklicher!« rief der Greffier, seine ganze Energie zusammenraffend.

»Thue es,« erwiderte, Dirmer; »doch in demselben Augenblick zeige ich Dich als meinen Mitschuldigen an, und statt mich allein in den berüchtigten Saal gehen zu lassen, wirst Du mich dahin begleiten.«

Der Greffier erbleichte.

»Ah! Verruchter!« sagte er.

»Dabei gibt es keinen Verruchten,« versetzte Dirmer; »Ich muß mit meiner Frau sprechen und verlange eine Karte von Dir, um zu ihr zu gelangen.«

»Ist es denn so nothwendig, daß Du mit ihr sprichst?«

»Es scheint, da ich meinen Kopf wage, um dies zu erreichen.«

Dieser Grund kam dem Greffier sehr triftig vor. Dirmer sah, das er erschüttert war, und fuhr fort:

»Vorwärts, beruhige Dich, man wird nichts erfahren, was Teufels! es müssen sich öfters Fälle zeigen, wie der, in welchem ich mich befinde.«

»Das kommt selten vor. Die Concurrenz ist nicht groß. Wir wollen sehen, ob wir das nicht auf eine andere Weise ordnen können.«

»Wenn es sich thun läßt, so ist es mir ganz lieb.«

»Es läßt sich außerordentlich leicht thun. Gehe durch die Thüre der Verurtheilten hinein, bei dieser Thüre braucht man keine Karte. Und wenn Du dann Deine Frau gesprochen hast, rufst Du mich und ich lasse Dich wieder heraus.«

»Nicht übel, nur gibt es eine Geschichte, die man sich in der Stadt erzählt.«

»Welche?«

»Die Geschichte eines armen Buckeligen, der die Thüre verwechselte und im Glauben, er trete in die Archive ein, in den Saal kam, von dem wir sprechen. Da er nun durch die Thüre der Verurtheilten eingetreten war, statt durch die große Pforte einzutreten, da er keine Karte hatte, um seine Identität nachzuweisen, so wollte man ihn nicht mehr hinauslassen. Man behauptete gegen ihn, insofern er durch die Thüre der Verurtheilten eingetreten, sei er ein Verurtheilter wie die Anderen. Er mochte immerhin protestieren, schwören, appellieren, Niemand glaubte ihm, Niemand kam ihm zu Hilfe, Niemand ließ ihn hinaus, so daß der Nachrichter, trotz seiner Betheurungen, seiner Einwendungen, seiner Schwüre, seines Geschreis, ihm zuerst die Haare und dann den Hals abschnitt. Ist die Anekdote wahr, Bürger Greffier? Du mußt es besser wissen als irgend Jemand,«

»Ach! ja, sie ist wahr,« sprach der Greffier, am ganzen Leibe zitternd.

»Nun wohl, Du siehst also, daß ich bei solchen Vorgängen ein Narr wäre, wenn ich in ein solches Mördernest ohne eine Karte eintreten würde.«

»Aber ich sage Dir, daß ich da bin!«

»Und wenn man Dich ruft? wenn Du anderswo beschäftigt bist? wenn Du vergissest (Dirmer

legte einen unbarmherzigen Nachdruck aus das letzte Wort), wenn Du vergissegst, daß ich da bin?«

»Aber da ich Dir verspreche . . .«

»Nein; überdies würde Dich das gefährden; man würde Dich mit mir reden sehen, und dann sagt es mir überhaupt nicht zu. Eine Karte ist mir lieber.«

»Unmöglich.«

»Dann werde ich sprechen, und wir machen mit einander einen Gang nach dem Revolutionsplatze.«

Betäubt, verwirrt, halb todt, unterzeichnete der Greffier eine Einlaßkarte für *einen Bürger*.

Dirmer warf sich daraus und ging hastig weg, um im Gerichtssaale den Platz einzunehmen, wo wir ihn gesehen.

Das Uebrige weiß man.

Von diesem Augenblick setzte sich der Greffier, um die Beschuldigung irgend einer Connivenz zu vermeiden, neben Fouquier-Tinville und überließ die Direction seiner Kanzlei seinem ersten Commis.

Um drei Uhr zehn Minuten durchschritt Maurice, mit der Karte versehen, eine Hecke von Schließern und Gendarmen und gelangte ohne Hinderniß zu der unseligen Thüre.

Wenn wir sagen unselig, so übertreiben wir, denn es gab zwei Thüren: die große Thüre, durch welche die mit Karten Versesehenen aus und eingingen, und die Thüre der Verurtheilten, durch welche die Menschen eintraten, die nur wieder herauskommen sollten, um nach dem Schafott zu marschieren.

Die Stube, in welche Maurice gelangte, war in zwei Gelasse getheilt.

In einem von diesen Gelassen saßen die Beamten, deren Geschäft es war, die Namen der Ankommenden ein» zu registrieren; in das andere nur mit ein paar hölzernen Bänken ausgestattete Gelaß brachte man diejenigen, welche man verhaftet, und diejenigen, welche man verurtheilt hatte was ungefähr dasselbe war.

Der Saal war düster und nur durch die Scheiben eines Verschlages, der zwischen diesem und der Kanzlei stand, beleuchtet.

Eine weiß gekleidete, halb ohnmächtige Frau lag in einer Ecke an die Wand angelehnt.

Ein Mann stand mit gekreuzten Armen vor ihr; er schüttelte von Zeit zu Zeit den Kopf und zögerte, mit ihr zu sprechen, aus Furcht, ihr das Gefühl zurückzugeben, das sie verloren zu haben schien.

Um diese Person her sah man verworren die Verurtheilten sich bewegen, welche schluchzten oder patriotische Hymnen fangen.

Andere gingen mit großen Schritten auf und ab, als wollten sie dem Gedanken entfliehen, der sie zermarterte.

Es war wohl das Vorzimmer des Todes und die Ausstattung machte es dieses Namens würdig.

Man sah hier Särge mit Stroh gefüllt sich halb öffnen, als wollten sie die Lebendigen rufen: dies waren Ruhebetten, provisorische Gräber.

Ein großer Schrank erhob sich an der der Glasthüre entgegengesetzten Wand.

Ein Gefangener öffnete ihn aus Neugierde und wich voll Grauen zurück.

Der Schrank enthielt die blutigen Kleider der am Tage zuvor Hingerichteten, und lange

Haarflechten hingen da und dort herab; dies waren die Trinkgelder des Henkers, der sie an die Verwandten verkaufte, wenn ihn nicht die Behörde beauftragte, die theuren Reliquien zu verbrennen.

Bebend, außer sich, hatte Maurice kaum die Thüre geöffnet, als er dieses ganze Gemälde mit einem Blick über» schaute.

Er machte drei Schritte im Saal und fiel zu den Füßen von Geneviève nieder.

Die arme Frau stieß einen Schrei aus, den Maurice mit seinen Lippen erstickte.

Lorin schloß weinend seinen Freund in seine Arme, es waren dies die ersten Thränen, die er vergossen.

Seltsamer Weise schauten alle diese hier versammelten Unglücklichen, welche mit einander sterben sollten, kaum das rührende Gemälde an, das ihnen Unglückliche ihres Gleichen boten.

Jeder hatte zu viel mit seinen eigenen Gemüthsbewegungen zu thun, um Antheil an den Gefühlen der Anderen zu nehmen.

Die drei Freunde blieben einen Augenblick in einer stummen, glühenden, beinahe freudigen Umarmung vereinigt.

Lorin machte sich zuerst von der schmerzlichen Gruppe los.

»Du bist auch verurtheilt?« sagte er zu Maurice.«

»Ja,« antwortete dieser.

»Oh, Glück!« flüsterte Geneviève.

Die Freude von Leuten, welche nur noch eine Stunde zu leben haben, kann nicht einmal so lange dauern, als ihr Leben.

Nachdem Maurice Geneviève mit jener glühenden tiefen Liebe, die er für sie im Herzen trug, angeschaut, nachdem er ihr für das zugleich sehnsüchtige und zärtliche Wort, welches ihr entschlüpft, gedankt hatte, wandte er sich gegen Lorin um und sagte, während er zugleich in seine Hand die beiden Hände von Geneviève nahm:

»Nun laß uns mit einander reden.«

»Ah! ja, reden wir,« erwiderte Lorin; »doch wenn uns nur auch Zeit bleibt. Was willst Du mir sagen, sprich?«

»Du bist meinerwegen verhaftet, ihretwegen verurtheilt worden, während Du nichts gegen die Gesetze begangen hast; da Geneviève und ich unsere Schuld bezahlen, so geziemt es sich nicht, daß man Dich zu gleicher, Zeit mit uns bezahlen läßt.«

»Ich begreife Dich nicht.«

»Lorin, Du bist frei.«

»Frei, ich! Du bist verrückt.«

»Nein, ich bin nicht verrückt und wiederhole Dir, daß Du frei bist; hier ist eine Durchlaßkarte. Man wird Dich fragen wer Du seist: Du bist ein Beamter in der Kanzlei der Carmes, Du bist gekommen, um mit dem Bürger Greffier des Palastes zu sprechen; Du hast ihn aus Neugierde um eine Karte gebeten, um die Verurtheilten zu sehen; Du hast sie gesehen, Du bist befriedigt und gehst.«

»Nicht wahr, das ist ein Scherz?«

»Nein, lieber Freund, hier ist die Karte, benütze den Vortheil. Du liebst nicht; Du hast nicht nöthig, zu sterben, um einige Minuten mehr mit der Vielgeliebten Deines Herzens zuzubringen

und keine Sekunde von ihrer Ewigkeit zu verlieren,«

»Nun wohl! Maurice,« sagte Lorin, »wenn man von hier weggehen kann, was ich nie geglaubt hätte, das schwöre ich Dir, warum rettetest Du nicht zuerst diese Frau? Für Dich werden wir schon Rath schaffen.«

»Unmöglich,« entgegnete, Maurice, dem sich das Herz gräßlich zusammenschnürte, »sieh, auf der Karte steht ein Bürger und nicht eine Bürgerin, und dann würde Geneviève, mich hier zurücklassend, nicht weggehen, sie würde nicht leben wollen im Bewußtsein, daß ich sterben werde.«

»Nun, da sie es nicht will, warum sollte ich es wollen? Glaubst Du etwa, ich habe weniger Muth als eine Frau?«

»Nein, mein Freund, ich weiß im Gegentheil, daß Du der Muthigste der Männer bist; doch nichts in der Welt vermöchte Deine Halsstarrigkeit in einem solchen Falle zu entschuldigen. Vorwärts, Lorin, benütze den Augenblick und gewähre uns die höchste Freude, Dich frei und glücklich zu wissen«

»Glücklich!« rief Lorin, »scherzest Du? Glücklich! ich glücklich ohne Euch? Ei, was Teufels soll ich denn in dieser Welt machen, ohne Euch; was soll ich in Paris machen, aller meiner Gewohnen beraubt, wenn ich Euch nicht mehr sehen, nicht mehr mit meinen Reimsyllben langweilen könnte! Ah, bei Gott! nein.«

»Lorin, mein Freund! . . .«

»Gerade weil ich Dein Freund bin, beharre ich aus meinem Willen. Wäre ich Gefangener, wie ich es bin, mit der Aussicht, Euch Beide wiederzufinden, so würde ich die Mauern umstürzen; doch um allein von hier zu entfliehen und durch die Straßen zu wandern, die Stirne gebeugt unter etwas wie einem Gewissensbiß, der mir beständig in das Ohr rufen würde: »»Maurice! Geneviève!«« um in gewisse Quartiere und vor gewissen Häusern vorüber zu gehen, wo ich Eure Personen gesehen und, wo ich nichts mehr sehen würde, als Eure Schatten, um endlich dahin zu gelangen, daß ich das theure Paris, welches ich so sehr liebte. . . verfluchte; ah! meiner Treue, nein, und ich finde, man hat Recht gehabt, die Könige zu ächten, und wäre es nur wegen des König Dagobert.«

»In welcher Beziehung steht der König Dagobert zu dem, was unter uns vorgeht?,

»In welcher Beziehung? Sagte dieser abscheuliche Tyrann nicht zu dem großen Eloi: »»Es gibt keine Gesellschaft, welche so gut wäre, daß man sie nicht verlassen müßte!«« Nun wohl, ich bin ein Republikaner und sage: »»Nichts darf uns bewegen, die gute Gesellschaft zu verlassen, nicht einmal die Guillotine.«« Ich fühle mich wohl hier und bleibe.«

»Armer Freund! armer Freund!« sprach Maurice.

Geneviève sagte nichts, doch sie schaute mit Augen, welche in Thränen gebadet waren,

»Du beklagst den Verlust des Lebens!« versetzte Lorin.

»Ja, ihretwegen.«

»Und ich beklage ihn aus keinem Grund; nicht einmal wegen der Göttin Vernunft, welche, was ich Dir mitzuthemen vergessen, sich sehr großes Unrecht gegen mich hat zu Schulden kommen lassen, wodurch sie der Mühe überhoben ist, sich zu trösten wie die andere Arthemisa, die alte; ich werde also sehr ruhig und sehr heiter gehen, ich werde alle diese Schufte, welche dem Henkerskarren nachlaufen, belustigen; ich werde Sanson einen hübschen Quatrain und dann der Gesellschaft guten Abend sagen.

Das heißt . . . warte doch.«

Lorin unterbrach sich.

»Ah! doch, doch,« sagte er, »ich will weggehen; ich wußte wohl, daß ich Niemand liebte, aber ich vergaß, daß ich Jemand haßte. Deine Uhr, Maurice, Deine Uhr.«

»Halb vier Uhr.«

»Ich habe Zeit, bei Gott! ich habe Zeit.«

«Gewiß,« rief Maurice; »es bleiben neun Angeklagte heute, das wird nicht vor fünf Uhr endigen, wir haben also beinahe zwei Stunden vor uns.«

»Mehr brauche ich nicht; gib mir Deine Karte und leihe mir zwanzig Sous,«

Maurice drückte ihm die Hand. Das Wichtige für ihn war, daß Lorin wegging.

»Ich habe meinen Gedanken,« sagte Lorin.

Maurice zog seine Börse und legte sie seinem Freunde in die Hand.

»Nun die Karte, um der Liebe Gottes willen . . . ich will sagen, um des ewigen Wesens willen.«

Maurice gab ihm die Karte.«

Lorin küßte Geneviève die Hand, benützte den Augenblick, wo man in die Kanzlei eine Anzahl Verurtheilter brachte, stieg über die hölzernen Bänke und zeigte sich an der großen Thüre.

»Ei!« sagte ein Gendarme, »das ist Einer, der sich flüchtet, wie mir scheint.«

Lorin richtete sich auf und reichte die Karte dar.

»Halt, Bürger Gendarme, und lerne die Leute besser kennen,« sagte er.

Der Gendarme erkannte die Unterschrift des Greffier, doch er gehörte zu jener Kategorie von Funktionären, denen es im Allgemeinen am Vertrauen mangelt, und da gerade in diesem Augenblick der Greffier aus dem Tribunal mit einem Schauer herabkam, der ihn nicht verlassen, seitdem er so unvorsichtiger Weise seine Unterschrift zu geben gewagt hatte, so sagte der Gendarme:

»Bürger Greffier, hier ist ein Papier, mit dessen Hilfe ein Mensch aus dem Todtensaale weggehen will; ist das Papier gut?«

Der Greffier erleichte vor Schrecken; überzeugt, wenn er schauen würde, müßte er das furchtbare Gesicht von Dirmer erblicken, antwortete er hastig, indem er das Papier an sich riß:

»Ja, ja, es ist meine Unterschrift.«

»Wenn es Deine Unterschrift ist, so gib es mir zurück,« sagte Lorin.

»Nein,« erwiderte der Greffier, indem er das Papier in tausend Stücke zerriß, »nein, solche Karten können nur für einmal dienen.«

Lorin blieb einen Augenblick unentschlossen.

»Ah! das ist schlimm,« sagte er, »doch vor Allem muß ich ihn tödten.«

Und er eilte aus der Kanzlei.

Maurice war Lorin mit einer leicht zu begreifenden Gemüthsbewegung gefolgt; sobald sein Freund verschwunden, sagte er zu Geneviève mit einer Begeisterung, welche der Freude glich?

»Er ist gerettet; man hat seine Karte zerrissen, er kann nicht zurückkehren; könnte er auch zurückkehren, so wird doch die Sitzung des Tribunals beendet sein; kommt er um fünf Uhr wieder, so sind wir todt.«



Geneviève seufzte und schauerte.

»Oh!,schließe mich in Deine Arme und verlassen wir uns nicht mehr,« sprach sie. »Mein Gott! warum ist es nicht möglich, daß uns ein Streich trifft, damit wir mit einander unsern letzten Seufzer aushauchten!«

Dann zogen sie sich in die Tiefe des dunkeln Saales zurück, Geneviève setzte sich ganz nahe zu Maurice und umschlang mit ihren Armen seinen Hals; so sich umfangend, denselben Athem athmend, zum Voraus in ihrem Innern das Geräusch und den Gedanken erstickend, betäubte sie sich durch die Gewalt der Liebe gegen das Herannahen des Todes.

Es verging eine halbe Stunde.

Plötzlich vernahm man ein gewaltiges Geräusch. Die Gendarmen traten durch die niedrige Thüre ein; hinter ihnen kamen Sanson und seine Gehilfen mit Packen Stricke.

»Oh! mein Freund, mein Freund!« sagte Geneviève, »der unselige Augenblick ist da, ich fühle mich einer Ohnmacht nahe.«

»Und Sie haben Unrecht,« sprach die klingende Stimme von Lorin:

»Nicht ganz richtig, in der That,  
Mit dem Tod die Freiheit naht!«

»Lorin!« rief Maurice in Verzweiflung.

»Nicht wahr, der Vers ist nicht gut? Ich bin auch Deiner Meinung, seit gestern mache ich lauter erbärmliche.«

»Ah! es handelt sich wohl darum; Du bist zurückgekehrt, Unglücklicher! Du bist zurückgekehrt . . .«

»War das nicht unsere Übereinkunft? Höre, denn was ich zu sagen habe, interessiert Dich ebenso sehr als Geneviève.«

»Mein Gott! mein Gott!«

»Laß mich doch sprechen, oder ich habe keine Zeit mehr, Dir die Sache zu erzählen. Ich wollte weggehen, um ein Messer in der Rue de la Barillerie zu kaufen.«

»Was wolltest Du mit einem Messer thun?«

»Ich wollte den guten Herrn Dirmer damit tödten.«

Geneviève schauerte.

»Ah!« rief Maurice, »ich begreife.«

»Ich habe es mir gekauft. Höre, was ich mir sagte, und Du wirst einsehen, was für einen logischen Geist Dein Freund besitzt. Ich fange an zu glauben, daß ich, statt ein Dichter zu werden, einen Mathematiker aus mir hätte machen sollen. Leider ist es nun zu spät. Höre also, was ich mir sagte, folge meinem Raisonement: Herr Dirmer hat seine Frau der Gefahr preisgegeben; Herr Dirmer ist erschienen, um ihre Verurtheilung anzuschauen; Herr Dirmer wird sich nicht des Vergnügens berauben, sie auf den Henkerskarren steigen zu sehen, besonders wenn wir sie begleiten. Ich werde ihn also in der ersten Reihe der Zuschauer aussuchen; Ich schlüpfe neben ihn, sage: »»Guten Morgen, Herr Dirmer!«« und stoße ihm mein Messer in die Seite.«

»Lorin!« rief Geneviève.

»Beruhigen Sie sich, theure Freundin, die Vorsehung hatte die Sache in Ordnung gebracht. Denken daß die Zuschauer, statt dem Palaste gegenüber zu stehen wie es ihre Gewohnheit ist,

eine halbe Wendung rechts gemacht hatten und auf dem Quai standen. »»AH!«« sagte ich zu mir, »»ohne Zweifel ersäuft ein Hund; warum sollte Herr Dirmer nicht dabei sein? ein ersäufender Hund gewährt immer einen Zeitvertreib,«« Ich näherte mich der Brüstung und erblickte den Rand des Wassers entlang einen Haufen von Menschen, welche die Arme in die Höhe hoben und sich bückten, um etwas aus der Erde zu sehen, wobei sie Ach! und Ach! schrieten, daß die Seine hätte austreten sollen. Ich näherte mich, dieses Etwas . . . errathe, was es war. . .«

»Es war Dirmer,« sprach Maurice mit düsterem Tone.

»Ja. Wie kannst Du das errathen? Ja, Dirmer, der sich ganz allein den Bauch geöffnet hatte; der Unglückliche hat sich ohne Zweifel zur Sühnung getödtet.«

»Ah!« sagte Maurice mit einem finsternen Lächeln, »das dachtest Du?«

Geneviève ließ ihren Kopf in ihre Hände fallen, sie war zu schwach, um so viele auf einander folgende Gemüthsbewegungen zu ertragen.

»Ja, das dachte ich, insofern man seinen blutigen Säbel bei ihm gesunden . . . wenn er nicht etwa irgend Einem begegnet ist.«

Ohne etwas zu sagen, benutzte Maurice, die Zeil, wo es Geneviève in ihrer Niedergeschlagenheit nicht sehen konnte, öffnete seinen Rock und zeigte Lorin seine blutige Weste und sein blutiges Hemd.

»Ah! das ist etwas Anderes,« sagte Lorin.

Und er reichte Maurice die Hand.

»Höre,« sprach er sodann, sich an das Ohr von Maurice neigend, »da man mich nicht durchsucht hat, weil ich bei meiner Rückkehr sagte, ich gehöre zum Gefolge von Herrn Sanson, so habe ich das Messer immer noch . . .«

Maurice ergriff die Waffe mit einer Bewegung der Freude.

»Nein,« versetzte er, »sie würde zu sehr leiden.«

Und er gab das Messer Lorin zurück.

»Du hast sehr Recht,« sprach dieser, »es lebe die Maschine von Herrn Guillotin! Was ist die Maschine von Herrn Guillotin! Ein Schneller auf den Hals, wie Danton gesagt hat. Was ist ein Schneller?«

Und er warf das Messer mitten in die Gruppe der Verurtheilten.

Einer derselben nahm es, stieß es sich in die Brust, und stürzte aus der Stelle todt nieder.

In demselben Augenblick machte Geneviève eine Bewegung und ließ einen Schrei hören. Sanson hatte ihr die Schulter berührt.

---

## LV.

*Es lebe Simon!*

Bei dem von Geneviève ausgestoßenen Schrei begriff Maurice, daß der Kampf beginnen sollte.

Die Liebe kann die Seele bis zum Heldenmuth erheben und begeistern; die Liebe kann, gegen den natürlichen Instinct, ein menschliches Geschöpf dahin treiben, daß es den Tod wünscht; aber sie erstickt in ihm nicht die Furcht vor dem Schmerz. Geneviève empfing offenbar geduldiger und hochherziger den Tod, seit Maurice mit ihr starb; doch die Resignation schloß das Leiden nicht aus; und aus dieser Welt austreten heißt nicht nur in den Abgrund fallen, den man das Unbekannte nennt, es heißt auch im Fallen leiden.

Maurice umfasste mit einem Blick die ganze gegenwärtige Szene und mit einem Gedanken die ganze Szene, welche daraus folgen sollte.

Mitten im Saale ein Leichnam, aus dessen Brust ein Gendarme, als er niederstürzte, das Messer gerissen hatte, aus Furcht, es könnte Anderen dienen.

Um ihn her Menschen stumm vor Verzweiflung, kaum auf ihn merkend, mit einem Bleistift in eine Briefftasche Worte ohne Folge schreibend, oder einander die Hände drückend, die Einen ohne Unterlaß, wie es die Wahnsinnigen thun, einen geliebten Namen wiederholend, oder ein Portrait, einen Ring, eine Haarflechte mit Thränen befeuchtend, die Andern wüthende Verwünschungen gegen die *Tyrannie* ausstoßend, ein banales Wort, stets von der ganzen Welt verflucht und sogar zuweilen von den Tyrannen.

Mitten unter diesen Unglücklichen Sanson, minder beschwert durch seine vier und fünfzig Jahre, als durch den Ernst seines finsternen Amtes; Sanson, so sanft, so tröstend, als es ihm seine traurige Sendung zu sein erlaubte, dem einem Rath, jenem eine traurige Ermuthigung ertheilend, und stets bewaffnet mit christlichen Werten, um die Verzweiflung wie der Prahlerei zu erwidern.

»Bürgerin,« sagte er zu Geneviève, »Sie müssen das Halstuch ablegen und die Haare aufbinden oder abschneiden, wenn es beliebt.«

Geneviève zitterte.

»Auf, meine Freundin, Muth gefasst,« sprach Lorin mit sanftem Tone.

»Kann ich selbst die Haare von Madame aufbinden?« fragte Maurice.

»Oh! ja, er!« rief Geneviève, »ich bitte Sie darum, Herr Sanson.«

»Thun Sie es,« sprach der Greis und wandte seinen Kopf ab.

Maurice löste seine von der Wärme seines Halses laue Binde, Geneviève küßte sie, kniete vor dem jungen Manne nieder und bot ihm diesen reizenden Kopf, der in ihrem Schmerze noch schöner war, als er es je in ihrer Freude gewesen.

Nachdem Maurice die traurige Operation beendet hatte, waren seine Hände so zitternd, lag so viel Schmerz in dem Ausdruck seines Gesichtes, daß Geneviève ausrief:

»Oh! ich habe Muth, Maurice.«

Sanson wandte sich um.

»Nicht wahr, mein Herr, ich habe Muth?« sagte sie.

»Gewiß, Bürgerin, und zwar einen wahren Muth,« antwortete der Scharfrichter mit bewegter Stimme.

Mittlerweile hatte der erste Gehilfe die von Fouquier-Tinville übersandte Liste durchlaufen.

»Vierzehn,« sagte er.

Sanson zählte die Verurtheilten.

»Fünfzehn, den Tobten einbegriffen,« sprach Sanson, »wie kommt das?« .

Lorin und Geneviève zählten nach ihm, bewegt durch einen und denselben Gedanken.

»Sie sagen, es seien nur vierzehn Berurtheilte, und wir sind unserer fünfzehn?« sagte sie.

»Ja, der Bürger Fouquiers-Tinville muß sich getäuscht haben.«

,Oh! Du logst,« sprach Geneviève zu Maurice, »Du warst nicht verurtheilt.«

»Warum bis morgen warten, während Du heute stirbst?« erwiderte Maurice.

»Freund,« sagte sie lächelnd, »Du beruhigst mich: ich sehe nun, daß es leicht ist, zu sterben.«

»Lorin,« sprach Maurice, »Lorin, zum letzten Male. . . Niemand kann Dich hier erkennen . . . sage, Du seist gekommen, um Abschied zu nehmen . . . sage, Du seist aus Irrthum eingelassen worden . . . rufe den Gendarme, der Dich hat hinausgehen sehen. Ich werde der wahre Verurtheilte sein, ich, der ich sterben muß; doch Du, wir flehen Dich an, Freund, mache uns die Freude, zu leben, um unser Andenken zu bewahren; es ist noch Zeit, Lorin, wir flehen Dich an.«

Geneviève faltete bittend ihre Hände.

Lorin nahm die beiden Hände der jungen Frau und küßte sie.

»Ich habe nein gesagt, und das ist nein,« erwiderte Lorin mit festem Tone; »sprechen wir nicht mehr davon, oder ich muß in der That am Ende glauben, ich belästige Euch.«

»Vierzehn,« wiederholte Sanson, »und es sind fünfzehn.«

Dann erhob er die Stimme und rief:

»Hört, ist einer hier, der Einsprache thut? .Kann einer beweisen, daß er sich auf einem Irrthum hin hier befindet?«

Vielleicht öffnete sich der Mund von Einigen bei dieser Frage, doch er schloß sich wieder, ohne ein Wort zu sprechen; diejenigen, welche gelogen hätten, schämten sich, zu lügen; derjenige, welcher nicht gelogen hätte, wollte nicht sprechen.

Es trat ein Stillschweigen von mehreren Minuten ein; die Gehilfen setzten mittlerweile ihr trauriges Geschäft fort.

»Bürger, wir sind bereit. . .« sprach nun die dumpfe, feierliche Stimme des alten Sanson.

Einiges Schluchzen und einige Seufzer antworteten aus diese Stimme.

»Nun wohl! es sei!« sagte Lorin.

»Sterben für das Vaterland.

Ist, bei Gott! das schönste Loos.«

»Ja, wenn man für das Vaterland stirbt, doch ich fange offenbar an zu glauben, daß wir nicht für dasselbe sterben; wir sterben für das Vergnügen derjenigen, welche uns sterben sehen. Meiner Treue! Maurice, ich bin Deiner Ansicht, die Republik ekelt mich allmählig an.«

»Den Ausruf,« sagte ein Commissär an der Thüre.

Mehrere Gendarmen traten in den Saal und versperrten so die Ausgänge, indem sie sich zwischen das Leben und die Verurtheilten stellten, als wollten sie diese verhindern, dorthin zurückzukehren.

Man machte den Ausruf.

Maurice, der den Verurtheilten, welcher sich mit dem Messer von Lorin getödtet, vor dem Tribunal gesehen hatte, antwortete, als man seinen Namen aussprach. Es fand sich sodann, daß nur der Todte zu viel war.

Man trug ihn aus dem Saale.

Hätte sich seine Identität nachweisen lassen, hätte man in ihm einen Verurtheilten erkannt, so wäre er, obgleich todt, mit den Andern guillotiniert worden.

Die Überlebenden wurden gegen den Ausgang getrieben.

Sobald einer an der Pforte vorüber kam, band man ihm die Hände aus den Rücken.

Zehn Minuten lang wurde nicht ein Wort unter diesen Unglücklichen ausgetauscht.

Die Henker allein sprachen und handelten.

Maurice, Geneviève und Lorin, die sich nicht länger halten konnten, preßten sich an einander, um nicht mehr getrennt zu werden. Dann wurden die Verurtheilten aus der Conciergerie in den Hof getrieben.

Hier war das Schauspiel gräßlich.

Mehrere wurden beim Anblick der Henkerskarren schwach; die Schließer halfen ihnen aufsteigen.

Man hörte hinter den noch geschlossenen Thüren die verworrenen Stimmen der Menge, und errieth aus dem Lärmen, daß sie zahlreich war.

Geneviève stieg mit ziemlich viel Kraft aus den Karren; Maurice unterstützte sie mit dem Ellenbogen. Maurice sprang rasch hinter ihr auf.

Lorin beeilte sich nicht. Er wählte seinen Platz und setzte sich zur Linken von Maurice.

Die Thüren öffneten sich; in den ersten Reihen war Simon.

Die zwei Freunde erkannten ihn, er sah sie.

Er stieg auf einen Weichstein, um welchem die Henkerskarren vorüberkommen mußten; es waren drei. Der erste Karren erschütterte sich, aus diesem saßen die die Freunde.

»Ei! guten Morgen, schöner Grenadier,« sagte Simon zu Lorin; »ich glaube, Du willst meinen Kneif versuchen.«

»Ja,« erwiderte Lorin, »und ich werde mir Mühe geben, ihn nicht zu schartig zu machen, damit er Dir auch noch das Leder durchschneiden kann.«

Die zwei andern Karren setzten sich, dem ersten folgend, in Bewegung.

Ein furchtbarer Sturm von Schreien, von Bravos, von Seufzern, von Verwünschungen brach um die Verurtheilten her los.

»Muth, Geneviève, Muth,« flüsterte Maurice.

»Oh!« erwiderte die junge Frau, »ich beklage nicht das Leben, da ich mit Dir sterbe. Ich beklage es, daß ich die Hände nicht frei habe, um Dich, ehe ich sterbe, in meine Arme schließen zu können.«<sup>^</sup>

»Lorin,« sagte Maurice, »suche in meiner Westentasche, Du wirst ein Federmesser darin finden.«

»Oh, Gott!« versetzte Lorin, »wie willkommen ist mir das Federmesser! es demüthigte mich, daß ich gebunden wie ein Kalb in den Tod gehen sollte.«

Maurice senkte seine Tasche bis zu der Hohe der Hände von Lorin, Lorin nahm das

Federmesser heraus; dann öffneten sie es mit einander, Maurice nahm es zwischen seine Zähne und durchschnitt die Stricke, welche die Hände von Lorin banden.

Lorin leistete, von seinen Stricken befreit, Maurice denselben Dienst.

»Beeile Dich,« sagte der junge Mann, »siehe, Geneviève wird ohnmächtig.«

Um diese Operation zu vollbringen, hatte sich Maurice einen Augenblick von der armen Frau abgewendet, und als ob ihre ganze Kraft von ihm käme, schloß sie ihre Augen und ließ ihren Kopf aus die Brust fallen.

»Geneviève,« sprach Maurice, »Geneviève öffne Deine Augen, meine Freundin, wir haben nur noch einige Minuten uns in dieser Welt zu sehen.«

»Diese Stricke verwunden mich,« flüsterte die junge Frau.

Maurice band sie los.

Sogleich öffnete sie die Augen wieder und erhob sich, von einer Begeisterung erfaßt, welche sie vor Schönheit blendend machte.

Sie umschlang mit einem Arm den Hals von Maurice, ergriff mit der andern Hand die von Lorin, und auf dem Karren stehend, zu ihren Füßen die zwei anderen Opfer, welche in den Stumpfsinn eines zum Voraus erlittenen Todes begraben lagen, warfen alle Drei dem Himmel, der ihnen frei sich auf einander zu stützen erlaubte, eine Gebärde und einen Blick des Dankes zu.

Das Volk, welches sie mit Schmähungen überhäufte, als sie saßen, schwieg, als es die Freunde aufrecht stehen sah.

Man gewahrte das Schafott.

Maurice und Lorin sahen es, Geneviève sah es nicht, sie schaute nur ihren Geliebten an.

Der Karren blieb stille stehen.

»Ich liebe Dich,« sprach Maurice zu Geneviève, »ich liebe Dich!«

»Die Frau zuerst, die Frau zuerst!« riefen tausend Stimmen.

»Ich danke, Volk,« sprach Maurice; »wer sagte doch, du wärest grausam?«

Er nahm Geneviève in seine Arme und trug sie, seine Lippen auf ihre Lippen gedrückt, in die Arme von Sanson,

»Muth,« rief Lorin, »Muth!«

»Ich habe,« antwortete Geneviève, »ich habe.«

»Ich liebe Dich!« flüsterte Maurice; »ich liebe Dich!«

Es waren nicht mehr Opfer, die man erwürgte, es waren Freunde, die sich aus dem Tode ein Fest bereiteten.

»Gott befohlen!« rief Geneviève Lorin zu.

»Aus Wiedersehen!« antwortete dieser.

Geneviève verschwand unter dem unseligen Schwengel.

»Nun Du!« sagte Lorin.

»Du!« versetzte Maurice.

»Höre! sie ruft Dich!«

Geneviève stieß in der That ihren letzten Schrei aus.

»Komm!« rief sie.

Ein gewaltiges Geräusch machte sich in der hörbar. Der schöne, anmuthige Kopf war gefallen.

Maurice stürzte vor.

»Das ist nur zu billig,« sprach Lorin, »folgen wir der Logik. Verstehst Du mich, Maurice?«

»Ja.«

»Sie liebte Dich, man tödtet sie zuerst; Du bist nicht verurtheilt, Du stirbst als der Zweite; ich, der ich nichts getan habe und der Strafbarste von allen Dreien bin, komme zuletzt.

»Alle Dinge zu erklären,  
Muß die Logik sich bewähren.«

»Meiner Treue, Bürger Sanson, ich hatte Dir einen Quatrain versprochen, doch Du wirst Dich mit einem Doppelverse begnügen,«

»Ich liebte Dich,« flüsterte Maurice, an das Unglücksbrett gebunden und dem Kopfe seiner Freundin zulächeln«, »ich lieb . . .«

Das Messer schnitt ihm die Hälfte des Wortes ab.

»Nun kommt es an mich,« rief Lorin aus das Schafott springend, »und geschwinde! denn in der That, ich verliere den Kopf darüber. Bürger Sanson, ich habe Dich um zwei Verse Bankerott gemacht, doch ich biete Dir dafür einen Calembour,«

Sanson band ihn ebenfalls.

»Hört,« sagte Lorin, »es ist die Mode, irgend etwas leben zu lassen, wenn man stirbt. Früher rief man: Es lebe der König! doch es gibt keinen König mehr; seitdem hat man: Es lebe die Freiheit! gerufen, doch es gibt keine Freiheit mehr; meiner Treue: Es lebe Simon! der uns alle Drei vereinigt!«

Und der Kopf des edlen jungen Mannes fiel neben die Köpfe von Maurice und Geneviève!

E n d e.

## Fußnoten

- 1 Muscadin nannte man während der Revolution in Frankreich die nach der Mode gekleideten Herren, besonders wegen der wohlgerüche, die sie verbreiteten, im Gegensatz zu den Sansculottes.
- 2 A Orient, im Osten
- 3 Man unterschied zwischen Septembriseur und Septembrist. Septembriseur war einer, der an den im September 1792 verübten Mordthaten Theil genommen. Septembrist einer, der denselben keinen unmittelbaren Antheil genommen, wohl aber sie gebilligt hatte. Der Uebers.
- 4 Madame steigt auf den Thurm u.s.w.
- 5 Es lebe die Göttin Vernunft!  
Eine reine Flamme, ein sanftes Licht.
- 6 Maiblümchen
- 7 Decadi, der zehnte Tag einer Decadc im republikanische Kalender, wie der Sonntag gefeiert.
- 8 Ein Fehler aus Mangel an Erfahrung oder aus Unwissenheit.
- 9 In Frankreich nennt man Titulaire den wirklichen Besitzer eines Amtes, wenn er es auch nicht selbst verwaltet.
- 10Jacinthe gleich Hyacinthe
- 11So lang ich atme, hoffe ich.
- 12Das ehemalige Carmeliter Kloster.
- 13Die reinste Freundschaft vereinigte unsere Herzen,  
sie liebte mich als Bruder, ich liebte sie als Schwester.  
Wir mußten oben den Vers in französischer Sprache wegen des unmittelbar darauf Folgenden wiederholen, Was hier erzählt wird, ist historisch.